

KÄRNTNER ARMUTSSTUDIE 2024

Evelyn Dawid

LAND  KÄRNTEN

Auftraggeber:

Kärntner Netzwerk gegen Armut und soziale Ausgrenzung

Kooperationspartner·innen:

Land Kärnten
Kammer für Arbeiter und Angestellte für Kärnten
Caritas Kärnten
Diakonie de La Tour
Volkshilfe Kärnten
pro mente kärnten

Text:

Autorin: Dr.ⁱⁿ Evelyn Dawid
Lektorat: Dr. Robert Schlesinger

Projektleitung und -koordination: Kärntner Netzwerk gegen Armut und soziale Ausgrenzung

Leitung: DSA Christian Eile, M.S.M., BSc
Koordination: Alexander Brenner-Skazedonig, BA MA

Wissenschaftliche Leitung und Durchführung

Leitung: Dr.ⁱⁿ Evelyn Dawid

Befragung Armutsbetroffene
Interviews und Auswertung: Dr.ⁱⁿ Evelyn Dawid
wissenschaftliche Mitarbeit: Dr. Robert Schlesinger

Befragung Sozialexpert·innen
Datenerhebung, -analyse und -aufbereitung: Alexander Reichmann (RCC)
Interpretation: Dr.ⁱⁿ Evelyn Dawid

Copyright © 2024 Evelyn Dawid

Kärntner Netzwerk gegen Armut und soziale Ausgrenzung
c/o Caritas Kärnten
z.Hd. DSA Christian Eile, M.S.M., BSc
Sandwirtgasse 2
9010 Klagenfurt am Wörthersee
office@armutsnetzwerk.at
www.armutsnetzwerk.at

Alle Rechte vorbehalten: Jede Verwertung (auch auszugsweise) ist ohne schriftliche Zustimmung der Projektleitung und/oder der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für jede Art der Vervielfältigung, der Übersetzung sowie für die Verbreitung und Einspeicherung in elektronische Medien wie zB dem Internet.

Klagenfurt, Juni 2024

Inhalt

Inhalt	1
Abbildungsverzeichnis	3
Tabellenverzeichnis	4
Die Kärntner Armutsstudie 2024 – Armut sichtbar gemacht.....	5
Zentrale Ergebnisse	6

Teil 1: Armut in Kärnten aus 18 individuellen Perspektiven

Ergebnisse persönlicher Interviews mit Betroffenen, Oktober 2023

1. Einleitung – Was ist Armut?	10
2. Die Gesprächspartner:innen.....	14
3. Der lange Atem der Armut	17
3.1. Frühe Wurzeln	18
3.1.1 Häusliche Gewalt.....	21
3.1.2 Suchterkrankungen der Eltern	22
3.1.3 Verlustreiche und brüchige Kindheit und Jugend	23
3.1.4 Zwischen Ausgrenzung und den „falschen Freund:innen“	25
3.1.5 Bildungsabbrüche.....	26
3.2. Teufelskreise.....	30
3.2.1 Wellenlinien, endlose Kreise und dann doch eine Gerade	30
3.2.2 Zwischen psychischer Beeinträchtigung und Arbeitslosigkeit	35
3.2.3 Zu viel gearbeitet: Burnout – ein „männlicher“ Weg in Armut.....	43
3.2.4 Keine Armut im ländlichen Raum?	50
3.2.5 Alkoholsucht, andere Abhängigkeiten, „falsche Freund:innen“	60
3.2.6 Vorstrafen und Gefängnisaufenthalte.....	67
3.2.7 Frauengeleitete Migration: Arbeit, Liebe, Flucht	72
3.2.8 Der Bruch ungeschriebener Regeln.....	89
3.3. Zwischen den Generationen: Eltern- und Kinderarmut	94
4. Das Eigenheim als Armutsfalle oder als Rettungsanker	100
5. Handlungsbedarf und Lösungsansätze aus zwei Perspektiven	112
5.1. Aus Sicht der Betroffenen	112
5.2. Aus Sicht von Entscheidungsträger:innen aus öffentlichem und Non-Profit-Sektor	119

Teil 2: Armut in Kärnten aus 315 professionellen Perspektiven**Ergebnisse Fragebogenerhebung, September 2013**

1.	Einleitung – Geschulte Blicke aus nächster Nähe.....	137
2.	Wer geantwortet hat – die Struktur der Stichprobe	139
	Art der Einrichtung: von Non-Profit-Einrichtungen bis zur öffentlichen Hand	139
	Regionale Verteilung: dichtes Angebot in Klagenfurt, Lücken am Land.....	139
	Die Respondent:innen: hohe Qualifikation und lange Berufserfahrung	141
	Das Angebot: Schwerpunkte bei Wohnen und Arbeit, Psyche und Familie.....	142
3.	Die Klient:innen – Armutsbetroffene und -gefährdete in Kärnten	144
3.1.	Wichtige Klient:innen-Gruppen im Detail	145
	Geschlecht: Frauen klar in der Mehrheit.....	145
	Stadt versus Land: viel Luft nach oben im ländlichen Raum	146
	Alter: Hindernisse beim Start ins Leben, Lücken in der Versorgung der Älteren	147
	Bildungsabschluss: ein Schlüssel zur Armutsprävention	148
	Haushaltsform: Alleinerzieher:innen und Großfamilien gut beraten.....	149
	Flucht- bzw. Migrationsgeschichte in der Familie: Integration durch Betreuung.....	150
	Behinderung als beträchtliches Armutsrisiko.....	151
3.2.	Veränderungen in Krisenzeiten.....	152
4.	Problemlagen – womit Kärntner Armutsgefährdete und -betroffene kämpfen.....	154
4.1.	Ein Überblick vorweg.....	154
4.2.	Finanzielle Engpässe.....	159
4.3.	Wohnen	164
4.4.	Gesundheit	172
4.5.	Arbeit und Qualifikation	176
4.6.	Familie und Kinder.....	180
4.7.	Mobilität	185
5.	Hürden und Hindernisse bei der Inanspruchnahme von Unterstützung	188
6.	Das letzte soziale Netz: die Sozialhilfe.....	194
7.	Der wechselseitige Reality Check: qualitative und quantitative Ergebnisse	198
	Literaturverzeichnis.....	201
	Anhang	206
	Forschungsdesign	206

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Worthäufigkeit – Interviews mit Armutsbetroffenen.....	13
Abbildung 2: Worthäufigkeit Interview Theo (22 Jahre) – Teil 1	18
Abbildung 3: Worthäufigkeit Interview Udo (47 Jahre)	31
Abbildung 4: Worthäufigkeit Interview Stefanie (45 Jahre).....	35
Abbildung 5: Worthäufigkeit Interview Peter (63 Jahre)	43
Abbildung 6: Worthäufigkeit Interview Wolfgang (41 Jahre) – Teil 1	45
Abbildung 7: Worthäufigkeit Interview Markus (28 Jahre).....	53
Abbildung 8: Worthäufigkeit Interview Oskar (66 Jahre).....	60
Abbildung 9: Worthäufigkeit Interview Theo (22 Jahre) – Teil 2 (Drogen)	65
Abbildung 10: Worthäufigkeit Interview Christoph (36 Jahre)	67
Abbildung 11: Worthäufigkeit Interview Anna (45 Jahre)	72
Abbildung 12: Worthäufigkeit Interview Ileana (28 Jahre)	75
Abbildung 13: Worthäufigkeit Interview Sara (55 Jahre)	80
Abbildung 14: Worthäufigkeit Interview Ava (38 Jahre).....	83
Abbildung 15: Worthäufigkeit Interview Edwin (53 Jahre).....	89
Abbildung 16: Worthäufigkeit Interview Gerda (63 Jahre).....	94
Abbildung 17: Worthäufigkeit Interview Patrizia (54 Jahre).....	100
Abbildung 18: Worthäufigkeit Interview Martina (45 Jahre).....	103
Abbildung 19: Worthäufigkeit Interview Karola (51 Jahre).....	106
Abbildung 20: Worthäufigkeit Interview Lukas (38 Jahre).....	109
Abbildung 21: Struktur der Stichprobe – Art der Einrichtung.....	139
Abbildung 22: Struktur der Stichprobe – Ort der Dienststelle	140
Abbildung 23: Struktur der Stichprobe – Ort der Dienststelle nach Art der Einrichtung.....	140
Abbildung 24: Struktur der Stichprobe – Funktion	141
Abbildung 25: Struktur der Stichprobe – berufliche Erfahrung in Jahren.....	141
Abbildung 26: Struktur der Stichprobe – Unterstützungsangebote nach Themenschwerpunkt	142
Abbildung 27: Klient:innen – Häufigkeit in Prozent	144
Abbildung 28: armutsbetroffene/-gefährdete Klient:innen – Geschlecht.....	145
Abbildung 29: armutsbetroffene/-gefährdete Klient:innen – Wohnort große Stadt, kleine Stadt, ländlicher Raum.....	146
Abbildung 30: armutsbetroffene/-gefährdete Klient:innen – Alter.....	147
Abbildung 31: armutsbetroffene/-gefährdete Klient:innen – höchster Bildungsabschluss	149
Abbildung 32: armutsbetroffene/-gefährdete Klient:innen – Haushaltsform	150
Abbildung 33: : armutsbetroffene/-gefährdete Klient:innen – Migrations-/Fluchtgeschichte	151
Abbildung 34: armutsbetroffene/-gefährdete Klient:innen – Behinderung.....	151
Abbildung 35: Klient:innen – Entwicklung.....	152
Abbildung 36: Worthäufigkeit 🔥 brennende Probleme der Armutsbetroffenen/-gefährdeten in Kärnten	154
Abbildung 37: Mit Armut verbundene Problemlagen – Überblick	155
Abbildung 38: Problemlagen – Entwicklung im letzten Jahr – Überblick.....	156
Abbildung 39: Pandemiebedingte Verschlechterungen bei Problemlagen von Armutsbetroffenen/- bedrohten.....	157
Abbildung 40: Worthäufigkeit 🔥 brennendes Problem: Finanzen.....	159

Abbildung 41: Finanzielle Problemlagen – Häufigkeit.....	160
Abbildung 42: Finanzielle Problemlagen – Entwicklung im letzten Jahr.....	160
Abbildung 43: Folgen von finanzieller Enge und Inflation	161
Abbildung 44: Strategien gegen finanzielle Enge und Inflation	162
Abbildung 45: Worthäufigkeit 🔥 brennendes Problem: Wohnen	164
Abbildung 46: Die wichtigsten Probleme Armutsbetroffener und -gefährdeter rund um das Thema Wohnen.....	165
Abbildung 47: Unterstützungsleistungen für Wohnungslose und von Wohnungslosigkeit Bedrohte	168
Abbildung 48: Worthäufigkeit 🔥 brennendes Problem: Gesundheit	172
Abbildung 49: Gesundheitliche Problemlagen – Häufigkeit	172
Abbildung 50: gesundheitliche Problemlagen – Entwicklung im letzten Jahr	173
Abbildung 51: Worthäufigkeit 🔥 brennendes Problem: Arbeit	176
Abbildung 52: Arbeit betreffende Problemlagen – Häufigkeit	176
Abbildung 53: Arbeit betreffende Problemlagen – Entwicklung im letzten Jahr.....	178
Abbildung 54: Worthäufigkeit 🔥 brennendes Problem: Familie und Kinder.....	180
Abbildung 55: Worthäufigkeit 🔥 brennendes Problem: Mobilität	185
Abbildung 56: Die wichtigsten Probleme Armutsbetroffener und -gefährdeter rund um das Thema Mobilität.....	186
Abbildung 57: Wichtigste Gründe für Non-Take-Up von Unterstützungsleistungen.....	189
Abbildung 58: Wirkung von Leistungen der Sozialhilfe nach Zielgruppen.....	196

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Unterstützungsleistungen der befragten Einrichtungen.....	143
--	-----

Die Kärntner Armutsstudie 2024 – Armut sichtbar gemacht

Wie leben Menschen mit sehr geringem Einkommen in Kärnten? Wie ihre Kinder? Was sind die Probleme, mit denen sie bereits lange kämpfen? Was ist in den letzten Jahren der fortgesetzten Krisen hinzugekommen? Welche Unterstützungsangebote stehen Armutsbetroffenen offen? Werden diese auch in Anspruch genommen? Das sind einige der Fragen, die von der Kärntner Armutsstudie 2024 beantwortet werden. **Sie beschreibt lebensnahe, wie Armut in Kärnten aussieht.** Interviews, in denen Armutsbetroffene selbst ihre Lebensgeschichten erzählen, machen den Alltag in Armut anschaulich; eine Online-Befragung bringt die Erfahrung einer großen Zahl von Sozialexpert:innen mit täglichem Klient:innen-Kontakt ein. Dazu kommen persönliche Gespräche mit ein paar ausgewählten Berater:innen und Betreuer:innen sowie zwei Fokusgruppen: die eine mit Führungspersonen aus Non-Profit-Organisationen, die andere mit wichtigen Vertreter:innen der öffentlichen Verwaltung. Insgesamt haben auf diese Weise rund 350 Menschen ihre persönliche Expertise in die Kärntner Armutsstudie 2024 eingebracht.

Die Studie nimmt 88.000 Menschen in den Blick, das sind 16 Prozent der Bevölkerung in Österreichs südlichstem Bundesland¹. Mit diesem Anteil von Armuts- und Ausgrenzungsgefährdeten liegt Kärnten im österreichischen Schnitt, wie die EU-SILC-Daten zeigen, die jährlich EU-weit erhoben werden. Diese sind für Österreich insgesamt, nicht aber für die einzelnen Bundesländer statistisch repräsentativ: Sucht man Details, sind die Daten aufgrund der geringen Fallzahlen oft nicht eindeutig interpretierbar. So fehlen zB Angaben über so wichtige armutsgefährdete Gruppen wie Alleinerzieher:innen oder Menschen mit familiärer Migrationsgeschichte. Die Kärntner Armutsstudie 2024 füllt diese Lücke ein Stück weit auf.

Jeder sechste Mensch in Kärnten ist von Armut bzw. sozialer Ausgrenzung bedroht, und trotzdem ist das Wissen darüber, wie ein Leben in oder nahe der Armut aussieht, gering – unter anderem, weil Scham eine Begleiterin von Armut ist: Man versucht zu verbergen, dass man an allen Enden und Ecken sparen muss. Und den fünf Sechsteln, die ein höheres Einkommen haben (die Armutsgefährdungsschwelle lag 2023, also bei der Erhebung für die Kärntner Armutsstudie, bei monatlich 1.572 Euro), ist es oft angenehmer, nicht allzu genau hinzusehen, wenn sich Armut einmal offenbart. Angenehm in diesem Sinne ist die Kärntner Armutsstudie 2024 nicht und will sie auch nicht sein. Denn sie nimmt die Armut ausdrücklich unter die Lupe; und macht nicht zuletzt Stimmen hörbar, die sonst wenig Chancen haben, zu Entscheidungsträger:innen vorzudringen – mit wissenschaftlichen Methoden in eine Form gebracht, die allgemeingültige Aussagen zulässt und Ansatzpunkte für Maßnahmen zur Armutsbekämpfung bietet.

Die Kärntner Armutsstudie fällt in eine Zeit, in der sich erstmals nach vielen Jahren die Hinweise häufen, dass die Armut in Österreich statistisch messbar ansteigt. Von 2022 auf 2023 ist zwar die Armutsgefährdung konstant geblieben, aber die tatsächliche materielle und soziale Benachteiligung und das Ausgrenzungsrisiko sind deutlich gestiegen, und das bedeutet: Immer mehr Menschen können die Kosten für die elementaren Dinge des Lebens nicht aufbringen und haben daher einen sehr niedrigen Lebensstandard.²

Zentrale Ergebnisse

Insgesamt brachten rund **350 Menschen** ihre unterschiedlichen Erfahrungen und Perspektiven in die Kärntner Armutsstudie ein. Es wurden in den qualitativen Teilen der Studie insgesamt **690 transkribierte Seiten** bzw. 2.095 Minuten (das sind knapp 35 Stunden) **Gesprächszeit** sowie im quantitativen Teil **Daten aus 315 langen Fragebögen** ausgewertet.

Die Analyse der 18 biografischen Interviews mit den Armutsbetroffenen gibt im Detail Aufschluss darüber, wie Menschen in Kärnten in Armut geraten, was sie längerfristig in Armut halten kann und welche Wege es aus ihr heraus gibt; die Fragebogenerhebung, an der 315 Kärntner Sozialexpert:innen aus dem Non-Profit- und dem öffentlichen Sektor sowie aus Interessenvertretungen teilgenommen haben, liefert dazu Bestätigung und statistische Daten.

Armut hat frühe Wurzeln: Betrachtet man die gesamten Lebensgeschichten von Menschen mit lang andauernder Armutserfahrung, dann treten außerordentlich häufig Erlebnisse in der Kindheit und Jugend zu Tage, die ein Leben in Armut wahrscheinlicher machen:

- **Armut in der Herkunftsfamilie**

Gut die Hälfte der Sozialexpert:innen hört von den Klient:innen (*sehr oft*), dass sie die Ausgaben für ihre Kinder nicht aufbringen können.

- **häusliche Gewalt** und (emotionale) Vernachlässigung

Knapp die Hälfte der Expert:innen hat (*sehr oft*) Klient:innen, die von häuslicher Gewalt betroffen sind, ein weiteres gutes Viertel *manchmal*.

- **Suchterkrankungen der Eltern**

59 Prozent der Kärntner Expert:innen arbeiten sehr oft mit Klient:innen mit Suchtkrankheiten.

- **verlustreiche und brüchige Kindheit und Jugend** (etwa durch den Tod wichtiger Bezugspersonen, häufige Wohnortswechsel, instabile Familienkonstellationen, Fremdunterbringung etc.)

- **Bildungsabbrüche**

Fast drei Viertel der Expert:innen betreuen (*sehr oft*) Klient:innen, die nicht mehr als die Pflichtschule hinter sich gebracht haben, 42 Prozent Absolvent:innen einer mittleren Schule oder Lehre, nur noch die Hälfte davon Menschen mit maximal Matura (21 %) und lediglich sieben Prozent Akademiker:innen.

All diese Probleme können aufgefangen werden: von der Familie selbst, von der Schule, vom sozialen Umfeld, vom Hilfesystem; und wenn das gelingt, ist es ein wichtiger Beitrag zur Armutsprävention. Gelingt es hingegen nicht, bleiben die Betroffenen ein Leben lang vulnerabel – und die Armut kann sie entweder zu einem scheinbar überraschenden Zeitpunkt erfassen oder schon von Jugend an begleiten.

Nahezu zwei Drittel der befragten Expert:innen berichten, dass 18- bis 29-Jährige (*sehr oft*) ihre Dienste in Anspruch nehmen (gegenüber nur rund einem Drittel, die *oft* oder *sehr oft* die Generation 65^{plus} betreuen).

Das soll freilich nicht heißen, dass Armut ausschließlich frühe Wurzeln haben kann. **Spätere mögliche Auslöser** sind:

- körperliche oder psychische **Erkrankungen** mit temporärer oder dauerhafter Arbeitsunfähigkeit (vor allem weil Krankengeld und Arbeitsunfähigkeitspension häufig unter der Armutsgefährdungsschwelle liegen)

- **Migration**

Gut die Hälfte der befragten Expert:innen betreut (sehr) häufig Arbeitsmigrant:innen, rund vier von zehn betreuen Geflüchtete.

- **Schulden** (sehr häufig durch Bau oder Erwerb eines Eigenheims)

Fast drei Viertel der Expert:innen haben (sehr) oft Klient:innen mit Schulden, nur ein Prozent berät oder betreut *niemals* Verschuldete.

- **prekäre Arbeitsverhältnisse** (zB in Leiharbeit, Scheinselbstständigkeit, geringfügiger Beschäftigung, selbstständige Tätigkeit als Ein-Personen-Unternehmer:innen oder Künstler:innen)

Die befragten Expert:innen haben zu 79 Prozent (sehr) oft mit armutsbetroffenen und -gefährdeten Klient:innen zu tun, die arbeitslos sind, zu 68 Prozent mit Working Poor, die trotz Erwerbsarbeit unter der Armutsgefährdungsschwelle leben, und zu 51 Prozent mit prekär Arbeitenden.

- **Unangepasstheit** bzw. „Andersartigkeit“ (von Arbeits- oder Familienverhältnissen, die nicht dem Mainstream entsprechen, bis hin etwa zu Migrationsgeschichte)

Armutsbiographien drehen sich häufig in Teufelskreisen: Wer lange in Armut verbleibt, durchläuft – natürlich mit individuellen Variationen – immer und immer wieder die Stationen Jobverlust, längere Arbeitslosigkeit, AMS-Maßnahmen, Wiedereinstieg in den Arbeitsmarkt, neuerlicher Jobverlust... und der Kreislauf beginnt von vorne. Begleitet und verschärft wird er in einem großen Teil der Fälle von **psychischen Beeinträchtigungen**, die sich sowohl aus den frühen Wurzeln als auch aus späteren Erfahrungen sowie dem Leben in Armut speisen.

81 Prozent der Sozialexpert:innen arbeiten sehr oft mit und für Klient:innen mit psychischen Problemen.

Ein weiterer verschärfender Faktor, der Menschen in Kärnten in Armut hält, ist das **Leben im ländlichen Raum**: Erstens gibt es am Land wesentlich weniger Hilfsangebote (zB für Obdachlose, die nur in Klagenfurt nachhaltige Versorgung erhalten), zweitens ist die Mobilität gerade für Armutsbetroffene ein oft unüberwindliches Problem.

Gut die Hälfte der Antworten stammt von Befragten, deren Dienststelle in Klagenfurt liegt, dazu kommen noch 16 Prozent aus Villach.

71 Prozent der Expert:innen aus Non-Profit-Einrichtungen haben (sehr) oft Klient:innen aus den drei größten Kärntner Städten Klagenfurt, Villach und Wolfsberg, gut die Hälfte aus den kleineren Städten und gar nur ein Viertel aus dem ländlichen Raum. Die Institutionen der öffentlichen Hand hingegen erreichen zu 66 Prozent auch die ländliche Bevölkerung.

Nahezu 80 Prozent der Befragten mit Dienststelle in Wolfsberg betreuen (sehr) oft armutsbetroffene oder -gefährdete Klient:innen, die Probleme mit der Mobilität haben (Spittal an der Drau: 67 %, Völkermarkt: 63 %).

Und was die Menschen drittens nicht aus den Teufelskreisen der Armut herausfinden lässt, sind die **Wohnkosten** – ohnehin schon hoch, sind sie durch die Inflation geradezu explodiert, und **leistbarer Wohnraum** (insbesondere Gemeinde- und Genossenschaftswohnungen) ist in Kärnten Mangelware.

85 Prozent der Befragten haben (sehr) oft Klient:innen, denen die laufenden Ausgaben für das Wohnen Schwierigkeiten bereiten.

Gut 70 Prozent von ihnen gaben an, seit der Teuerung öfter mit solchen Problemlagen konfrontiert zu sein.

64 Prozent haben (sehr) oft Klient:innen, die mit der Mietzahlung im Rückstand sind.

Viertens schließlich werden die Teufelskreise der Armut in Gang gesetzt und gehalten, weil den Betroffenen die **Informationen** über das vorhandene Hilfsangebot **fehlen**, aber auch weil die **Scham** – als ständige Begleiterin von Armut – einer Inanspruchnahme im Weg steht.

Rund 70 Prozent der Expert:innen gaben an, dass die Inanspruchnahme von Hilfe vor allem am mangelnden Wissen über die Unterstützungsleistungen scheitert und 59 Prozent, dass sich ihre Klient:innen dafür schämen, Hilfe zu brauchen.

Was der Armut laut Ergebnissen der Kärntner Armutsstudie vorbeugen und abhelfen kann:

- **Präventionsnetze** gegen die frühen Wurzeln von Armut: Zusammenarbeit von Einrichtungen der öffentlichen Hand, der Sozialwirtschaft, des Gesundheitswesens und des Bildungssystems zur Betreuung der ganzen Familie in Bezug auf alle Problemlagen (statt Kinder und Erwachsene ebenso getrennt zu behandeln wie zB Sucht, Arbeitslosigkeit oder häusliche Gewalt).
- **Betreuungsketten** zur Durchbrechung der Teufelskreise: Wenn ein (zB Arbeitsmarkt-)Projekt endet, sollte nicht gleichzeitig die Betreuung der betroffenen Person enden.
- **Verbesserung der personellen Ressourcen im öffentlichen Hilfesystem**: Personalaufstockung, Qualifizierung, Supervision etc., mit dem Ziel, individuelle und vertrauensvolle Beratungs- und Betreuungsverhältnisse mit den Betroffenen aufzubauen.
- **Verbesserung der Versorgung des ländlichen Raums**: durch mobile Hilfsangebote, die dem Wunsch nach Anonymität Rechnung tragen, einerseits, und durch den Aufbau einer dezentralen Infrastruktur auch an stationären Einrichtungen andererseits.
- **nachhaltige Bekämpfung von Arbeitslosigkeit**: Qualifizierbarkeit vor Qualifizierung, dann individuell maßgeschneiderte Qualifizierung mit Zukunftsperspektive, und dann erst Jobvermittlung,
- **bessere ökonomische Absicherung bei (schweren) Erkrankungen**: keine Kündigungen im Krankenstand, existenzsicherndes Krankengeld bzw. Berufsunfähigkeitspension unabhängig vom vorher erzielten Einkommen.
- Schaffung einer **sozialen Absicherung für EPUs**, leistbar und den Erfordernissen von Selbstständigen angemessen.
- **prekäre Arbeitsverhältnisse gesetzlich unterbinden**.

Teil 1

Armut in Kärnten aus 18 individuellen Perspektiven

Ergebnisse persönlicher Interviews mit Betroffenen, Oktober 2023

1. Einleitung – Was ist Armut?

Armut hat ihre Wurzeln häufig schon in den ersten Lebensjahren. Sie begleitet manche Menschen ihr Leben lang, tritt bei anderen erst im Lauf der Zeit auf. Sie kann dauerhaft oder vorübergehend sein. Sie hat viele verschiedene Ursachen und Erscheinungsformen. In langen Interviews erzählten 18 Armutsbetroffene und -gefährdete, wie sie in (die Nähe von) Armut geraten sind, und was es heißt, in Kärnten mit einem äußerst engen Haushaltsbudget zu leben.

Dass Armut in unserer wohlhabenden Gesellschaft in vielen Variationen auftritt, lässt den Begriff, je näher man ihn betrachtet, immer weniger greifbar erscheinen. Und so kam in den verschiedenen Erhebungsphasen der Kärntner Armutsstudie (mehr zum Forschungsdesign s. S. 206) regelmäßig die Frage auf: Was ist Armut? Was ist konkret gemeint, wenn in der Studie von Armut die Rede ist?

Die **Wissenschaft liefert klare Definitionen von Armutⁱ**. Um Armut zu messen, stellt sie in aller Regel Vergleiche an. Einerseits setzt sie das Einkommen in Relation zum Durchschnitt: Personen und Haushalte, deren Nettoeinkommenⁱⁱ unter 60 Prozent des Medians eines Landes liegt, gelten im EU-Kontext als armutsgefährdet. Armut wird hier als Mangel an Ressourcen verstanden. Da die Menschen aber andererseits je nach Familienkonstellation, Wohnung, Gesundheitszustand, Wohnort etc. unterschiedlich gut mit einem bestimmten Betrag das Auslangen finden, werden auch die Ausgaben berücksichtigt: Wer die Kosten für die grundlegenden Dinge des Lebens nicht aufbringt und deshalb einen im Vergleich sehr niedrigen Lebensstandard hat, gilt als depriviert. Die Deprivation ist ein absolutes, die Armutsgefährdung hingegen ein relatives Armutsmaß.³ Die Kärntner Armutsstudie verwendet diese EU-weit anerkannten Definitionen von Armut.

Manchen Gesprächspartner:innen hingegen bereitet Kopfzerbrechen, dass Menschen als armutsbetroffen gelten, wenn sie zwar weniger als die Mehrheit, aber doch mehr als nur das Grundlegendste haben. Das gilt insbesondere für Ältere und in einfachen Verhältnissen Aufgewachsene – für sie sind nur jene Menschen „arm“, die hungern, bitter frieren oder im Freien schlafen müssen.

„Die ganze Debatte jetzt über Armut, glaube ich, geht ein bisschen daneben. (...) In Radio Kärnten hat es einen Reporter gegeben, (...) das war der Kühlschrankschpieler. Der ist irgendwie hingefahren durchs Land raus am Nachmittag, hat geklingelt, hat gesagt: Ich schaue jetzt in den Kühlschrank hinein. (...) Im Mölltal oben sind sie hineingegangen zu einer Pensionistin. (...) Schaut in den Kühlschrank hinein. Am 24. September war das. An das Datum kann ich mich extra erinnern. Der Kühlschrank gedroschen leer. Leer. Und dann hat er gesagt: ‚Haben Sie nichts zum Essen?‘ Sagt die: ‚Nein, seit gestern nicht mehr. Bis die nächste Rente kommt, war es das.‘ Dann hat er noch einmal nachgefragt, hat er gesagt: ‚Ja. Wie kommen Sie aus?‘ Hat sie gesagt: ‚Ja. Ein bisschen ein Brot habe ich noch. Das muss reichen.‘ (...) Das bedeutet für mich jetzt Armut. Wenn einer nichts mehr zum Beißen hat, wenn er nicht weiß, wie er die Lebensmittel zahlen kann.“ (Peter, 63 Jahre)

ⁱ „Als armutsgefährdet gelten nach EU-Vorgaben jene Personen, deren bedarfsgewichtetes Pro-Kopf-Nettohaushaltseinkommen weniger als 60 Prozent des Median-Einkommens eines Landes beträgt.“

Als erheblich materiell und sozial benachteiligt gilt nach EU-Vorgaben, wer sich von 13 Merkmalen, die als Mindestlebensstandard festgelegt wurden, mindestens sieben nicht leisten kann. Diese reichen von unerwarteten Ausgaben bis zu 1.370 Euro (2023) über Freizeitaktivitäten bis hin zu einer angemessenen warmen Wohnung.“ (Statistik Austria – online. EU-Definitionen zum Indikator Armuts- oder Ausgrenzungsgefährdung)

ⁱⁱ Gemeint ist das äquivalisierte Nettoeinkommen: „Pro Haushalt wird (...) ein Grundbedarf angenommen (Gewicht von 1 für die erste Person), für jede weitere erwachsene Person ein Gewicht von 0,5 und pro Kind unter 14 Jahren von 0,3.“ (Statistik Austria – online: Haushaltseinkommen).

Doch aus den aktuellen Idealvorstellungen, wie unsere Gesellschaften aussehen und funktionieren sollten, leiten sich höhere Ansprüche und in weiterer Folge auch ein umfassenderes Verständnis von Armut ab. Gut abzulesen ist dies zum Beispiel an den Nachhaltigkeitszielen der Vereinten Nationen (UNO), die im Jahr 2015 in der so genannten **Agenda 2030**⁴ in der Generalversammlung der UNO von allen 193 Mitgliedsstaaten verabschiedet wurde. Gleich das erste dieser insgesamt 17 Ziele (SDGs – Sustainable Development Goals) lautet „Keine Armut“, das zweite – da gibt es Übereinstimmung mit dem oben zitierten Gesprächspartner – „Kein Hunger“, und das zehnte „Keine Ungleichheit“. Die Agenda 2030 formuliert als zentralen Anspruch, „niemanden zurückzulassen“: „Leave No One Behind“ – „the unequivocal commitment of all UN Member States to eradicate poverty in all its forms, end discrimination and exclusion, and reduce the inequalities and vulnerabilities that leave people behind and undermine the potential of individuals and of humanity as a whole“. ⁱⁱⁱ Dieser Bezug auf die Nachhaltigkeitsziele der UNO ist für die Kärntner Armutsstudie durchaus relevant, denn Kärnten ist das einzige österreichische Bundesland, das die Umsetzung der Agenda 2030 explizit anstrebt und damit auch die Messlatte für die Armutsbekämpfung hoch legt.⁵

Die im Rahmen der Studie persönlich Befragten sprachen immer wieder explizit an, dass **Armut nicht nur auf materielle Aspekte beschränkt sei, sondern sich an vielen Merkmalen festmachen lasse**. Damit bestätigen sie implizit das wissenschaftliche Konzept, Armut nicht ausschließlich an Hand von Einkommen und Haushaltsbudget zu messen. Eine klinische Psychologin erklärte zum Beispiel beim Expert*innen-Interview am Beginn der Studie, sie und ihre Kollegen – ein Psychotherapeut und ein Lebensberater – hätten in ihrem Arbeitsalltag die Erfahrung gemacht: „Armut ist ja materiell und auch immateriell. Und die psychische Armut ist ja auch ganz, ganz was Wichtiges. Und psychische Armut und materielle Armut sind nicht trennbar.“ (Psychologin, Non-Profit-Einrichtung) Sie spricht damit eines der bedeutenden Problemfelder rund um Armut an: Psychische Erkrankungen und Beeinträchtigungen führen regelmäßig in Armut; und Armut zieht sehr häufig psychische Probleme nach sich. So ist es nicht erstaunlich, dass mehr als die Hälfte der befragten 18 Armutsbetroffenen und -gefährdeten unter einem schlechten psychischen Gesundheitszustand leiden.

Was den Befragten ebenfalls klar ist: **Die Höhe des Einkommens allein sagt nicht alles darüber aus, wie gut oder schlecht man bis zum Ende des Monats über die Runden kommt**. Dass die Kosten für das Wohnen hier zentral sind, zeigen nicht nur neuere Ergebnisse der Armutsforschung rund um die Teuerung der letzten Jahre⁶, sondern auch die Kärntner Armutsstudie, und das gleich zweifach, nämlich sowohl in der Online-Befragung der Sozialexpert*innen (s. S. 137) als auch in den Interviews. In ihnen wurde noch ein weiterer Faktor mehrmals angesprochen: das „Wirtschaften“, und zwar meist als die wertvolle Fertigkeit, aus wenig viel zu machen und so leichter mit dem Wenigen auszukommen. Diese Fertigkeit hätten eher ältere Menschen, die deshalb in Krisensituationen eine Resilienz aufwiesen, die Jüngeren fehle, war in den Interviews zu hören – häufig mit der Forderung verbunden, das Wirtschaften (neben anderen praktischen Fertigkeiten) Kindern und Jugendlichen bereits in der Schule beizubringen. Manchmal lief die Argumentation aber auch anders: Nur wer am Wirtschaften scheitere, sei de facto armutsbetroffen. Damit wird Armut als individuelles Versagen und nicht als strukturelles Problem wahrgenommen. Diese Sichtweise ist eine verständliche und tröstliche Strategie, die eigene Armutsbetroffenheit auszublenden bzw. zu „besiegen“, birgt aber die Gefahr, Armutsbekämpfung zu einer Privatangelegenheit zu erklären.

ⁱⁱⁱ Übersetzung: „... die eindeutige Verpflichtung aller UN-Mitgliedstaaten, Armut in all ihren Formen zu beseitigen, Diskriminierung und Ausgrenzung zu beenden und die Ungleichheiten und Verwundbarkeiten zu verringern, die Menschen zurücklassen und das Potenzial des Einzelnen und der Menschheit als Ganzes untergraben.“ (UNSDG online)

„Ich glaube, die ältere Generation passt auf auf das Geld, kann zum Beispiel auf Vorrat kochen und so weiter und so fort, weil sie's halt vielleicht von früher kennen: Wir kochen jetzt was ein oder man kann aus mehreren Sachen des und des machen für zwei, drei Tage Essen, aber ich glaub, die jüngere Generation, die kann das nicht.“ (Sachbearbeiter-in Gemeinde)

„Meine Nachbarn, 70 Jahre, (...) lehren unsere Kinder sehr viel. Sie sagt immer, sie fährt jetzt runter auf die Felder, Röhrlsalat stechen. ‚Kommt mit!‘ Nachher fahren die Kinder mit, nachher lernen sie Röhrlsalat. Dann, wie die Spinatzeit war, haben wir Brennesselspinat gekocht, mit Pellkartoffeln, haben wir vom Feld geholt.“ (Martina, 45 Jahre)

„Es fängt an, kann ich wirtschaften? Was mach' ich mit den Sachen, die ich einkaufe? Kaufe ich richtig ein? Denk ich drüber nach, was ich tu damit? Ja? Ich lebe von 900 Euro, ja. Heute hab ich das AMS-Geld gekriegt. Ich bin gestern noch einmal einkaufen gegangen, Kleinigkeiten, und der Kühlschrank ist noch immer voll und der Gefrierschrank. Da machen die Leute was falsch.“

Da haben wir das Problem. Wenn man das nicht kennt und nicht kann und nicht weiß, wie es funktioniert, dann braucht man auch nicht hergehen und sagen: Ich bin arm. Da muss man sich einmal nach der Decke strecken, versuchen da das Beste draus zu machen. (...) Reichtum ist nicht die Brieftasche, die da drin ist. Reichtum ist da oben drinnen. Im Kopf.“ (Patrizia, 54 Jahre)

Dazu passt, dass in den Gesprächen auch zwischen **schuldloser und schuldhafter Armut** unterschieden wurde. Abgesehen davon, dass ein genauer Blick in die Biografien der Betroffenen, wie er in den folgenden Kapiteln angestellt wird, Schuldfragen verschwimmen lässt, wird auch hier Armut als ausschließlich individuelles Problem empfunden, und die strukturellen Ursachen werden ausgeblendet.

„Ich sage mir immer so, ich bin selber schuld. Weil das hätte ich müssen sehen. Aber es gibt alleinerziehende Mütter, DIE haben es schwer. Die können nur halbtags arbeiten. Der Mann sollte die Alimente zahlen, zahlt sie meistens nicht, oder viele nicht. Die kämpfen jetzt schon schwer mit dem Geld. Und diese gehörten schon unterstützt, weil die sind ja wirklich UNSCHULDIG drinnen.“ (Oskar, 66 Jahre)

Dieses Streiflicht über einige Gedanken der Interviewpartner_innen zeigt einerseits die Unsicherheit und auch das Unbehagen auf, vor denen selbst Armutserfahrene nicht gefeit sind, wenn in einem so wohlhabenden Land wie Kärnten die Rede auf Armut kommt. Das Streiflicht bestätigt aber auch die wissenschaftlichen Definitionen, die der Kärntner Armutsstudie zugrundeliegen. Ausgegangen wird bei diesen Definitionen ja stets von der materiellen Armut, in deren Folge und um die herum weitere Faktoren zu sozialer und ökonomischer Ausgrenzung führen können. Auf einen Blick erfassbar wird dies in der folgenden **„Wortwolke“**: Sie bildet jene Begriffe ab, die in den 18 Interviews mit den Betroffenen am häufigsten gefallen sind: je öfter, desto größer sind sie gedruckt und desto zentraler stehen sie in der Wolke. In der Mitte und besonders groß steht „Geld“, nicht weit davon „Euro“. Ins Auge fällt auch der prominente Platz von „Kind“. Wie dieser Bericht zeigt, geht es dabei um die eigene Kindheit – also einen Blick zurück in die Vergangenheit – genauso wie um die eigenen Kinder, die in der Gegenwart in Armut aufwachsen. Was außerdem besonders häufig angesprochen wurde: „Wohnung“ und „Haus“, „Frau“ und „Mann“, „Arbeit“ und „Job“. Es finden sich aber auch „Mutter“ und „Mama“, „Schule“, „Therapie“, „Alkohol“, „Gefängnis“ und „Deutsch“. Damit ist schon angerissen, worum es in der Kärntner Armutsstudie immer wieder geht.

2. Die Gesprächspartner·innen

Qualitative Studien haben etwas von Entdeckungsreisen in die Fremde. Die Forscher·innen untersuchen Lebenswelten, denen sie selbst nicht angehören und die sie nur begreifen können, wenn sie den Betroffenen die Gelegenheit geben, von besagten Lebenswelten möglichst frei und unbeeinflusst zu erzählen. Während des Forschungsprozesses verstehen sich qualitative Forscher·innen nicht als Expert·innen, die anderen die Welt erklären, sondern als Neugierige, die Unbekanntes kennenlernen. Auch am Anfang, bei der Wahl der Interviewpartner·innen, ist Offenheit gefordert, um nicht inhaltliche Schienen zu legen, die schließlich ins Leere führen.^{iv}

Die Vorgaben für die **Auswahl der Interviewpartner·innen** waren auch bei der Kärntner Armutsstudie allgemein gefasst. Gesucht – und schließlich befragt – wurden Menschen mit **Armutserfahrung** und dazu einige Personen aus Gruppen, deren **hohe ökonomische Verwundbarkeit** in den Krisen der letzten Jahre offensichtlich geworden ist, vor allem Ein-Personen-Unternehmer·innen. Von den soziodemografischen Merkmalen fanden nur wenige Berücksichtigung: Männer und Frauen sollten gleich stark vertreten sein, darüber hinaus alle Altersgruppen sowie Menschen, die eine familiäre Migrationsgeschichte aufweisen. Darüber hinaus gab es keine Kriterien. Es wurden keine Extremfälle gesucht, sondern Menschen, die in der Vergangenheit in Armut gelebt haben oder dies in der Gegenwart tun. All die anderen Themen- und Problemfelder, die hier nun beschrieben werden, kamen erst im Lauf der Interviews und Auswertungen ans Tageslicht. Wie sich die Befragtengruppe zusammensetzt, zeigt die folgende Aufstellung anhand einiger soziodemografischer Merkmale, die einen ersten Einblick geben, aber trotzdem an der Oberfläche bleiben. Mehr darüber, was hinter diesen Angaben steht, liefern dann die nächsten Seiten.

- **Geschlecht:** 9 Männer, 8 Frauen, 1 transidente Person
- **Alter:** 3 Personen sind im Alter 30^{minus}, 3 Personen zwischen 30 und 39 Jahre alt, 5 Personen zwischen 40 und 49 Jahren, 4 Personen zwischen 50 und 59 Jahren sowie 3 Personen aus der Generation 60^{plus} (Altersdurchschnitt: 45 Jahre).
- **Wohnort und Herkunft:** 10 Personen leben in Klagenfurt, 5 in Villach, eine Person in einer Kleinstadt und 2 Personen in einem ländlichen Gebiet. Aufgewachsen sind aber nur 3 Personen in Klagenfurt; 3 in Villach, 3 in einer Kleinstadt und 5 in einem ländlichen Gebiet.
- 5 Personen haben **Migrationshintergrund**, 3 davon kommen aus EU-Staaten, 2 aus einem Drittland; 2 Personen kamen aus persönlichen Gründen nach Österreich, 1 Person hat eine Fluchtgeschichte mit positivem Asylbescheid, 2 Personen kamen zum Arbeiten.
- **Familie und Haushaltsform:**
 - 9 Personen leben mit Partner·in im Haushalt, 9 allein.
 - 5 Personen haben minderjährige Kinder im Haushalt (davon eine 4 Kinder, drei 2 Kinder und eine 1 Kind), 2 Personen zahlen Unterhalt für ihre getrennt lebenden Kinder.
 - 3 Personen haben Erfahrung als Alleinerzieher·innen.

^{iv} Die qualitative Erhebung der *Kärntner Armutsstudie* folgt also den Prinzipien der *Grounded Theory* nach Glaser & Strauss (mehr dazu s. S. 199).

- **Bildung:**
 - 2 Personen haben nicht mehr als die Pflichtschule abgeschlossen.
 - 7 Personen haben eine Lehre angefangen, 3 davon die Abschlussprüfung (LAP) bestanden, 2 die Lehre bis zum Ende besucht, aber keine LAP, 2 sind schon früher ausgestiegen.
 - 2 Personen haben eine mittlere Schule ohne Matura absolviert.
 - 1 Person hat eine Fachausbildung in einem Pflegeberuf.
 - 1 Person hat eine höhere Schule mit Matura.
 - 2 Personen haben nach der Matura Lehrgänge oder Kollegs besucht.
 - 3 Personen haben ein abgeschlossenes Universitätsstudium.
- **Auffälligkeiten im Erwerbsleben:**
 - 10 Personen haben in Vergangenheit und Gegenwart zumindest zeitweise unter ihrer Qualifikation gearbeitet (zB nach der Lehre mit oder ohne LAP als Hilfsarbeiter-in oder in Nebenjobs, um sich ihr Leben als Ein-Personen-Unternehmer-in leisten zu können).
 - 8 Personen berichten von Konflikten am Arbeitsplatz, die in den meisten Fällen zu einer Kündigung geführt haben.
 - 5 Personen haben über Jahre sehr oft den Job gewechselt.
- **Arbeitslosigkeit:**
 - 12 Personen sind langzeitarbeitslos / haben Langzeitarbeitslosigkeit hinter sich.
 - Bei 9 Personen steht die Arbeitslosigkeit in Zusammenhang mit einer Erkrankung, bei 2 Personen mit Sucht und bei weiteren 2 Personen mit Haftstrafen.
- **Einkommen:**
 - 2 Personen beziehen Arbeitslosengeld, 7 Notstandshilfe.
 - 3 Personen erhalten Leistungen der Sozialhilfe, 2 davon als Aufstockung zu anderen Sozialleistungen.
 - 1 Person ist in aufrechter Dienstverhältnis im Krankenstand, erhält also Krankengeld.
 - 3 Personen haben Einkünfte aus selbstständiger Arbeit.
 - 3 Personen beziehen eine Pension, zwei davon die Mindestpension.
 - 1 Person hat – nach selbstständiger Arbeit – kein eigenes Einkommen.
- **Gesundheit:**
 - 11 Personen berichten von psychischen Erkrankungen und Beeinträchtigungen (keine davon gehört aktuell der Mittelschicht an), ebenso viele, aber nicht durchgehend die gleichen Personen von körperlichen Einschränkungen und Beschwerden.
 - 8 Personen haben gegenwärtig oder hatten in der Vergangenheit eine diagnostizierte Arbeitsunfähigkeit.
- 14 Personen sind aktuell **armutsbetroffen**, 1 Person hat die Armut hinter sich gelassen, 3 Personen gehören der **Mittelschicht** an, müssen aber ihren Alltag mit sehr knappem Budget bestreiten.

Alle Befragten werden im Lauf der nächsten Seiten einzeln porträtiert, und zwar **in anonymisierter Form**. Ihr Name wurde geändert, Wohn- oder Geburtsorte außerhalb von Klagenfurt und Villach werden genauso wenig genannt wie die arbeitgebenden Firmen. Jedes Porträt wird von einer Wortwolke eingeleitet, die jene Begriffe enthält, die im Interview am häufigsten fielen. So ist auf einen Blick ersichtlich, welche Themen das Gespräch beherrscht haben. Diese Themen wurden – wie es der Methode der qualitativen Forschung entspricht – nicht von der Interviewerin vorgegeben, sondern von den Betroffenen gewählt. Offene, narrative Interview, wie sie in der Kärntner Armutsstudie als Erhebungsinstrument verwendet wurden, arbeiten nicht mit Fragebögen oder Leitfäden, sondern mit allgemein formulierten Fragen, die zum Erzählen anregen sollen. Was und wie viel erzählt wird, liegt bei

den Interviewpartner:innen. Alle Gespräche wurden aufgezeichnet, wortwörtlich transkribiert und dann ausgewertet. Die Ergebnisse dieser Analysen werden nun im ersten Teil dieses Berichts vorgestellt, mehr zu den Erhebungs- und Auswertungsmethoden kann man im Anhang nachlesen.

18 Personen sind gar nicht wenig. Damit man also die einzelnen Interviewpartner:innen bei der Lektüre nicht durcheinanderbringt, hier eine Aufstellung, auf die man „zurückblättern“ kann.

Name & Alter (anonymisiert)	berufliche Tätigkeiten	Porträt auf den Seiten:
Gerda: 62 Jahre	Bürotätigkeit, Eventmanagement (selbstständig)	S. 94
Patrizia: 54 Jahre	Fahrer & Gastronomie (selbstständig)	S. 100
Sara: 55 Jahre	niedrig qualifizierte Tätigkeiten	S. 80
Anna: 45 Jahre	persönliche Dienstleistungen (selbstständig)	S. 72
Peter: 63 Jahre	Logistik (Fahrer)	S. 24, 43
Theo: 22 Jahre	in Ausbildung	S. 18, 65
Wolfgang: 41 Jahre	niedrig/mittel qualifizierte Tätigkeiten	S. 25, 45, 50
Markus: 28 Jahre	in Ausbildung	S. 24, 53
Stefanie: 45 Jahre	Bürotätigkeit	S. 35
Udo: 51 Jahre	Tätigkeiten auf vielen Qualifikationsniveaus	S. 23, 31
Oskar: 66 Jahre	Gastronomie	S. 22
Ileana: 28 Jahre	persönliche Dienstleistungen (selbstständig)	S. 75
Edwin: 53 Jahre	qualifizierte Tätigkeiten	S. 24, 89
Lukas: 38 Jahre	Kunst (selbstständig)	S. 109
Ava: 38 Jahre	Unterricht	S. 83
Christoph: 36 Jahre	niedrig qualifizierte Tätigkeiten	S. 21, 67
Karola: 51 Jahre	Handwerk und Design (selbstständig)	S. 106
Martina: 45 Jahre	Pflege	S. 103

Gegen Ende der Projekt-Laufzeit wurden **zwei Fokusgruppen mit Kärntner Entscheidungsträger:innen** abgehalten: In einer kam die öffentliche Verwaltung zu Wort, in der anderen der Non-Profit-Sektor. Zu diesem Zeitpunkt waren die Interviews vollständig ausgewertet. Mit den Fokusgruppen sollten einerseits erste Ergebnisse an die Entscheidungsträger:innen, die die Kärntner Armutsstudie dankenswerter Weise in allen Phasen tatkräftig unterstützt hatten, weitergegeben werden; andererseits bildeten sie einen letzten Erhebungsschritt: Nach den Expert:innen-Interviews (März 2023), der Online-Befragung der im direkten Klient:innen-Kontakt stehenden Sozialexpert:innen (September 2023) und den Interviews mit den Betroffenen (Oktober 2023) wurde im März 2024 noch einmal der Bogen zur gelebten, praktischen Armutsbekämpfung in Kärnten geschlagen. Die Fokusgruppen mit acht Leitungspersonen aus der öffentlichen Verwaltung und elf aus Non-Profit-Organisationen wurden aufgezeichnet, transkribiert und gesondert ausgewertet. Die Ergebnisse dieser Analyse flossen nicht in die Interpretation der Interviews ein. Sie fügen eine weitere Perspektive hinzu (s. S. 119).

3. Der lange Atem der Armut

„Erzählen Sie mir doch bitte Ihre Lebensgeschichte“ – so haben die 18 Interviews begonnen, die im Rahmen der Kärntner Armutsstudie durchgeführt wurden. Dahinter steht die Idee, dass Menschen in wohlhabenden Ländern mit einem gut ausgebauten Sozial-, Bildungs- und Gesundheitssystem gewöhnlich nur dann in (die Nähe von) Armut geraten, wenn in ihrem Leben etwas – salopp gesprochen – schiefgelaufen ist. Dieser ganzheitliche Zugang ermöglicht es zu verstehen, wie Armut zustande kommt, und zeigt auf, wo man ansetzen kann, um sie von vornherein zu verhindern.

Armut hat einen langen Atem, das zeigen die Lebensgeschichten der 14 – aktuell oder in der Vergangenheit – Armutsbetroffenen unter den Befragten (vier Interviewpartner:innen gehören der Mittelschicht an und sind Thema von Kapitel 4). Sehr häufig wurzelt Armut in der Kindheit und Jugend; damit befasst sich Kapitel 3.1. Sie lässt sich nur schwer abschütteln, wenn sie sich einmal eingestellt hat – die Teufelskreise der Armut werden in Kapitel 3.2 beschrieben. Und schließlich wird sie auch regelmäßig zwischen den Generationen weitergegeben – und zwar in beide Richtungen, wie in Kapitel 3.3 nachzulesen ist.

Wenn armutsbetroffene oder -gefährdete Menschen bei Einrichtungen vorstellig werden und Unterstützung suchen, werden immer wieder die gleichen Merkmale sichtbar, die in Armut geführt haben und dort festhalten: zB ein niedriger formaler Bildungsabschluss, ein Berufsweg mit Jobs, für die kaum Qualifikationen notwendig sind, psychische und körperliche Beeinträchtigungen, Schulden, Suchterkrankungen, familiäre Betreuungspflichten, Vorstrafen oder eine familiäre Migrationsgeschichte inklusive schlechter Deutschkenntnisse. Auch die Armutsstatistiken weisen nach, dass diese Merkmale eng mit Armut verknüpft sind, und die Online-Befragung der Sozialexpert:innen, die in Teil 2 dieses Berichts vorgestellt wird, untermauert dies ebenfalls. Betrachtet man die gesamte Lebensgeschichte einer armutsbetroffenen Person, erfährt man, wie und in welchem Alter diese Merkmale aufgetreten sind und sich verfestigt haben. Vergleicht man solche Lebensgeschichten miteinander^v, können auch Zusammenhänge und Muster identifiziert werden. Obwohl die Biografien alle äußerst individuell und persönlich sind, zeigen sie doch Gemeinsamkeiten, die dazu beigetragen haben, dass die Befragten in Armut geraten sind. Dahinter liegt kein Automatismus: Die Merkmale, die hier beschrieben werden, erhöhen – insbesondere wenn mehrere von ihnen auftreten – das Risiko, im Lauf des Lebens Armutserfahrung zu machen, aber sie führen keinesfalls immer oder gar automatisch in Armut. Auch darüber geben die Lebensgeschichten Auskunft, zum Beispiel haben manche Interviewpartner:innen Geschwister, die ähnlich aufgewachsen sind, aber nicht in Armut leben: ein leicht unterschiedliches soziales Umfeld (zB in der Schule) oder andere Unterstützungsangebote können ausreichen, um Armut zu verhindern. **Und gerade darum soll es hier auch gehen: die Punkte ausmachen, an denen man präventiv gegen Armut vorgehen kann oder an denen sie sich beenden lässt.**

^v Die qualitative Biografieforschung stellt dafür erprobte Instrumente zur Verfügung: siehe zB Rosenthal, 2008, S. 137-160.

3.1. Frühe Wurzeln



Abbildung 2: Worthäufigkeit Interview Theo (22 Jahre) – Teil 1

Theo (22 Jahre)

wird in einer Kleinstadt in Kärnten geboren. Sein Vater ist alkoholsüchtig und schlägt Frau und Sohn im Rausch. Seine Mutter übt ebenfalls Gewalt gegen die Kinder aus. Theo ist 5 Jahre, als sich die Eltern trennen; mit dem Vater, der seinen guten Job in Folge der Sucht verliert, besteht danach kaum noch Kontakt.

Die niedrig qualifizierte Mutter hält die Familie mit schlecht bezahlten Jobs über Wasser. Ihr neuer Partner ist ebenfalls gewalttätig gegen sie und Theo; außerdem hat er psychische Probleme. Theo ist ein aggressives Kind. Mit sieben Jahren kommt er in ein Heim, wo er dem Mobbing der älteren Kinder ausgesetzt ist – zumindest so lange, bis er dazugehört und mitmacht.

Theo ist 12 Jahre, als die Mutter zu „*ihrer großen Liebe*“ ins Ausland zieht. Die Kinder nimmt sie mit. Der neue Stiefvater lebt in ärmlichen Verhältnissen, kümmert sich aber gut um Theo, der auch in der Schule viel Unterstützung erhält, so wird ihm etwa die Mitgliedschaft beim örtlichen Fußballverein bezahlt. Er kommt für zwei Jahre zur Ruhe.

Die Beziehung der Mutter zerbricht; die Rückübersiedlung nach Kärnten lässt Theos alte Verhaltensmuster wieder aufbrechen: Er ist aggressiv, fasst mit 14 Jahren die erste Strafe wegen Körperverletzung aus und raucht (wie seine Mutter) Cannabis. Er kommt in eine betreute Wohngemeinschaft, in der er sich wohlfühlt, beendet die Schule und beginnt eine Lehre. Trotzdem reißt er regelmäßig aus, trifft sich mit Freunden, die ihn bei Straftaten, Alkohol- und Drogenkonsum sowie Nichtstun bestärken. Seine ständigen Regelübertretungen kosten ihn den Platz in der WG. Die Lehre bricht er ab, danach beginnt er mehrmals neue Ausbildungen. Er wohnt einmal bei der Mutter, ist dann wieder obdachlos oder in der Jugendnotschlafstelle. Ein Eigentumsdelikt bringt ihn ins Gefängnis, wo er heroinabhängig wird.

Zum Zeitpunkt des Interviews lebt Theo in seiner eigenen Wohnung und hat eine Freundin, die ihn sehr unterstützt, gegen die er aber immer wieder gewalttätig ist. Zu seiner Mutter hat er keinen Kontakt, weiß aber, dass sie krank und arbeitslos ist. Sie ist 48 Jahre alt. Sein Versuch, doch eine Lehre abzuschließen, ist nahe vor dem Erfolg: Er ist im dritten Jahr und wenige Monate vor der Abschlussprüfung. Allerdings: Eine Therapie gegen die Heroinabhängigkeit hat er abgebrochen und damit seine Bewährungsaufgaben verletzt – ein neuerlicher Gefängnisaufenthalt steht unmittelbar bevor.



„Ich habe meiner Mama auch viel Probleme gemacht, aber meine Mama, meine Eltern haben als Eltern-teile einfach versagt in meine Augen. Und ich als Sohn auch.“

Mein Papa (...) hat einen Superjob gehabt und war trotzdem Alkoholiker. (...) Wenn er nüchtern war, war er der beste Mensch also. Nur wenn er getrunken hat, ja, da hat er einfach Schläge verteilt, kannst sagen, ja. Da war er komplett aggressiv.

Es war sehr viel Gewalt auch im Spiel, gegenüber der Mama, gegenüber mir. Und ja. Die Mama hat auch schon Gewalt an uns Kindern ausgeübt, aber das war nicht so schlimm wie beim Papa, sag ich einmal.

Es war halt immer schwer für sie [die Mutter] allein.

Meine Mama hat immer Männer angezogen, die halt irgendwie nicht ganz normal waren, sag ich einmal.

Bei meinem Stiefpapa, (...) der hat halt auch psychische Probleme gehabt. Der hat der Mama halt auch oft Gewalt ausgeübt, auch gegenüber mir dann, obwohl es nicht einmal mein Papa war eigentlich. Ich meine, es war nur einmal, aber trotzdem.

Ich bin sehr oft ausgezuckt, also durchgedreht, und meine Mama war, schon seit ich ein Kind bin, mit dem Jugendamt in Kontakt, weil ich halt echt ein schwieriges Kind war und immer halt auch ein aggressives Verhalten in mir gezeigt habe und so. Und ja. Also eigentlich war ich schon immer aggressiv so.

(I: Sie haben gesagt, mit acht Jahren sind Sie ins Heim gekommen. Ins Heim kommt man nicht einfach so.) Ich war halt nicht immer der Bravste. Ich habe viel gestohlen. (...) Bin dann immer mit den Älteren mitgezogen und habe halt immer das gemacht, was sie gesagt haben. Ich habe auch in dem Alter schon geraucht.

Schön war's nicht, das Heim. Als Neuling (...) das erste Jahr bin ich eigentlich auch nur geschlagen worden da unten von den älteren Jugendlichen und so. Es war halt nicht so schön, abgegeben zu werden. (...)

Wenn irgendwas war, dann hab' ich meistens geschaut, dass die Betreuer nix davon mitgekriegt haben.

Wenn ich dann petzen gegangen wäre, dann hätte ich noch mehr Dresche gekriegt. Man hat halt Mutproben machen müssen und so. Das war halt damals so einfach im Heim. Was in der WG zB wieder nicht war.

Das ist hart gesagt, aber wenn sie sehen, dass du nicht petzen tust oder irgendwas, dann werden sie halt gutmütiger, sag ich einmal. Man muss da halt am Anfang leider durch so. (...) Ich mein', ich bin ehrlich. Ich habe auch in einem gewissen Maß mitgemacht, aber ich bin nie handgreiflich geworden oder so. Also gegenüber den Neulingen. Ich habe sie zwar auch getratzt oder so, aber es war nicht schlimm also. Vielleicht habe ich auch ab und zu übertrieben aus seiner Sicht, kann auch gut sein, aber ich meine, ich war da neun Jahre. Ich wollte halt auch einfach dazugehören endlich, um aus diesem Kreis herauszukommen sozusagen. Es hat einmal eine Situation gegeben, da ist einer gekommen, der hat gesagt, gehen wir Trampolin hupfen. Und auf einmal waren drei Leute im Trampolin, und ich habe halt keinen Ausweg mehr gefunden. Und da haben sie mich halt niedergebalzt so. So war das halt, das war schon schrecklich.

Es war halt eher ein Heim für schwer erziehbare Kinder, muss man so sagen. Es hat nette Betreuer geben, aber auch sehr strenge. (...) Wie soll ich das vergleichen? So wie mit einem Straflager, kannst sagen. (...) Ich war in einem Basketballverein. Das war das zweite Monat, und ich hab für mich festgestellt, dass Basketball nix für mich ist, und wollte damit aufhören. Die [Betreuerin] war davon gar nicht begeistert. Sie hat gesagt, ich muss das Jahr fertig machen, ich darf sonst nicht mehr heimfahren am Wochenende. So ist das halt abgelaufen. Verstehen Sie? Ich hab da über mich selber nicht einmal entscheiden können. Ich wollte Basketball ja gar nicht. Das hat mir nicht gefallen und fertig. Und sie wollten das aber nicht so wahrhaben.

Wo ich im Heim war, hat er [der Vater] oft den Kontakt zu mir gesucht. Er hat gesagt, er kommt mich besuchen am Samstag. Ich bin dann den ganzen Samstag vor der Türe gesessen und habe gewartet. Es ist dann nie einer gekommen. Und ja, pfff, irgendwann habe ich mir dann gedacht, ja, egal.

Die Lehrer [im Ausland] haben uns viel unterstützt so. Also die haben auch möglich gemacht, dass ich Fußball spielen kann im Verein. Das hat die Schule gezahlt, weil wir eben echt wenig Geld gehabt hatten. Die Schule so an sich war eigentlich eine nette, schöne Erfahrung so eigentlich. (I: Und die Mitschüler? Wie war das?) Die waren halt am Anfang eben bissl, ja, ungut. Also ich bin viel getratzt worden, verarscht, also ja. So wie es halt in der Schule ist, aber nix Schlimmes. Aber mit der Zeit ist das dann ziemlich gut gegangen.

Der neue Mann von meiner Mama, also das ist so die einzige männliche Person, die ich so als Stiefvater in meiner Kindheit oder so angesehen habe. Also er hat mit mir so Sachen gemacht, ist mit mir ins Militärgelände gegangen. Ich habe als kleiner Bub immer Messinghülsen, also Patronenhülsen geklaut, bin dann zum Schrotthändler gegangen und dann habe ich da halt meine paar Euro gekriegt, weißt eh. Und ja, es war eigentlich schon schön, so eine männliche Bezugsperson zu haben.

Wo ich zurück [in Kärnten] war, habe ich dann wieder angefangen zum Scheiß Bauen mit die alten Leute, so was ich von früher gekannt habe. (...) Geraucht in diesem Alter oder Alkohol gefladert und getrunken.

Die WG waren echt die zwei schönsten Jahre bis jetzt in meinem Leben. (...) Es war nicht so wie im Heim. Es hat jeder eine Bezugsbetreuerin gehabt. (...) Das war halt eine schöne Beziehung einfach zwischen mir und meiner Betreuerin. Und generell die Betreuer, die waren alle fürsorglich, und man hat Sachen mit uns unternommen. Es hat Musikprojekt gegeben, Sportprojekt. Man ist eine Woche mit Hunden auf die Alpen gefahren. Es hat halt echt schöne Sachen gegeben. Und vor allem, die Betreuer waren immer für einen da. Also [die WG] ist wirklich top.

Ich habe neue Leute kennengelernt dann in [Kleinstadt], und die haben immer draußen bleiben können, wie lange sie wollen. (...) Ich habe immer fragen müssen, ob ich einmal samstags Tagesausgang haben kann und ob ich bei denen schlafen darf. Ich bin da halt in die Pubertät dann gekommen, kannst sagen, und ich wollte halt einfach LEBEN. Wochenends länger draußen bleiben und so. Das war halt alles nicht möglich in der WG. Es war zwar echt schön in der WG, wirklich, wirklich schön, aber der Reiz nach dem Verbotenen, sage ich einmal, in meinem Alter war das ja nicht legal, sag ich, Alkohol zu trinken oder zu rauchen oder mit den Freunden abzuhängen und ein bissl Schwachsinn bauen. Das hat man halt alles nicht machen können in der WG. (...) Bin halt oft abgehaut über Nacht und zu meinen Freunden gegangen.

Ich habe viele Ausbildungen begonnen, aber ich habe leider immer wieder abgebrochen. Das war mein Problem, aber hängengeblieben bin ich bei [Lehrberuf]. Also da bin ich jetzt schon im dritten Lehrjahr, und nächstes Jahr mach ich meine LAP [Lehrabschlussprüfung] im April. (...) Ich habe nie Motivation gehabt zB. Es war alles zusammen eigentlich so. Drogen haben ein Thema gespielt, die Freunde. Ja. Ich selber war auch ein großes Thema. Also mit meiner Antriebslosigkeit und so. Wo ich dann bei [Firma] meine Lehre begonnen habe als [Lehrberuf] eben nach meiner Haft, das war eh meine längste Lehrstelle, da habe ich fast zwei Jahre gearbeitet. Da habe ich eine Freundin auch gehabt eben, und dann ist das mit der Freundin zu Brüche gegangen und dann ist gleich wieder alles zu Brüche gegangen. Also bei mir ist das Problem, ich mach mich selber immer sehr abhängig von anderen Menschen oder anderen Sachen.

Ab und zu habe ich so eine Wut in mir einfach, da handle ich irgendwie so aus dem Affekt heraus, und dann rutscht mir leider Gottes die Hand auf einmal aus, wo ich mir dann gleich danach denke, was ist denn jetzt passiert so, also. Da hab ich dann einfach so eine... boah... so eine Wut in mir, und die kann ich dann einfach nicht kontrollieren. Keine Ahnung. Was jetzt aber schon lange nimmer Gott sei Dank der Fall war. Also ich halte mich auch von Stress fern und so, versuche dem aus dem Weg zu gehen, wenn's möglich ist.

Jetzt in zwei Wochen müsste ich eigentlich auch antreten, da denke ich mir auch oft, für was mache ich das eigentlich noch und so. Es ist eh schon alles wurscht, so. (I: Sie sind 22.) Ja, ich weiß. (...) Sie haben schon recht, ja. Ein junges Alter, aber schon viel auch mitgemacht.

Ich habe (...) Geschwister (...), die sind gut, also haben die Matura gemacht, sind dabei die Matura zu machen, und ja, ich war halt immer ein bissl ein Strizzi so.“

Theo ist weder ein Extrem- noch ein Einzelfall. Wer professionell mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen arbeitet, kennt vergleichbare Geschichten.^{vi} Und Theos Lebensgeschichte (sie geht übrigens noch weiter, s. S. 65) ist nicht spezifisch für Kärnten, sondern könnte überall in Österreich stattgefunden haben. So hat zB eine Studie über die Bezieher:innen der Wiener Mindestsicherung (die Wiener Variante der Sozialhilfe) sehr ähnliche Lebensgeschichten von jungen Menschen erhoben – dort übrigens durchgehend von Frauen.⁷ Es sind Biografien, bei denen in den ersten beiden Lebensjahrzehnten besonders viele Risikofaktoren zusammenkommen; es sind Menschen, die mit ihrer

^{vi} Ähnliche Lebensgeschichten findet man leicht, wenn man im Internet den Begriff Systemsprenger ins Suchfeld eingibt – oder eine Qualitätszeitung liest (zB Möseneder, 2024).

Problemlast und dem daraus resultierenden Verhalten das Unterstützungssystem regelmäßig überfordern. Deshalb werden sie oft „Systemsprenger-innen“ genannt – de facto liegt die Schuld aber nicht bei den betroffenen Kindern und Jugendlichen, sondern bei den Hilfsangeboten, die nicht die richtigen Antworten geben.

Auch in den Biografien der anderen armutsbetroffenen Gesprächspartner-innen – in Kärnten ebenso wie in Wien – finden sich Erfahrungen und Erlebnisse, wie sie Theo gehabt hat: nicht bei allen gleichermaßen zahlreich, aber trotzdem äußerst folgenschwer für das weitere Leben. Die Rede ist von **häuslicher Gewalt, Sucht in der Familie, einem in der Kindheit brüchigen und unsteten Leben, Ausgrenzungserfahrungen, früher Straffälligkeit, den falschen Freund-innen und Bildungsabbrüchen.**

3.1.1. Häusliche Gewalt

Dass häusliche Gewalt hier an erster Stelle steht, liegt daran, dass Kinder aus gewaltbelasteten Familien von ihren ersten Lebensmomenten an unter ihr zu leiden haben. Selbst wenn sie persönlich erst später Opfer werden, sind sie auf jeden Fall Zeug-innen. Sie sehen und hören nicht nur, sondern es übertragen sich die Gewaltfolgen, die ihre Mütter betreffen, auf vielfältige Weise auch auf sie (mehr über Gewaltopfer in intimen Beziehungen, s. S. 80 und 83). An erster Stelle steht die häusliche Gewalt auch, weil sie die Opfer nicht nur im Augenblick verwundet, sondern für den Rest des Lebens sehr verwundbar macht. *„Die psychischen Folgen [von häuslicher Gewalt] können massiv sein: Beeinträchtigungen erstens der Beziehungsfähigkeit, zweitens des Selbstwerts und drittens des Selbstvertrauens, also des Glaubens, das Leben aus eigener Kraft bewältigen zu können. Bindung ist ein Schlüsselwort“⁸.*

Häusliche Gewalt kann also dazu beitragen, dass man in Armut gerät. Es gibt aber keinen Hinweis darauf, dass sie in armutsbetroffenen Haushalten öfter auftritt als in anderen. Von den Befragten, die in ihrer Kindheit Gewalt erlebt haben, sind ebenso viele in Mittelstandsfamilien aufgewachsen wie in armutsbetroffenen.

Der heute 36-jährige Christoph erzählt, dass sein Vater ihn und einen der Brüder, die beiden schlimmen Buben in der armutsbetroffenen Großfamilie, als „Erziehungsmaßnahme“ geschlagen habe, aber auch regelmäßig Gewalt gegen die Mutter ausgeübt habe – was er bis heute unerträglich finde. Geschenke oder andere Aufmerksamkeiten habe es für die Kinder von den Eltern nie gegeben, manchmal aber vom Großvater. In der Schule wird Christoph so lange geschlagen, bis er sich zur Wehr setzt. Er wird stärker als die anderen und setzt sich von nun an mit Gewalt durch. Mit 13 schlägt er Schulkollegen so zusammen, dass die Polizei eingeschaltet wird; da er noch nicht strafmündig ist, folgt kein Verfahren. Er beginnt zweimal eine Lehre, die er wegen zum Teil tätlichen Auseinandersetzungen mit den Vorgesetzten abbrechen muss. Als er 16 oder 17 Jahre ist, stirbt sein Großvater – seine wohl engste Bezugsperson: Christoph hat eine Art „Anfall“, möglicherweise eine Panikattacke, und zum ersten Mal wird merkbar, dass er an Depressionen leidet (mehr zu Christoph s. S. 67).

„Vom Vater habe ich ja viel Schläge auch dafür gekriegt und so. (...) Ab und zu hat er einen Rappel auch gehabt. Meistens hat er viel mir und dem ältesten Bruder immer viel Schuld gegeben. (...) Aber das nehme ich ihm ja nicht so böse. Ich finde das ja lustig, wenn ich so jetzt drüber nachdenke. (...) Nur wo er die Mutter gehaut hat, das habe ich nicht so lustig gefunden.“

Depressionen hat bei mir schon angefangen mit 16, 17 so was. Richtig angefangen. Ja. (I: Schon so früh?) Da, wo mein Opa verstorben ist, (...), da habe ich einen epileptischen Anfall gehabt oder irgendwas. Und dann hat das Ganze angefangen und so.“ (Christoph)

Oskar, heute 66 Jahre alt, hat seine gesamte Kindheit und Jugend unter seiner „bösen“ Mutter zu leiden, die auch den Vater beherrscht. Schon als kleines Kind wird er von der Mutter so sehr geschlagen, dass er einen Sprachfehler davonträgt. Das Angebot der Lehrkräfte in der Volksschule, das Kind behandeln zu lassen, schlägt sie aus. Der Sprachfehler begleitet Oskar bis heute. Als Oskar erwachsen ist, aber noch im Elternhaus wohnt, sucht die Mutter eine Ehefrau für ihn aus und möchte ihn verheiraten. Um seine Freundin loszuwerden, lügt sie ihr vor, er sei untreu. In einer „Nacht- und Nebelaktion“ verlässt Oskar sein Elternhaus und hat 43 Jahre lang keinerlei Kontakt zu den Eltern. Erst beim Begräbnis des Vaters sieht er die Mutter wieder – und ist froh, danach in den Zug steigen und wegfahren zu können (mehr zu Oskar s. S. 60).

„Ich habe in meiner Jugend ziemlich viele Schläge gekriegt. (I: Von IHR?) Ja. Und deswegen habe ich meinen leichten Sprachfehler auch. (...) Nachher haben halt die Volksschullehrer gesagt: ‚Sollen wir da irgendwo ihn zu einer Psychologin oder was schicken?‘ ‚Nein, brauchen wir nicht! Das wird schon aufhören wieder, die Stottereier.‘ Und so. Und nachher haben wir nichts gemacht. Und wenn ich einen Dreier gehabt habe im Zeugnis, habe ich schon Schläge gekriegt.

Die wollte mich auch, wie ich älter war, 19 Jahre, ja, kurz vorm Bundesheer, glaube ich, war das, wollte sie mich verheiraten mit einer Frau. So wie es halt die Türken machen: Du heiratest diesen Mann oder diese Frau und sonst niemanden. Ich habe eine Freundin gehabt. (...) Und da hat sie sich EINGEMISCHT und so. Da ist nachher nichts mehr draus geworden. Sie hat gesagt, ich gehe fremd. Also, quasi, ich hätte eine andere Freundin halt (...), was überhaupt nicht gestimmt hat. Also die Mutter war schon eine BÖSE. Nach dem Bundesheer war ich noch ein halbes Jahr zu Hause, und dann – ja, auf einmal war es mir ZU viel – habe ich so ein Taschl genommen. Das war Winter, im Jänner noch. Das weiß ich noch. Ein paar Sachen eingepackt halt. Jetzt habe ich keine Unterkunft gehabt, habe ich halt am Bahnhof geschlafen zwei oder drei Nächte.“ (Oskar)

Auch bei der 63-jährigen Gerda war es die Mutter, die Gewalt ausgeübt hat: psychisch, indem sie die jüngste Tochter entwertete, und körperlich, indem sie sie schlug. Die Minderwertigkeitsgefühle machten Gerda noch lange zu schaffen. In ihrer Partnerschaft wurde sie später noch einmal das Opfer psychischer Gewalt (s. dazu S. 94).

„Die Mutter war sehr, eher herb und streng. Und, ja, ich war immer die Kleine. ‚Du kannst das nicht. Du wirst das nicht schaffen.‘ Ich weiß noch, wie ich in der Früh zur Führerschein-Prüfung bei der Tür hinaus bin. ‚Du wirst das eh nicht machen.‘ Also, puh, viel Minderwertigkeitskomplexe hat sie mir von klein auf mitgegeben, obwohl sie sehr fürsorglich war auf ihre Art. Aber sie hat sich schwergetan, Gefühle zu zeigen. Ich wurde auch geschlagen.“ (Gerda)

Christoph, Oskar und Gerda haben das System nicht „gesprengt“, schon allein deshalb, weil sie in ihm niemals aufgetaucht sind, sondern ihre Kindheit und Jugend in der Familie unter den dort herrschenden Gewaltbedingungen verbracht haben, ohne die Aufmerksamkeit der Kinder- und Jugendhilfe auf sich zu ziehen. Das einzige System, in dem sie sich bewegt haben, war die Schule: Und hier wurde Christoph sehr wohl auffällig, und auch Oskar zog die Aufmerksamkeit auf sich – bei beiden blieb dies jedoch ohne Folgen.

3.1.2. Suchterkrankungen der Eltern

Alkoholsucht und häusliche Gewalt treten regelmäßig gemeinsam auf – mehr noch, manche Menschen (wie zB Theos Vater) werden erst unter Alkoholeinfluss gewalttätig. Doch dieser Zusammenhang besteht nicht immer, und es sind auch nicht immer die Väter süchtig. Theos Mutter zum Beispiel raucht nicht nur Cannabis, sondern ist auch spielsüchtig.

„Meine Mama lässt mich auch schon kiffen, seit ich 14 bin. Das habe ich noch gar nicht gesagt, gell? Also meine Mama ist nach [Ausland] gezogen, und der Freund von ihr hat gekiffert, und seitdem

tut sie auch kiffen. (...) Ich habe mein Weed verstecken müssen, damit mir's meine Mama nicht wegraucht. Nicht damit sie es nicht findet oder so, verstehen Sie, was ich meine? Also da läuft ja auch einiges schief.“ (Theo)

Ganz ohne Gewalt verläuft die Kindheit und Jugend von Udo. Der heute 47-Jährige wird in einer deutschen Großstadt geboren, sein Vater verdient gut und kann seiner Familie ein schönes Leben finanzieren. Dem macht jedoch die schwere Alkoholabhängigkeit von Udos Mutter einen Strich durch die Rechnung. Die suchtkranke Frau ist immer eine herzenswarmer Mutter, aber gleichzeitig nicht in der Lage, sich um Udo und seinen Stiefbruder zu kümmern. Die Kinder sind oft auf sich allein gestellt und werden vorzeitig erwachsen, weil sie den Alltag organisieren und auf die Mutter schauen müssen. Als Udo 12 Jahre alt ist, lassen sich die Eltern scheiden. Udo bleibt beim Vater. Die Mutter geht danach buchstäblich im Alkohol unter (ähnlich wie Theos Vater), lebt in Armut und Obdachlosigkeit. Mit der neuen Partnerin seines Vaters versteht sich Theo nicht, deshalb wohnt er weiterhin in der Wohnung des Vaters, selbst als dieser zunehmend zur Freundin zieht. Mit 15 Jahren wohnt er allein: kein Problem für den seit frühester Kindheit an Selbstständigkeit gewohnten Burschen, der angepasst und unauffällig ist. Sein Berufsziel ist Englischlehrer. Mit 18 Jahren zieht seine erste Freundin zu ihm, ein Monat danach erleidet die junge Frau in Udos Anwesenheit einen Asthmaanfall, an dessen Folgen sie stirbt. Er zieht psychisch schwer angeschlagen nach Kärnten, wo er Familie hat. Sein Stiefbruder wird übrigens drogenabhängig und schon in der Jugend zu Gefängnisstrafen verurteilt (mehr zu Udo s. S. 31).

„Meine Mutter hatte ein großes Alkoholproblem und ist mit 44 verstorben.

Ich bin mit sehr viel Liebe großgezogen worden. (...) Meine Mutter hat es vorgezogen, mich eben mit sehr viel Liebe großzuziehen, also auch im Rausch hat sie mir ständig gesagt, dass sie mich gernhat, hat mich in den Arm genommen, hat mir 'n Kuss gegeben.

Ich musste sehr früh eben meine Entscheidungen selber treffen und eben auf vieles achten, was andere Kinder in dem Alter eben nicht müssen.

Also es war bei mir nicht so eine Vorbereitung auf das Leben da, sondern ich wurde, ja, ins Leben gestellt, (...) ich bin noch in die Schule gegangen.

Meine Mutter ist – wie soll man denn sagen? – von einem Obdachlosenschlafplatz zum anderen, und die hat halt nie was gehabt, also die hat wirklich nur von der Stütze gelebt und von dem Geld, was mein Vater ihr nach der Scheidung jeden Monat freiwillig gegeben hat.

Die Wohnung hatte ich ja, nachdem mein Vater weggezogen ist. Also nachdem mein Vater zu meiner Stiefmutter gegangen ist, als ich 15 war, hat er ja wohl die Miete weitergezahlt. (...) Das fing schon mit 13 an, dass mein Vater eigentlich seltener nach Hause gekommen ist und so. Und mit 15 ist er dann halt gar nicht mehr nach Hause gekommen. (...) Also da kam er nur noch am Wochenende, um zu kucken, ob zum Essen da ist und Wäsche zu waschen ist.“ (Udo)

3.1.3. Verlorene und brüchige Kindheit und Jugend

Die frühen Lebensjahre vieler armutsbetroffener Gesprächspartner_innen sind von Verlusten und Brüchen durchzogen. Ein Beispiel, das vieles vereint, was auch die anderen – allerdings meist nicht in der Dichte – erlebt haben, ist einmal mehr Theos Geschichte: Der leibliche Vater verschwindet aus dem Leben, Stiefväter tauchen auf und verschwinden ebenfalls wieder. Ständig kommt es zu Umzügen, mehrmals muss sich Theo an ein neues soziales Umfeld gewöhnen (und sich dort behaupten). Er ist regelmäßig fremduntergebracht, lebt dann also bei keinem der Elternteile.

Udo verliert seine drei wichtigsten Bezugspersonen binnen weniger Jahre: Zuerst zieht die Mutter aus und lässt sich in ihre Sucht fallen (da ist er 12 Jahre alt), dann nimmt der Vater seine Rolle nicht

mehr wahr (und lässt den 15-Jährigen in der Wohnung allein), und rund drei Jahre später stirbt die junge Frau, mit der er zusammenlebt.

Welche Rolle es spielt, wenn ein Elternteil in der Kindheit für immer abhandenkommt, ist gut daran abzulesen, wie Edwin und Peter ihre Lebensgeschichte beginnen, nämlich jeweils mit dem sehr frühen Tod des Vaters. Für die Auswertung von lebensgeschichtlichen Interviews ist von besonderem Interesse, was ganz am Anfang erzählt wird: womit man das eigene Leben im Rückblick sozusagen beginnen lässt. In den meisten Fällen stehen am Beginn der Erzählung nämlich nicht Geburt oder Kindheit, sondern andere zentralere Ereignisse, die der Biografie im subjektiven Empfinden einen tiefen Stempel aufgedrückt haben.

Edwin, heute 53 Jahre alt, verliert den Vater als Baby. Seine Mutter gibt ihren Beruf auf, um das Unternehmen ihres Mannes weiterzuführen. Edwin verbringt als Kind und Jugendlicher den Tag im Geschäft, lernt dort, hilft auch mit. Damit springt er ein – ähnlich wie Udo für die alkoholranke Mutter – und übernimmt bereits als Kind Aufgaben von Erwachsenen.

„Meine Lebensgeschichte. Ja, also es ist so, mein Vater ist früh gestorben. Ich war vier Monate alt. Ich war als Kind und Volksschüler sehr viel im Geschäft eben, weil ich dort Aufgaben gemacht habe. Und wo ich habe können, habe ich halt meine Mutter unterstützt. Also Milch einkaufen gehen. Alles, was ich halt so habe können. Selber bedienen, das war nicht so meins. Das hab ich nicht so wollen. Auch als ich älter war. Also ich hab eher im Hintergrund die Sachen gemacht.“ (Edwin)

Als Peters Vater stirbt, ist der Bub vier Jahre alt. Er wächst danach auf einem Bergbauernhof bei seinem Onkel auf, muss sich also nach dem Verlust auch auf ein neues soziales Umfeld umstellen – ein Umfeld, in dem Kinder in aller Regel mitarbeiten müssen, umso mehr als das alles schon lange Zeit zurückliegt, denn Peter ist heute 63 Jahre alt. Der Onkel nimmt Peter auf, übergibt ihm aber nicht den Hof. Und so beginnt Peter eine Lehre. Das ist übrigens eine weitere Ähnlichkeit zu Edwins Geschichte: Auch Edwin führt das Familienunternehmen nicht weiter, sondern schlägt einen anderen Bildungsweg ein – allerdings ist dies seine eigene Entscheidung.

„Meine Lebensgeschichte. Ja. Aufgewachsen bin ich auf einem Bauernhof, Bergbauernhof. Mein Vater ist gestorben, wie ich drei Jahre alt war. Also meine Mutter war alleinerziehend, bin bei meinem Onkel aufgewachsen, habe das ganze Bauernleben kennengelernt.“ (Peter)

Die Kinder zu Verwandten zu geben, wenn die alleinerziehende Mutter den Lebensunterhalt verdienen muss, ist eine Variante der Fremdunterbringung, die im ländlichen Raum weiter verbreitet zu sein scheint als in der Stadt, so legen es zumindest die Interviews nahe. Da scheint der Mangel an Kinderbetreuungsplätzen, die mit einer vollen Erwerbstätigkeit kompatibel sind, schlagend zu werden, aber vielleicht auch die Scheu, externe Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Für Markus, heute 28 Jahre alt, wählt die Mutter – sie lebt getrennt vom Vater in einem Dorf – ein anderes Arrangement als Peters Mutter: Die Großmutter kümmert sich um den Buben. Anfangs sieht Markus seinen Vater noch mehr oder minder regelmäßig am Wochenende, doch dann ist es auch bei ihm so, dass der Vater aus seinem Leben völlig verschwindet: und zwar ohne dass über die Gründe viel gesprochen wird. Markus kommt zu Ohren, dass eine Haftstrafe dahintersteht. Aus der Bahn geworfen wird Markus jedoch erst Jahre später: Er ist noch nicht einmal 20 Jahre alt, als sich sein bester Freund völlig unerwartet an einem Tag das Leben nimmt, an dem er ihn noch lachend am Haus vorbeigehen gehört hat. Genauso wie bei Udo bedeutet der unerwartete und vorzeitige Tod einer gleichaltrigen Bezugsperson auch bei Markus einen Einschnitt, der das Leben auf den Kopf stellt.

„(I: Ihre Mutter war Alleinerzieherin? Der Vater war...?) Verschwunden, also da war ich, glaube ich, sechs, sieben Jahre alt oder so. (...) Ich glaube, sie haben ihn eingesperrt wegen Schulden oder so

irgendwas, glaube ich, Arrest, so irgendwas. (I: Klingt so, als hätten Sie nicht viel Erinnerung.) Ich habe auch nie wirklich... Es ist mir gesagt worden, er ist eingesperrt, Arrest, und das war's dann. Hat sich erledigt, ja okay. (...) Ich habe ihn auch so immer nur wochenends gesehen. Also wenn, alle zwei Wochen oder so. (...) Also die haben nie wirklich zusammengewohnt.

„Dann hat sich ein Freund von mir umgebracht. Mein damals bester Freund. (...) Ich hab' ihn an dem Tag, wo das passiert ist, war ein Nachbar von mir, noch lachend vorbeigehen gehört. (...) Dann habe ich eigentlich ehrlich gesagt nicht wirklich Lust gehabt, irgendwas, irgendwie, irgendwas zu machen.“ (Markus)

„Ich hatte dann meine erste Freundin. Mit der bin ich dann zusammengezogen. Die ist leider dann an einem Asthmaanfall verstorben, das war für mich der Punkt, wo ich meine Koffer gepackt hab' und von [Stadt in Deutschland] nach Klagenfurt gezogen bin, gedacht hab', ich fang' einfach noch einmal neu an. (...) Als ich hier angekommen bin, ja, hab' ich natürlich erst mal 'ne Weile gebraucht, dass ich mich von dem erhole, was ich da in [Stadt in Deutschland] mitgemacht hab'.“ (Udo)

Wolfgang wächst ebenfalls im ländlichen Raum auf, seine Eltern sind stets ein Paar geblieben. Doch ganz unbelastet scheint die Eltern-Kind-Beziehung auch nicht. Jedenfalls stellt sich Wolfgang als von den Eltern „unerwünscht“ und als „Unfall“ vor. Dass der Vater Probleme gehabt hat, deutet Wolfgang kurz an und kommt dann zu dem, was seine Kindheit beherrscht hat, die ständigen Umzüge: von einer prekären Wohnung in die andere, so als ob sich die Familie nichts Besseres leisten konnte, als eine Wohnung im desolaten Haus einer alten Frau oder bei einem Vermieter, der sexuelle Übergriffe gegen Wolfgangs Mutter offen ankündigt. Für Wolfgang besonders problematisch ist, dass er nach jedem Umzug einen neuen Freundeskreis aufbauen muss. Zweimal gelingt dies, beim dritten Mal jedoch nur langsam und mühsam.

„Meine Lebensgeschichte. Also ich war mehr oder weniger ein unerwünschtes Kind, also ein Unfall, woraufhin dann mein Vater meine Mutter heiraten hat müssen wegen Vorfällen, die vorher waren bei ihm. Und wir sind SEHR oft umgezogen in der Jugend, also viermal bis zu meinem elften Lebensjahr, wo es eben halt Probleme mit dem Vermieter gegeben hat und eben halt wieder eine neue Wohnung.

Das ist schwer. Du hast zuerst deinen Freundeskreis dort. Ohne was zum Sagen, okay, von heute auf morgen: ‚Wir ziehen um.‘ Also nachher musst wieder einen neuen Freundeskreis aufbauen. Das zweite Mal, okay, ist auch wieder schnell und gut gegangen, okay, passt, hat alles gepasst. Dann sind wir WIEDER umgezogen. Wie wir da nach [Ort] hinausgezogen sind, wo der Wohnblock gebaut ist worden, war früher der Sportplatz für die Schule, die gleich daneben ist. Und DIE Kinder dort, na ja, wie Kinder sind: Ja. Außenseiter und hin und her und: ‚Wegen denen haben wir jetzt keinen Sportplatz mehr‘, und so weiter und so fort, obwohl eh ein neuer Sportplatz errichtet worden ist. Da war eben halt nachher der Freundeskreis eben schon wirklich schwer aufzubauen.“ (Wolfgang)

3.1.4. Zwischen Ausgrenzung und den „falschen Freund·innen“

Wolfgang bringt es auf den Punkt: Kinder und Jugendliche, die häufig umziehen, müssen sich jedes Mal aufs Neue einen Freundeskreis suchen und dort in die Gruppe hineinfinden: zB im Heim, in der WG oder im Dorf, in der Schule oder im Fußballverein. Elf Jahre alt ist Wolfgang beim dritten Umzug seiner Familie, nach dem es ihm so schwer fällt, Anschluss im Ort zu finden. Die Familie wohnt in einem neu errichteten Wohnblock: Das Kind gehört also zu den zugezogenen Fremden, die auf eine der wohl gemeinnützig errichteten Wohnungen angewiesen sind.

„Man wird sehr lang ausgegrenzt und das, bis man eben halt anfängt, BLÖDSINN zu machen. Und dann wird man AKZEPTIERT. (...) Ich habe mit zwölf Jahren schon die ersten Zigaretten gekauft, und nachher hamma schon einmal angefangen zum Rauchen. Okay. (...) Dann hast eben halt mit den neuen Leuten einmal nachher einen besseren Kontakt gehabt.“ (Wolfgang)

Was Wolfgang darüber erzählt, wie es ihm doch gelingt, soziale Kontakte zu knüpfen, erinnert an Theos Schilderungen aus dem Heim. Nur wenn man mitmacht und mindestens ebenso *cool* ist wie die eingessenen Kinder und Jugendlichen, hat man eine Chance, in die Gruppe aufgenommen zu werden. *Cool* bedeutet de facto meist, dass man etwas Verbotenes tut: Wolfgang und Theo erzählen, dass sie sehr früh – und natürlich heimlich – zu rauchen begonnen haben. Damit werden Verhaltensmuster eingelernt, die sich vom harmlos Verbotenen im Lauf der Zeit zum Illegalen entwickeln können. Bei Theo, der in der Stadt und ohne Rückhalt der Familie aufwächst, passiert genau das: Aufs Rauchen, Abhängen und heimlich Alkoholtrinken folgen Cannabis-Konsum, Diebstahl und Drogenhandel. Aus dem Wunsch nach sozialem Anschluss resultiert der Umgang mit den „falschen“ Freunden und Freundinnen, die dazu beitragen, dass man immer tiefer in Probleme verstrickt wird, statt herauszufinden. Wolfgang hingegen bleibt im ländlichen Raum, findet Anschluss, geht zur Freiwilligen Feuerwehr, zum Dart- und Fußballverein. Trotzdem scheint die Ausgrenzungserfahrung Spuren hinterlassen zu haben: Für Wolfgang ist es ein Vorteil, dass das Haus, in das die Familie schließlich zieht, abgelegen steht.

„Wie wir nachher das Firmenhaus gehabt haben, weil das war ziemlich abgelegen, da haben wir auch wirklich unsere Ruhe gehabt und das alles. Passt. Ich bin zum Fußballverein gegangen, Dartverein war ich, bei der Feuerwehr.“ (Wolfgang)

Über eine kärntenspezifische Art von Ausgrenzung berichtet Christoph. In der Schule sei er als Außenseiter verhöhnt und geschlagen worden, weil seine Mutter Slowenin ist – bis er gelernt habe, sich zur Wehr zu setzen, und dann seinerseits die Schulkollegen zusammengeschlagen habe und fortan unter Gewaltausübung der Stärkere geblieben sei.

„Meine Mutter ist Slowenin, und mein Vater ist Österreicher. Deswegen, zu mir haben sie immer gesagt: ‚Du schaust aus wie ein Österreicher. Du bist da geboren und du bist keiner von uns.‘ Oder so. Weißt du? Ich wollte auch nie einer von denen sein oder irgendwas. Weil die waren in meinen Augen immer mehr unfair. Die sind immer zu dritt, zu viert auf einen gegangen.“ (Christoph)

3.1.5. Bildungsabbrüche

Von den armutsbetroffenen Interviewpartner:innen, die die Schule in Österreich besucht haben, hat die deutliche Mehrheit den im Land beliebtesten Bildungsweg beschritten und eine Lehre zumindest angefangen.^{vii} Das duale Bildungssystem (also Praxis im Lehrbetrieb plus Theorie in der Berufsschule) ist zweifellos ein Erfolgsmodell, an dem aber gerade Menschen regelmäßig scheitern, bei denen die eben beschriebenen frühen Wurzeln von Armut wirksam werden. Sie kommen mit Belastungen und Bedürfnissen in die Lehre, die dort sehr häufig nicht wahrgenommen, aufgefangen bzw. befriedigt werden (können). Das führt schließlich dazu, dass die Betroffenen später niedrig qualifiziert in den Arbeitsmarkt eintreten und es dann unendlich schwer haben, prekären Jobs mit schlechten Arbeitsbedingungen und niedriger Bezahlung zu entkommen.

Immer wieder beginnt alles schon bei der Wahl des Lehrberufs, die erstens in einer Lebensphase stattfindet, in der sich viele junge Menschen über ihre Berufswünsche noch nicht im Klaren sind. Zweitens ist die Lehre die beste Möglichkeit, einen vergleichsweise kurzen und zudem direkt in den Beruf führenden Bildungsweg zurückzulegen und dann Geld zu verdienen. (Dieser Vorteil verwandelt

^{vii} 38 Prozent der erwachsenen Kärntner Bevölkerung (25–64 Jahre) haben maximal eine Lehre abgeschlossen, österreichweit gilt dies für 33 % (Stand 2021). (Land Kärnten, 2023, S. 17)

sich mittelfristig in einen Nachteil, wenn nur das rasche Geldverdienen und nicht der Beruf in die Entscheidung einfließt.) Drittens sind die Informationen darüber, was es an Ausbildungs- und anschließenden Berufsmöglichkeiten gibt, nicht immer ausreichend. Markus setzt den Beginn seines Wegs in die Armut bei der Wahl des falschen Lehrberufs an: Er habe zu spät von Lehrberufen erfahren, die seinen Interessen und Begabungen entsprochen hätten, und sei deshalb in einer Lehre gelandet, die sich als nicht passend erwiesen habe. Viertens schließlich wird regelmäßig ein Ausbildungsplatz genommen, der sich gerade anbietet: Wolfgang zum Beispiel findet keine Lehrstelle in dem Berufsfeld, in dem er gerne arbeiten würde, woraufhin sich sein Vater einschaltet und ihn bei einem Bekannten unterbringt, dessen Betrieb in der Nähe ist.

„Habe dann zum Lernen angefangen, was schon einmal der erste Fehler war. Und habe dann [Lehrberuf] gelernt vier Jahre lang.

(I: Können Sie sich erinnern, wie Sie zu der Entscheidung gekommen sind?) (...)

Ich wollt' nur Geld verdienen, ich wollte nicht Schule gehen und nachher noch Ewigkeiten brauchen, bis ich Geld verdienen kann, sondern ich will gleich Geld verdienen. Das war irgendwie so der Grund, warum ich eine Lehre gemacht habe.

Ich bin in die Poly gekommen, habe eigentlich null Plan gehabt von irgendwelchen Jobs. Und da war halt so Richtung Holz, Richtung Metall, Richtung Bürokaufmann und ich habe halt Metall... Klingt am besten und ist ja auch interessant. Interessiert mich auch, aber halt nicht so in dem Sinn, wie ich es gemacht habe.

Dabei habe ich so ungefähr 90 Prozent von den Sachen, die man eigentlich machen könnte, nie gesehen oder gehört davon. Gerade 3D-Design oder so was, was mich jetzt sehr interessiert. Was man da alles machen kann, das hab' ich eigentlich jetzt erst erfahren, wo mir irgendwer gesagt hat, ja, das und das Programm ist interessant, schau dir an, was man mit dem und dem machen kann. So habe ich mich halt selber irgendwie da hineingefudelt mehr oder weniger.“ (Markus)

„Na ja. Es war eine Notlösung. Ich war mit der Schule schon ziemlich fertig, wollte eigentlich Elektrotechnik machen. Nur, es hat zur damaligen Zeit so was noch nicht gegeben. Das wäre nur Elektriker gewesen. Über die Sparte hättest nachher irgendwann einmal Elektrotechnik machen können. (...) Haben wir halt geschaut, zack: Wo sind Lehrstellen? Und er war grad, sagen wir so, in der Nähe. Und mein Vater hat seinen Bruder gekannt. Da sind sie eben halt zum Reden gekommen. So. Okay, passt. Ich kann dort anfangen meine Lehre.“ (Wolfgang)

Im Lauf der Ausbildung verfestigt sich bei mehreren Gesprächspartner:innen die Absicht, niemals in dem Beruf zu arbeiten, den sie gerade erlernen. Bei Markus liegt das daran, dass ihn die Tätigkeit nicht interessiert. Trotzdem geht bei ihm – vorerst – alles glimpflich aus, weil er einen umsichtigen, an den Lehrlingen interessierten und flexiblen Auszubildner hat, der zudem ein gutes persönliches Verhältnis zu ihm aufbaut: Markus darf, obwohl das im Lehrplan nicht vorgesehen ist, ein Jahr lang in dem Bereich arbeiten, der ihm am besten gefällt – und erspart sich Tätigkeiten, die er nicht mag. Er schließt die Lehre mit ausgezeichnetem Erfolg ab, hat dann allerdings eine formale Qualifikation, die er auf keinen Fall nutzen möchte. Es vergehen fast zehn Jahre, durchzogen von Phasen bis zur Obdachlosigkeit reichender Armut, bis er Unterstützungsangebote findet, die ihn psychisch, aber auch beruflich auffangen und eine Perspektive bieten.

„(I: Hätten Sie auch während der der Lehre die Möglichkeit gehabt, irgendwohin anders zu wechseln, wo es Ihnen mehr gepasst hätte?) Das habe ich dann im Endeffekt eh gemacht, indem ich lang bei [Teilbereich des Lehrberufs] gearbeitet habe. (I: Das war nicht vorgesehen?) Genau, normalerweise ist das so, dass ein Lehrling eben da zwei, drei Wochen arbeitet und dann wieder in einen anderen Bereich kommt. Bei mir hat aber der Lehrlingsauszubildner gesehen nach drei Wochen: Oha, der kann das, den interessiert das und den lass ich jetzt einfach noch ein Jahr da.“ (Markus)

Obwohl Markus in der Lehre Glück hat, kommt bei ihm trotzdem etwas zum Tragen, das auch anderen den Beruf, den sie gerade erlernen, nachhaltig vergällt: „Ein großer Grund, warum mir das nicht

gefallen hat, war auch die Arbeitsstimmung so immer. Ich habe halt ziemlich oft den Frust abgekriegt von Leuten, und das ist für mich dann nicht gut gewesen.“ (Markus) Diesbezüglich sehr viel schlechter haben es Wolfgang und Christoph. Die beiden sind nicht allein mit ihren Erzählungen über Lehrherren, Meister und Gesellen, die keinerlei pädagogischen Anspruch haben, sondern ganz im Gegenteil mit autoritärem, entwertendem und zu Gewalt neigendem Verhalten auffallen; und die Lehrlinge außerdem vor allem als Hilfs- und Reinigungskräfte einsetzen und ihnen wenig beibringen. Was die Interviewpartner-innen berichten, gibt teilweise ein verheerendes Bild von den Ausbildungs- und Arbeitsbedingungen in den Lehrbetrieben, die zweifellos für alle Lehrlinge unangenehm sind, für jene Jugendlichen aber, die schon mit Belastungen kommen und ein förderndes und verständnisvolles Umfeld noch dringender benötigen als andere, geradezu katastrophal. Und so macht Wolfgang schließlich das, was viele in einer vergleichbaren Situation machen: Er absolviert zwar die Lehrjahre, aber nicht die Lehrabschlussprüfung und steigt als ungelernter Arbeiter ins Berufsleben ein. Damit nimmt er sich die in unmittelbarer Nähe liegende Chance einer qualifizierten Tätigkeit.

„Mein Lehrherr war ein Sadist, im wahrsten Sinne des Wortes. Die Lehrlinge, die dort waren, waren entweder Packesel oder Wischmopp. Entweder haben wir nur die schweren Sachen durch die Gegend tragen dürfen oder wir haben Werkstatt putzen müssen, bis sie glänzt. (...) Der ist auch die Lehrlinge mehr oder weniger psychisch und körperlich angegangen. Also der hat sie beleidigt mit ‚Hast du nur Affenscheiße im Schädel?!‘ bis zum Gehnichts mehr. Oder sonst hat er sie halt auch körperlich attackiert. Entweder hat er uns einmal erwischt oder hat zugeschaut, wie der Meister das gemacht hat, körperlich attackiert. Mir hat der Meister eine Latte übers Kreuz gezogen.“

Bei einer Schule haben wir neue Fenster eingebaut im WINTER. Der einzige Zugang war über einen schmalen Pfosten, wo am Anfang ein Querbrett war, am Ende ein Querbrett war, und alles andere war vereist. Da haben wir drüber müssen mit die Fenster. Ich bin dort hinaufgestiegen, ich bin weggerutscht, das Fenster ist auf mich oben drauf. Die erste Frage, die eben halt der Lehrherr da gemacht hat: ‚Ist dem Fenster wohl nichts passiert?‘ Das war das Wichtigste für ihn. Nur, dass ich eben halt druntergelegen bin, das ganze Fenster auf MICH oben drauf ist und ich so viel neben einer ASPHALTKANTE mit dem Kopf runter bin, das war ihm wurscht.“

Ich habe die drei Jahre durchgehalten. Am letzten Tag war ich froh. Ich bin raus. Ich habe ihm den freundlichen Mittelfinger gezeigt und gesagt: Du siehst mich nie wieder.“ (Wolfgang)

Noch einmal anders, doch mit den ähnlichen Auswirkungen entscheidet Peter: Nachdem er den Bergbauernhof des Onkels nicht übernehmen konnte, schließt er die Lehre mit Prüfung ab, entscheidet sich dann aber trotzdem für einen völlig anderen Beruf, für den er die Ausbildung nicht gebraucht hätte. Er verzichtet also darauf, seine Qualifikation zu nutzen, was ihn auf dem Arbeitsmarkt ebenfalls in eine schwache Position bringt.

Christoph hingegen ist es nicht einmal möglich, die Jahre der Lehre durchzuziehen: Er beginnt zwei verschiedene Ausbildungen, die er beide abbrechen muss, weil er sich weiterhin so verhält, wie es sich in der Schule als erfolgreich erwiesen hat: sich nichts gefallen lassen und stets der (körperlich) Stärkere zu bleiben. Seine Vorgesetzten im Lehrbetrieb, die er als übergriffig empfindet, lassen sich dieses Verhalten nicht gefallen. Letztendlich hat Christoph gar keine Qualifikation vorzuweisen, sondern auf seiner persönlichen Liste noch einige weitere Punkte des Scheiterns gesammelt.

„In [Lehrberuf A] war ich mehr Bier und Semmeln kaufen, als was ich da gelernt habe. In der Berufsschule habe ich es natürlich dann wieder schwerer gehabt wieder, weil ich da nicht so viel lernen habe können. Schuld habe natürlich ich gekriegt wieder. Aber hätte ich beim Gesellen oder beim Vorarbeiter gesagt: ‚Nein, ich gehe keine Semmeln holen‘, wäre er mit einem Krampen mir nachgelaufen. Wenn dann keine Biere da gewesen wären, hätte ich da wieder Probleme gehabt. So habe ich da meine Ruhe gehabt und halt dies und das, die drei, vier Monate im Jahr Schule, da habe ich halt bisschen Probleme wieder gehabt. Aber das habe ich auch so halbwegs gedeichselt.“

[Lehrberuf A] bin ich einmal mit einem Gesellen zusammengekracht im 2. Lehrjahr und bei [Lehrberuf B] im 3. Lehrjahr. Mir ist das schon so am Sack gegangen. Jedes Mal in der Früh ist der Hund hergekommen, hat er herumgeschrien. In seinem Rausch hat er die Lehrlinge hin- und hergefotzt. Kommt so ein 140-Kilo-/130-Kilo-Mann auf einen 60, 70 Kilo jungen Buben. Sicher, wenn er eine Watsche kriegt, ist er weggefliegen, bin ich auch weggefliegen. (...) Natürlich bin ich auch älter geworden, nachher bin ich schon so auf 90, 100 Kilo gewesen und dann habe ich ihn hergefotzt natürlich nachher. Und dann bin ich von der Arbeit geflogen. Also damals habe ich es cool gefunden. Jetzt finde ich es nicht cool. Hätte ich noch ein Jahr, hätte ich jetzt gesagt, ich habe ausgelernten [Lehrberuf B]. Jetzt kann ich sagen, ich habe fast ausgelernt.“ (Christoph)

3.2. Teufelskreise

3.2.1. Wellenlinien, endlose Kreise und dann doch eine Gerade

Sie finden sich in fast allen Biografien der im Rahmen der Kärntner Armutsstudie befragten Armutsbetroffenen: Phasen im Leben, in denen sich alles im Kreis zu drehen scheint, zumindest wenn man rückblickend eine längere Zeitspanne in den Blick nimmt. Diese Teufelskreise verlaufen zwar mit individuellen Variationen, aber trotzdem frappant ähnlich: Es beginnt gewöhnlich mit dem Verlust des Arbeitsplatzes und einer längeren Arbeitslosigkeit. Fixe Bestandteile der Kreise sind das AMS sowie Projekte, die den Wiedereinstieg in den Arbeitsmarkt erleichtern sollen. Nach dem Besuch der Kurse, Qualifikationsmaßnahmen oder Ähnlichem wird die Jobsuche fortgesetzt: Ob mit oder ohne unmittelbaren Erfolg, auf lange Sicht kommt es auf das Gleiche heraus, denn der neue Job erweist sich nicht als dauerhaft – und der Kreislauf beginnt von Neuem. Fast immer ist er von **psychischen Beeinträchtigungen** (vor allem Depressionen) begleitet, oft auch von körperlichen Beschwerden (vor allem den Bewegungsapparat betreffend), die sich im Lauf der Zeit tendenziell verschlimmern. Die Mitarbeiterinnen in Non-Profit-Einrichtungen, bei Behörden und Ämtern sowie beim AMS kennen das Phänomen als **Drehtür-Effekt**: Wer in der Drehtür gefangen ist, kommt immer wieder, um Unterstützung zu erhalten, ohne dass sich seit dem letzten Besuch viel geändert hätte.

Legt man die Kreise gleichsam unter ein Mikroskop, **betrachtet also kürzere Zeitspannen**, wird eine **Wellenlinie** sichtbar: Schon Theo, der jüngste Gesprächspartner, beschreibt dieses Auf und Ab:

„Bei mir ist es halt immer so: Es geht eine Zeit auf und dann aber wieder komplett ab. So ist's. Ich habe mir schon öfter was aufgebaut und hab' das aber dann alles leider wieder fallengelassen.“
(Theo, 22 Jahre)

Die Wellenlinie kann weit nach oben ausschlagen, wenn sich berufliche Erfolge einstellen, und sehr weit nach unten, wenn zB die psychischen Probleme überhand nehmen oder Obdachlosigkeit auftritt, wie die Lebensgeschichte von Udo zeigt, die gleich erzählt wird. Und mit unschöner Regelmäßigkeit schließt sie sich eben zum (Teufels-)Kreis.

Da ist es schwer, einen Weg herauszufinden; und wenn das zu lang nicht gelingt, **tritt so etwas wie ein Stillstand ein**. Man kommt nicht voran, während sich das Leben der Gleichaltrigen weiterentwickelt. Mit den Jahren blickt man darauf zurück, immer wieder den Kreis durchlaufen zu haben, ständige Wiederholungen mit vielen enttäuschten Hoffnungen; gleichzeitig schwinden die Zukunftsperspektiven altersbedingt. Die 45-jährige Stefanie, seit jungen Jahre psychisch krank, beschreibt dies eindrücklich (s. S. 35).



Abbildung 3: Worthäufigkeit Interview Udo (47 Jahre)

Udo (47 Jahre)

flüchtet sich 1995 mit 19 Jahren aus Deutschland nach Kärnten, wo sein Vater herkommt und es daher Verwandte gibt. Seine Kindheit und Jugend waren von der Alkoholkrankheit seiner Mutter, der Scheidung der Eltern und dem Rückzug des Vaters geprägt, in dessen früherer Wohnung Udo schon mit 15 Jahren ganz allein lebt. Auslöser für die Hals-über-Kopf-Übersiedlung nach Kärnten ist der Tod seiner Freundin, die vor seinen Augen einen Asthmaanfall erleidet, an dem sie stirbt. Das führt auch dazu, dass Udo die Schule abbricht. (s. auch S. 23)

Udo optiert für die österreichische Staatsbürgerschaft, findet bald eine Wohnung und lebt von der Sozialhilfe zuzüglich einer finanziellen Unterstützung des Vaters. Sehr bald erleidet er bei einer ungeschickten Bewegung einen Lungenriss, muss zweimal operiert werden, ist ein halbes Jahr lang krankgeschrieben.

Ins Berufsleben steigt er mit schwerer körperlicher Arbeit in einer Tischlerei ein. Nach gut einem Jahr geht das Arbeitsverhältnis zu Ende. Udo kommt in AMS-Betreuung und fällt im Jahr 2000 zum ersten Mal so aus dem System, dass er obdachlos wird. Er ist 24 Jahre alt. Die Caritas besorgt ihm eine Unterkunft.

Zwei Jahre später hat Udo einen Job als Leiter der Werkzeugabteilung in einem Baumarkt. Nach weiteren (diesmal erfolgreichen) zweieinhalb Jahren bekommt er einen neuen Vorgesetzten, mit dem es zu Konflikten kommt. Er wechselt zum alten Chef in eine andere Filiale, doch als seine Mutter in Deutschland stirbt und er schwer angeschlagen trotzdem zur Arbeit geht, verliert er den Job im Jahr 2004.

Es geht mit Arbeitslosigkeit und diversen kurzfristigen Beschäftigungsverhältnissen weiter, bis wieder ein dauerhafterer Job kommt: in einem Industriebetrieb an einer Produktionsmaschine. Udo laugt sich zunehmend aus, um das Plansoll überzuerfüllen. Auch dort kommt ein neuer Vorgesetzter, mit dem die Chemie nicht stimmt. Nach einem Zwischenfall verlässt Udo nach mehr als zwei Jahren die Stelle und ist (diesmal körperlich völlig ausgepowert) beim AMS bzw. auf Jobsuche.

Es folgen Arbeitslosigkeit und Kurzeitjobs. 2010 eröffnet ein Freund ein Restaurant in einer ländlichen Gegend und holt Udo für die konzeptionelle Unterstützung und als Chef des Service. Es sind lange Arbeitstage in einer 6-Tage-Woche: fünfeinhalb Jahre lang, bis das Lokal aus wirtschaftlichen Gründen schließt.

Jetzt bricht Udo – er ist 39 Jahre alt – völlig zusammen: körperlich und psychisch, zum ersten und einzigen Mal trinkt er eine Zeitlang zu viel Alkohol. Immer wieder ist er in Beschäftigungsprojekten, die ihm niedrig qualifizierte und körperlich anstrengende Arbeit abverlangen. Erst 2018, mit der Übersiedlung in seine aktuelle Wohnung in Klagenfurt, beginnt er sich zu erholen.

Zum Zeitpunkt des Interviews ist Udo in guter Betreuung: erstmals in seinem Leben in Therapie für seine psychischen Narben; erstmals in Behandlung für seinen schweren Lungenschaden, der ihm seit dem Lungenriss geblieben ist; und erstmals in einem Beschäftigungsprogramm, das seiner Wahrnehmung nach eine wertschätzende Umgebung bietet und ihm eine Zukunftsperspektive eröffnet.



„Hab’ eigentlich sehr lange mit mir selber zum Kämpfen gehabt, weil ich mich nicht wirklich finden konnte, weil ich ziemlich überlastet war mit allen möglichen Sachen, die wichtig waren, aber mir damals eben noch nicht wichtig erschienen sind.“

Ich war ein sehr unglücklicher Mensch; ich hab’ sehr an mir selber gezweifelt.

In dieser Zeit nach der [Lungen-] Operation ging es dann wirklich selten mal nach oben, sondern eher immer weiter nach unten. Das ging auch sehr schnell.

Ich hab’ viele Sachen gemacht, die meine Lunge zusätzlich ziemlich kaputt gemacht haben. (...) Nach der Operation hätte ich in Rehaposition gesetzt werden müssen, mir wurde aber nicht gesagt, dass ich dafür irgend so einen Antrag brauche mit Grad der Behinderung und so weiter.

Als ich meine erste Wohnung verloren hatte, das war 2000. (...) habe ich dann bei einem Zuhälter im Keller gewohnt. Auf einer Matratze. Und hab’ binnen einer Woche komplett den Wert im Leben vergessen. Der hat aber zum Glück gesehen, dass es mit mir rapide bergab geht; und hat mich zu einer seiner Prostituierten gebracht. Die hatte drei Kinder; und die war sehr gut zu mir und sehr fair und hat’s geschafft, dass ich binnen einer weiteren Woche endlich wieder meine eigene Wohnung gehabt habe. Sie hat mich durchgefüttert, sie hat mir Zigaretten gegeben, sie hat mir Geld gegeben. Ich kenn’ sie heute noch, sie ist keine Prostituierte mehr. Ich mag sie immer noch sehr gerne, weil ich ihr das nie vergessen werde, dass sie damals für mich dagewesen ist. Ich hatte dann ein kleines Zimmer, das hat 1.500 Schilling gekostet; es war nur ganz klein, aber es war alles drin, was ich gebraucht habe. Hab’ das über die Caritas gefunden.

Ich hab’ dann nie wieder Fuß gefasst. Ich habe dreimal eine Arbeit gehabt, wo ich mehrere Jahre geblieben bin, wo man dann Geld verdient hat und so die Zeit eigentlich, ja doch, eine ganz angenehme gewesen ist. Nur dass man halt einen teuren Preis dafür bezahlt, wenn man 40 Stunden die Woche arbeiten geht, (...) mit meinem Gesundheitsschaden.

Fing an beim [Baumarkt]. Da hab’ ich’s bis zum Abteilungsleiter vom Werkzeug geschafft. Da war ich insgesamt zweieinhalb Jahre. Aber es hat einen Chefwechsel gegeben, und der neue Chef hat mich nicht so akzeptiert, wie’s der vorige getan hat.

Der zweite gute Arbeitsplatz war [in Industriebetrieb]. (...) Körperlich sehr schwere Arbeit. (...) Ich war eins mit der Maschine, ich hab’ die angeschmissen und hab’ da meine 2,5 Millionen Stück in der Woche produziert. Und hab’ mich damit auch völlig ausgebrannt. Weil ich mir gedacht hab’, und noch, und mehr, und mehr. Da gab’s dann auch den Chefwechsel; der Chef hat mich dann auch nicht mehr so akzeptiert. Ja, hat mich halt auch gemobbt, solange bis er dann handgreiflich geworden ist. Und ich dann halt auch gesagt habe, das hat alles keinen Sinn mehr. Auch in einer Katastrophe geendet. Der Job an und für sich war in Ordnung, aber ich hab’ dann gemerkt, wie ich ausbrenne. Ich hätte viel früher Stop machen müssen.

Ich hab’ mit meinem besten Freund ein Restaurant gehabt in [kleiner Ort], über fünf Jahre. Da hab’ ich 16 Stunden am Tag, sechs Tage die Woche gearbeitet. (...) Ich war komplett ausgebrannt, ich war komplett am Ende. Weil die Erfahrungen, was ich dabei gesammelt habe (...), also eine ziemlich harte Schule. (...) Als das vorbei war, hab’ ich meinen Tiefpunkt in meinem Leben erreicht. Obwohl ich gedacht habe, ich habe bereits 20 Jahre EINEN Tiefpunkt, ist mir da bewusst geworden: Au, jetzt hast du ein Problem. Das war ausschlaggebend dafür, dass ich erstmal ein paar Jahre wirklich extrem tief abgestürzt bin, also wirklich, ja, komplett den Sinn verloren habe, warum man irgendwas macht, wo ich nicht mehr wollte, wo ich mir gedacht hab’, man macht so viel und überall kriegt nur eine am Deckel.

Da ist mir erst bewusst geworden, dass ich allein bin. Dass ich schon wieder alles verloren habe.

Das war in der Zeit, wo ich nicht mal die Kraft hatte zum Arbeiten, weil ich ja komplett durcheinander gewesen bin. Ich habe den Rhythmus lernen müssen mit dem morgens Aufstehen, abends Schlafengehen.

Ich hatte eine kleine Bude (...), die war 20 m² mit einem Balkon hinten in die Leere herein. Da bin ich teilweise also am Balkon gesessen und hab’ mir gedacht: boah, jetzt bist du da; jetzt ist der Tank leer und hast du nicht mal mehr Geld für irgendwas, und dann sitzt du da und machst dir Gedanken. Dann hab’ ich eine Zeitlang getrunken, einfach um zu vergessen, hab’ das dann aber eigentlich bald in den Griff gekriegt.

Ständig dieser Kampf, dann eben mit Menschen Kontakt haben zu müssen aus dieser Armut heraus, dass man drei Tage nix isst, weil man sich zu stolz ist, irgendwohin zu gehen und zu sagen, man hat Hunger. Und am dritten Tag aber schon so Geräusche aus dem Bauch hört, wo man sich denkt, ach Mann, jetzt geh' ich auf allen Vieren rüber.

Das Gefühl, alleine zu sein, hat mich mein Leben lang gequält. Einfach niemanden zu haben.

Ich hab' dann angefangen, hier einzurichten, und hab' angefangen, mich komplett zu isolieren von der Außenwelt. (I: War das eine gute Idee?) Das war in dem Moment eine gute Idee, weil ich das erste Mal in meinem Leben wirklich nur mich im Fokus hatte. Und das für mich wie eine Therapie war. Mit jedem Möbelstück, was ich hier drin aufgebaut habe, oder mit jedem Mal, was ich mir die Hände gewaschen habe oder Kaffee gekocht habe, hab' ich mich selber glücklich gemacht und ich hab' dieses Gefühl gehabt, endlich bin ICH an der Reihe. Keiner kommt mir quer.

(I: Sie nehmen Medikamente?) Ja, selbstverständlich. Mein Arzt hat gesagt, diese Therapie hätt' ich schon vor 20 Jahren machen müsse. (...) Seit letztem Jahr mach' ich das jetzt erst. (...) Ich hatte im Mai das Gefühl zu sterben. Weil ich keine Luft mehr gekriegt habe. Und bin erst nach zwölf Tagen zum Arzt gegangen, weil ich jeden Tag gedacht hab', das hört auf. (...) Ein guter Freund hat dann gesagt: Wenn du jetzt nicht langsam mal deinen Hintern zum Arzt schwingst, dann zieh' ich dich bei den Ohren dahin. Dann wurde gleich Schocktherapie, also das heißt: fünfmal Cortison hintereinander, in Tablettenform. Und wie ich die erste Cortison genommen hab', war das weg. Da hab' ich auf einmal gleich wieder richtig schön atmen können.

Man verliert sich nur. Man verliert irgendwann sein Selbstwertgefühl, man verliert sein Vertrauen in die Wirtschaft oder in die Regierung oder irgendwas, weil irgendwo läuft ja was falsch, weil es war ja nie so, dass ich gesagt habe: Nee, ich will jetzt arbeitslos sein und Arbeitslosengeld kassieren oder so, das war bei mir nie der Fall, ich wollte immer irgendwo dazugehören.“

Udos Geschichte zeigt geradezu **idealtypisch, wie die Teufelskreise funktionieren**. Er kommt schwer belastet von den Folgen einiger früher Armutswurzeln nach Kärnten. Traumatisiert vom Tod seiner Freundin erleidet er (wie sie) einen Unfall, der ihm wortwörtlich den Atem nimmt – und zwar für den Rest seines Lebens, denn sowohl die psychischen als auch die körperlichen Wunden werden erst in der Gegenwart behandelt. Udo ist 47 Jahre alt. Weder das Unterstützungssystem noch er selbst haben für lange Zeit die Notwendigkeit erkannt, diese Leiden zu bekämpfen, damit es eine Chance auf ein kontinuierliches und dauerhaft erfolgreiches Berufs- und Privatleben gibt. Die Vergangenheit erweist sich als geradezu toxisch: Taucht sie auf, zB beim Tod der Mutter, wird ein neuer Teufelskreis in Gang gesetzt. Selbst nach längeren stabilen Phasen wiederholen Udo und mit ihm das Unterstützungssystem immer wieder das gleiche Muster: ein als einschneidend empfundenes Erlebnis, ein weiterer Misserfolg – Jobverlust – AMS, teilweise Obdachlosigkeit, Teilnahme an Projekten und Maßnahmen, Übergangsjobs – ein guter, länger anhaltender Arbeitsplatz – ein als einschneidend empfundenes Erlebnis, ein weiterer Misserfolg usw. Und bei jedem Mal braucht Udo länger, um aus dem Teufelskreis zu finden.

Was auch klar wird: Das Sozialsystem – bestehend aus den verschiedenen Akteur:innen der öffentlichen Hand und des Non-Profit-Sektors – verhindert erfolgreich, dass Udo völlig abstürzt und in absolute Armut fällt. **Das soziale Netz hat hohen Wert, weil es Udo unermüdlich auffängt**. Gleichzeitig hat es eine führende Rolle bei der Konstruktion der Teufelskreise, weil es ihm nicht gelingt, auf eine Art und Weise zu unterstützen, die in eine nachhaltige Lösung mündet. Einerseits wirkt es so, als gebe es Schwächen bei der Identifizierung der Probleme, andererseits so, als ob die mittel- und langfristige Perspektive weit hinter den kurzfristigen Erfolg gereicht wird. Dabei gibt es – neben bestimmten AMS-Projekten, die von allen Interviewpartner:innen, die sie erwähnen (darunter auch Udo), in Grund und Boden kritisiert werden – sehr wohl die passenden und auf die individuellen Problemlagen ausgerichteten Angebote, wie sich bei Udo ebenfalls zeigt. Allerdings ist das System regelmäßig zu träge, um diese Angebote rechtzeitig aus dem Hut zu ziehen. Nicht immer dauert es fast 30 Jahre, wie bei Udo; trotzdem führt es regelmäßig dazu, dass Lebensjahre ungenutzt verstreichen. (s. Markus, S. 53).

Nicht bei allen befragten Armutsbetroffenen werden die **frühen Wurzeln von Armut** wirksam – und vor allem nicht bei allen so schlimm und eindeutig wie bei Udo. Er hat viele Jahre des Nachdenkens hinter sich, warum und wie er immer wieder in so aussichtslose Situationen geraten ist, und beschreibt dabei sehr eindrücklich, welche Spuren die frühen Wurzeln hinterlassen: Bindungsschwierigkeiten, gepaart mit der ständigen Suche nach diesen Bindungen (im Privaten, aber auch im Beruflichen) sowie ein stark beeinträchtigtes Selbstwertgefühl (das zB dazu führt, dass man sich nicht um das eigene Wohlergehen kümmert). In den Teufelskreisen sind Entwertungen fixe Bestandteile: etwa indem man sich gegenüber Ämtern, Behörden, aber auch karitativen Einrichtungen als Bittsteller-in wahrnimmt (und immer wieder auch als solche-r behandelt wird), oder indem man auf die Arbeitskraft reduziert (und zB im Fall einer Krankheit ehestmöglich gekündigt) wird. **Um den Teufelskreis zu durchbrechen**, müsste es aber genau umgekehrt laufen: persönliche Bindungen, das heißt ein Vertrauensverhältnis, sollten hergestellt und das Selbstwertgefühl gehoben werden. Genau das passiert im aktuellen Betreuungssetting von Udo – mit Erfolg, wie es scheint.

In Udos Lebensgeschichte finden sich folgende Elemente der Teufelskreise, die auch in anderen Biografien mehrfach vorkommen:

- psychische Beeinträchtigungen (Depressionen, Antriebslosigkeit, sozialer Rückzug, Einsamkeit, mangelndes Selbstwertgefühl, ...)
- körperliche Beeinträchtigungen
- fehlender Zugang zu Informationen über weiterführende Hilfsangebote (vor allem an Bruchstellen, wie bei Krankenhausentlassungen, neuer Arbeitslosigkeit)
- Scham und Stolz, die dazu führen, dass möglichst wenig Hilfe gesucht wird
- fehlender Zugang zu Psychotherapie und nachsorgender medizinischer Behandlung
- keine AMS-Angebote für eine nachhaltige Qualifizierung
- AMS-Vermittlung in niedrig qualifizierte Jobs, die schmutzig, körperlich anstrengend und/oder schlecht bezahlt sind
- häufige Jobwechsel, kurze Verweilzeit in den einzelnen Jobs
- ein „falsches“ soziales Umfeld
- extreme und traumatisierende Armutserfahrungen, vor allem Obdachlosigkeit
- Konflikte mit (neuen) Vorgesetzten
- Überarbeitung (fast) bis zum Burnout

In den Lebensgeschichten der anderen befragten Armutsbetroffenen finden sich aber noch **weitere mögliche Elemente der Teufelskreise**:

- Wohnen im ländlichen Raum
- Schwarzarbeit
- Alkoholabhängigkeit und andere Suchterkrankungen
- Vorstrafen (insbesondere Gefängnisaufenthalte)
- Kündigung im Krankenstand
- Konflikte mit Kolleg-innen am Arbeitsplatz und Mobbing-Situationen
- Unangepasstheit und „Andersartigkeit“
- Unter- oder Überqualifikation
- aufgeweichte Arbeitnehmer-innen-Rechte (zB durch Leiharbeitsverhältnisse)
- Verweigerung von Qualifizierungswünschen durch das AMS
- lange Kämpfe um eine Arbeitsunfähigkeitspension
- fehlender Zugang zu Kinderbetreuungsplätzen
- fehlende ganzheitliche Ansätze zur Problemlösung (zB Case-Management, Betreuung aller Familienmitglieder)

3.2.2. Zwischen psychischer Beeinträchtigung und Arbeitslosigkeit



Abbildung 4: Worthäufigkeit Interview Stefanie (45 Jahre)

Stefanie (45 Jahre)

wird in eine Mittelstandsfamilie in Villach geboren. Sie absolviert eine berufsbildende höhere Schule und danach ein zweijähriges Kolleg mit Schwerpunkt auf Fremdsprachen. Einen Job findet sie danach weder in Kärnten noch in Wien. Nach einem Jahr erfolgloser Bewerbungen erleidet sie einen Zusammenbruch. Stefanie ist 22 Jahre alt. Sie kommt für ein Monat ins Krankenhaus, wo – zu ihrer eigenen und zur Überraschung der Eltern, bei denen sie noch lebt – eine schwere Depression diagnostiziert wird.

Rund zehn Jahre vergehen, in denen Stefanie sich dank Therapie erholt und Maßnahmen des AMS durchläuft. Dann wird sie von einem Praktikum auf einen regulären Arbeitsplatz übernommen. Sie nimmt eine eigene Wohnung. Beruflich geht eine Weile alles gut, dann steckt sich Stefanie mit einer Infektionskrankheit an und fällt für drei Wochen aus. Nach ihrer Rückkehr hat sie den Eindruck, alles habe sich am Arbeitsplatz geändert. Sie fühlt sich gemobbt. Der Stress führt zu Panikattacken und Klinikaufenthalt.

Wieder vergehen Jahre, in denen Stefanie in psychologischer Betreuung ist und die Angebote des AMS durchläuft: Kurse, Arbeitstrainings und Praktika. Dazwischen gibt es den einen oder anderen geringfügigen Job. In einer AMS-Maßnahme lernt sie ihren Partner kennen. Stefanie ist in ihren späten Dreißigern, als sie einen Job findet, in dem sie länger bleibt: Sie ist in einer Non-Profit-Organisation in der Flüchtlingsbetreuung (unter anderem in Deutschkursen) tätig, doch die Finanzierung des Projekts wird reduziert, und es kommt zu Konflikten im Betrieb. Nach ungefähr drei Jahren ist Stefanie arbeitslos und fällt in eine Krise.

In den Jahren danach versucht Stefanie – sie ist um die 40 Jahre alt – immer wieder, in Tätigkeitsfelder vorzudringen, die mit der Betreuung anderer zu tun haben, weil sie damit gute Erfahrung gemacht hat. Aber sie scheitert: zB an der persönlichen Assistenz für eine Frau mit schwerer körperlicher Behinderung, weil ihr die Pflegekompetenz fehlt; an der Nachmittagsbetreuung von Volksschulkindern, weil ihr das zu viel Trubel ist und zudem die Stimmung im Team zu wünschen übrig lässt; an einer Qualifikation zur Deutschlehrerin für Zuwanderer-innen, weil das AMS die Übernahme der Kosten verweigert.

Zum Zeitpunkt des Interviews ist Stefanie auf der Suche nach einem Job. Sie ist in ihrem Freundeskreis und in die Familie gut eingebunden. Und auch die Partnerschaft funktioniert nach wie vor gut.



„War wirklich eine fundierte Ausbildung. Nur war es damals in Kärnten schon schwierig, zu dieser Zeit einen Job, zu finden. (...) Ich habe nur Absagen bekommen. (...) Dann war ich schon so demotiviert irgendwie, weil ich da meine Energie reingesteckt habe, und dann ist die Kurve halt immer mehr runtergegangen. Im Endeffekt war ich dann schon so ausgepowert, dass ich mitten in einer Depression drin war und das selber eigentlich nicht erkannt hab‘. Und die Eltern auch nicht. Ich meine, die haben zwar bemerkt, dass ich am Wochenende halt oft so auf der Couch rumliege, aber noch haben sie sich nichts dabei gedacht.“

Da war ich 22. Das ist ja schon fast 23 Jahre jetzt her. Da war mein erster Zusammenbruch. (...) Gott sei Dank hat damals der Doktor die Diagnose gestellt. Ich wär' sonst nie draufgekommen, dass ich echt in einer Depression drin bin. Ja, und dann natürlich die Frage: Wie, wie gehst damit um?

Mir ist es dann zwar besser gegangen, aber ich habe nicht gewusst, wie ich weitermachen sollte. Kein Job. Ich wollte auch immer schon gern von zu Hause eben weg und selbstständig sein. Und das ist dann nicht gegangen Und dann war ich halt immer in dieser Spirale drin.

(I: Können Sie sich erklären, warum Sie damals, (...) keinen Job gefunden haben?) Vielleicht war ich schon ein bisschen dann depressiv und hab mich vielleicht nicht so verkaufen können wie andere. Oder vom Charakter her war ich immer ein bisschen zurückhaltend, nicht so präsent vielleicht.

Nach dem Krankenhaus habe ich schon einige Therapieeinheiten gehabt. Diese Gespräche haben mir irrsinnig gut getan. (...) Das hat mir auch körperlich gutgetan und dann ist es mir schon besser gegangen. Ich habe dann halt später selber probiert, eben bei Therapeuten Hilfe zu holen. Wenn ich es so nicht mehr ausgehalten habe. (...) Erst später ist es dann gekommen mit dieser Frauenberatung. Oder dass man da bei ‚pro mente‘ auch Therapiegespräche kostenlos nützen kann.

Irgendwie bist du dann in so einer Rehaschiene drin. (...) Das AMS weiß das, und vor allem wenn du dann deinen Lebenslauf erstellst, irgendwann sieht dann jeder ‚Aha, da war sie‘. Dann sind schon die Gedanken da, dass du ein bisschen abgestempelt wirst, kommt mir vor: Da muss irgendeine Beeinträchtigung sein.

Dann hab' ich halt schon diesen depressiven Hintergrund gehabt. Man kriegt ja dann auch Existenzängste, wenn du nicht weißt... Wenn du jünger bist, du willst eigentlich dein Leben planen. Andere haben da an Familienplanung gedacht, oder an Partnerfindung, und ich habe erst die Grundprobleme müssen lösen.

Ich habe ein Praktikum gemacht. Das ist über eine sogenannte Stiftung gegangen. In den dreieinhalb Monaten (...) waren sie so zufrieden mit mir, dass ich tatsächlich übernommen worden bin. Dann haben so Sachen angefangen: Da ist ein Fehler, dort und da. Dann war ich drei Wochen außer Gefecht gesetzt, (...) da hat es mein Immunsystem total zusammengehaut. (...) In der Zeit, kommt mir vor, haben s' drin ein bisschen herausgesucht, was ich so falsch mach'. (...) Dann war plötzlich nichts mehr so wie vorher. Es ist wirklich eine Mobbing-situation entstanden. Der Chef hat nichts getan, obwohl er hätte können. Eines Tages waren die Panikattacken so schlimm, dass ich Montag nicht mehr in die Arbeit gegangen bin, dass ich den Krisendienst angerufen habe, (...) dann ist es eh wieder auf einen Psychiatrieaufenthalt hinausgelaufen.

Irgendwas habe ich immer getan. Entweder in einem Arbeitstraining oder in so Projekten für Reha-Leute, ich hab' immer geschaut, dass ich was tu. (...) Es war halt ein langer Weg und einige Krisen dazwischen.

Ich habe dann drei Jahre einen Job gehabt in einer Sozialorganisation, der hat mich sehr ausgefüllt. So gut ist es mir nie gegangen. Das war dann später. Ich habe da bei der Essensausgabe geholfen, bei allen Dingen. Und Deutschkurse für die Migranten und Flüchtlinge, wo diese Flüchtlingswelle war. (...) Dann waren ein bisschen interne Schwierigkeiten, bin ich gleich wieder ausgestiegen, weil es mir gesundheitlich nicht besonders gut gegangen ist wegen diesem ganzen Hickhack. Dann wieder in diese Arbeitssuche hinein.

Dann hat halt berufsmäßig eigentlich nicht mehr viel hingehaut, da hab ich eher auf mich schauen müssen, dass ich wieder stabil werd'. Und hab' halt so einige Arbeitsprojekte und so Maßnahmen halt vom AMS durchgemacht. Aber es hat dann nie so wirklich jetzt mit einem längerfristigen Job hingehaut.

Hab' ich mir gedacht ‚Jetzt bin ich 45, das gibt es ja überhaupt nicht.‘ (...) So arg irgendwie. Die Zeit vergeht. Dann (...) siehst immer, was die anderen machen, und ich selber denk mir ‚Ich bin da irgendwie fast stehengeblieben.‘ Aber doch nicht. Das scheint nur so. Man arbeitet ja an sich selber auch.

Ich bräuchte eigentlich etwas, was den Geist auch ein bisschen ansport und fördert. Da gibt es ein [Supermarkt]-Projekt, da kannst du die Regale einräumen, acht Stunden am Tag; und ich mit meinen Bandscheibenproblemen. Und wenn so viele Leute in den Supermarkt kommen, das ist für mich nicht das Richtige.

Jetzt bin halt wieder auf Arbeitssuche. Wieder nach einer Berufsorientierung, Perspektivenfindung. Das ist alles schon so eintönig.“

Stefanies Leben ist von schweren psychischen Krisen durchzogen, und trotzdem nimmt sie weniger die Teufelskreise und Auf- und Ab-Bewegungen wahr, sondern viel **mehr Gleichförmigkeit und Stillstand**. Die ständige Wiederholung der immer gleichen Kreisläufe in den vergangenen 23 Jahren – also

seit ihrem ersten Zusammenbruch als junge Frau vor dem Einstieg ins Berufsleben – lassen einzelne positive oder negative Erfahrungen in der sonstigen Monotonie verschwinden. Übrig bleibt (in ihrem eigenen Empfinden) ein Lebensverlauf als flache Gerade – und ein Erschrecken am 45. Geburtstag.

Wie bei Udo folgt auch bei Stefanie auf die markant guten Phasen im Leben ein besonders tiefer emotionaler Fall, von dem die Erholung schwer fällt. Klappt ein Job nicht, dann endet das bei Stefanie im psychiatrischen Krankenhaus, bei Udo ebenfalls in Depression, aber dann in Obdachlosigkeit. Der große Unterschied zwischen den beiden: Stefanie hat seit mehr als 20 Jahren eine diagnostizierte psychische Erkrankung, Udo hat diese **Diagnose** aber nicht. Die Diagnose schützt Stefanie zwar nicht vor materieller Armut, gibt ihr aber trotzdem Sicherheit: „Funktioniert“ sie einmal nicht richtig, dann weiß man, dass daran wohl ihre Erkrankung schuld ist. Bei Udo hingegen wird mangelnde Kooperationsbereitschaft angenommen, was immer wieder zu AMS-Sperren führt. Udo steht damit keineswegs allein da: Von den 15 Befragten mit Armutserfahrung berichten elf von psychischen Problemen, aber nur bei zwei Personen – eben bei Stefanie und außerdem bei Peter (s. S. 43) – wurden diese zeitnah zu ihrem Auftreten diagnostiziert; in beiden Fällen lag dem ein Zusammenbruch zugrunde, der ins psychiatrische Krankenhaus führte. Bei allen anderen ließ die Diagnose sehr viel länger auf sich warten, was dazu beigetragen hat, dass Teufelskreise entstanden sind. Eine Diagnose schützt mehrfach, denn durch die Behandlung kann sie – selbst bei schweren Verläufen – einen Weg aus dem Teufelskreis eröffnen, wie das Beispiel von Peter zeigt.

Psychische Beeinträchtigungen und Armut hängen (statistisch erwiesen)^{viii} eng miteinander zusammen, die Befragten der Kärntner Armutsstudie stellen also keine Ausnahme dar. Einerseits können (wie bei Stefanie) psychische (und körperliche) Erkrankungen in Armut führen, andererseits ziehen Armut und die damit verbundenen Sorgen und Belastungen sehr häufig psychische Probleme nach sich. Besonders häufig treten im Kontext von Armut Depressionen⁹ auf, die immer wieder mit sozialem Rückzug und Einsamkeit einher gehen – auch bei den Befragten der Kärntner Armutsstudie. Stefanie gelang es, der Einsamkeitsfalle zu entkommen, was sie als sehr schwierig beschreibt.

„Eine Zeitlang war ich dann daheim, aber irgendwann (...) habe ich mich selber auch wieder ein bisschen so weit gehabt, dass ich mir gedacht habe: Jetzt reicht es. So kann es nicht weitergehen. Das ist schädlich, das geht so nicht. Und mühsam. Weil oft hilft es auch nicht, wenn jemand dir gut zureden will. Das hilft in dem Moment einfach nicht. Von der Logik her weiß man eh, dass es natürlich besser wäre, dieses oder jenes zu machen, aber (...) das schafft man dann trotzdem nicht immer. Auch wenn man es weiß. Und schon gar nicht, wenn man vielleicht akut so eine Krise hat, weil dann kannst 100-mal mit jemanden reden, dann denkst du, ja, redets nur.

Wenn man dann so wie ich so depressive Phasen gehabt hat oder arbeitslos ist eine Zeitlang oder auch auf irgendwas wartet – zu Hause wird nichts besser. Da ist jeder Tag gleich. Wennst überhaupt nicht unter Leuten bist und immer nur müde bist und alles so schwer geht, da ist die Gefahr schon sehr groß, dass man zu Hause dann versumpert.“ (Stefanie)

Dass es **alles andere als selbstverständlich ist, dass psychische Beeinträchtigungen – überhaupt oder gar zeitnah – diagnostiziert werden**, zieht sich durch diesen Bericht. Selbst Stefanie und ihr engstes soziales Umfeld, das in keiner Weise von Armut oder anderen Faktoren belastet war, sahen die überaus schwere Depression nicht, bis es zum Zusammenbruch kommt. Bei Peter und seinem Burnout mit akuter Suizidgefahr ist es ähnlich, nur dass bei ihm das soziale Umfeld früher Anzeichen bemerkt als

^{viii} Gut abzulesen ist das am Auftreten von Depressionen, die zB im Österreichischen Gesundheitsbericht 2022 des Sozialministeriums beleuchtet werden: „Die Prävalenz von Depressionsdiagnosen und/oder -symptomen steigt (...) mit sinkendem Haushaltseinkommen: von fünf Prozent bei Personen aus den 20 Prozent der einkommensstärksten Haushalte (oberstes Einkommensquintil) auf 18 Prozent bei Personen aus den 20 Prozent der einkommensschwächsten Haushalte (unterstes Einkommensquintil).“ (Griebler et al. 2023, S. 84). Auskunft geben aber auch die EU-SiLC-Daten (Statistik Austria 2024).

er selbst. Dass man die eigenen psychischen Probleme nicht als solche wahrnimmt oder auch wahrnehmen mag, kann viele Gründe haben, zB die individuelle Sozialisation, das persönliche Umfeld oder die nach wie vor existierende gesellschaftliche Ächtung, auch wenn sich in Folge der Covid-19-Pandemie hier einiges geändert zu haben scheint: Ernsthaftige Zugänge haben es sogar auf Tiktok geschafft¹⁰. Bei Menschen, die als Kinder Gewalt bzw. Vernachlässigung erlebt haben, kommt noch eine psychische Folge dieser frühkindlichen Erfahrung hinzu: ein mangelhaftes Selbstwertgefühl (oder psychoanalytisch ausgedrückt: eingeschränkte Ich-Stärke). Udo beschreibt das anhand seiner eigenen Erfahrungen überaus hellsichtig: Wer – so wie er – den eigenen Wert nicht wahrnimmt, achtet nicht auf das eigene Wohlergehen und schaut nicht (im doppelten Wortsinn) auf den eigenen Körper.¹¹ Woran auch immer es liegt: Wer die eigenen psychischen Beeinträchtigungen nicht sieht oder sogar abwehrt, wird keine Diagnose erhalten – und damit eher im Teufelskreis gefangen bleiben.

So richtig schlagend wird dies aber erst, weil auch **Ämter und Behörden** hier beträchtliche blinde Flecken aufweisen. So wird die körperliche und vor allem psychische Gesundheit von Langzeitarbeitslosen oder anderen immer wiederkehrenden armutsbetroffenen Klient:innen nicht automatisch untersucht; eventuelle Beeinträchtigungen bleiben also – anders als zB Qualifikationsdefizite – allzu häufig unbeachtet. Das zeigt sich in mehreren Lebensgeschichten der in Kärnten Befragten deutlich, zum Beispiel bei Wolfgang und Markus, die beide schließlich ohne eigenes Dach über dem Kopf dastehen (s. S. 53 & 50). Und natürlich bei Udo, der unzählige Male beim AMS vorstellig wurde und in diversen Arbeitsprojekten war, ohne dass er körperlich oder psychisch jemals untersucht worden wäre. Herauszufinden, dass er an einem Lungenschaden und an Depressionen leidet, wird Udo lange Zeit selbst überlassen – zu lange: Denn als das Sozialsystem eingreift und ihm schließlich doch Untersuchungen, Medikation und Psychotherapie bietet, ist er mit 47 Jahren schon auf eine Cortison-Schocktherapie und zwei Atemsprays im Alltag angewiesen und wird mit hoher Wahrscheinlichkeit nur noch eingeschränkt arbeitsfähig sein.

Zu diesem blinden Fleck der Ämter und Behörden gehört auch, dass der **enge Zusammenhang zwischen körperlichen und psychischen Beschwerden** in der Regel nicht beachtet wird¹²: Die keineswegs nur bei den Befragten der Kärntner Armutsstudie allgegenwärtigen Rückenschmerzen^{ix} – auch Stefanie erzählt von Bandscheibenbeschwerden – werden vielleicht einer Behandlung zugeführt, aber sie werden genauso wenig wie andere chronische Schmerzen als Indikator für ein psychisches Problem wahrgenommen. Die Psychotherapeutin Ruth Kronsteiner, die an einer Studie über die Bezieher:innen der Sozialhilfe in Wien mitgearbeitet hat, berichtet, dass viele ihrer Patient:innen „*massive Probleme mit den Bandscheiben hätten. Wenn Menschen (symbolisch) das Rückgrat gebrochen werde, so Kronsteiner, zeige sich das auch körperlich*“¹³. Hier werden also zB Scham, verletzter Stolz und entwertende Erfahrungen – die ständigen Begleiter:innen von Armut, wie zB Udo und Stefanie erzählen – wirksam. Und es wird im Unterstützungsnetz der öffentlichen Hand kaum beachtet, dass auch rein körperliche Beschwerden die Psyche belasten können¹⁴, also vorhandene psychische Probleme eventuell noch verstärken.

Stefanies Geschichte enthüllt einige **Hürden, die der Inanspruchnahme von Hilfe bei psychischen Problemen entgegenstehen**: erstens die lange Wartezeit auf einen Therapieplatz, und zwar selbst bei der schweren Beeinträchtigung, an der Stefanie leidet. Bei leichteren Fällen muss man viele Monate Geduld aufbringen, bis man in Therapie kommt, wie zB Christoph erzählt (s. S. 67), der ständig Anti-

^{ix} Auch hier hat die Covid-19-Pandemie Bewusstsein geschaffen, denn mit den damals vermehrt auftretenden psychischen Belastungen stieg auch die Zahl der Menschen, die an Rückenschmerzen litten. (s. zB Altmann, 2022)

depressiva nimmt. Was für Stefanie hingegen weniger Rolle spielt, weil sie im Bedarfsfall auf die finanzielle Hilfe ihrer Eltern zählen kann: die Kosten für die Therapie. Armutsbetroffene sind auf kostenlose Angebote angewiesen, wie etwa der 22-jährige Theo sagt (s. S. 18), die sind aber Mangelware – und bedingen dann die Wartezeiten. Die private Psychotherapie, die Stefanie nach ihrem ersten Zusammenbruch in Anspruch nehmen konnte, ist für Theo außerhalb jeder finanziellen Reichweite.

Zweitens erzählt Stefanie, sie habe nach der Entlassung aus dem Krankenhaus keine Informationen bekommen, welche Hilfsangebote prinzipiell existierten, sondern habe das im Lauf der Zeit selbst zufällig entdeckt. Erst als sie den Weg zu *pro mente* gefunden hatte, erhielt sie dort Zugang zu umfassenden Informationen. Dass Patient*innen (und Angehörige) von den Gesundheits- und Pflegeeinrichtungen mit ihren sozialen, ökonomischen und die Alltagsorganisation betreffenden Problemen allein gelassen werden, erzählen mehrere Gesprächspartner*innen, und zwar auch dann, wenn es einen Kontakt zu Sozialarbeiter*innen gegeben hat. Zur Krankheit kommt dann eine Überforderung bei der praktischen Bewältigung der Situation hinzu. Dieses Kommunikationsversagen des Gesundheits- und Pflegebereichs ist nur Teil eines viel größeren Problems: **Informationsmangel ist laut den Befragten der dominante Grund für die Nichtinanspruchnahme von Unterstützungsangeboten**. Auf die Frage, warum denn nicht früher Hilfe gesucht worden sei, und zwar unabhängig vom Problemfeld, meinten sie klar am häufigsten, dass sie keine Ahnung davon gehabt hätten, dass es überhaupt Angebote gibt bzw. wohin sie sich zur Orientierung hätten wenden können.

„Früher, wo ich halt noch eher frisch aus dem Krankenhaus bin, habe ich auch gar nicht gewusst, dass es da so Beratungsstellen gibt, wo man so was kostenlos bekommen kann. Absolut keinen Tau, keine Information. Hat einem auch keiner gesagt, und ich hab auch nicht gewusst wirklich, ja, wo sucht man da an und wie komme ich wirklich zu einem Therapeuten? (I: Wenn Sie in der Psychiatrie sind, dann sagen sie das nicht?) Damals war es bei mir nicht so, in Villach. Es war wohl eine Sozialarbeiterin da. Die hat mich einmal zu einer Psychiaterin geschickt. (...) Das war zum Einstufen.

Früher, da war ich unerfahren. Dann auf einmal hörst, wenn du aus dem Krankenhaus kommst, von einer Mitpatientin, aber die ‚pro mente‘ bietet auch eine Depressionsgruppe an, dass man eine Gruppentherapie machen kann (...). Eher so durch Mundpropaganda. Oder dass ich einmal bei der Caritas ZUFÄLLIG vorbeigegangen bin, auf einmal seh‘ ich oben auf einer Tafel ‚Lebensberatung dann und dann‘. (...) Ich glaube sogar, ein Arzt hat mich einmal drauf aufmerksam gemacht. Genau. Die sagen dir dann schon ‚Und haben Sie eine Therapie? Oder so: dort und dort täten S‘ ansuchen können.‘ So schön langsam, durch die Kontakte ergibt sich das.

‚pro mente‘ ist da sehr informativ. Das schon. Natürlich, die wissen da viel und die vernetzen dich da schon weiter irgendwie, dass sie sagen: ‚Dort gibt es auch, da gibt es auch, wenn man da keinen Platz bekommt‘. Wohl, das schon, aber da muss man einmal draufkommen.“ (Stefanie)

Es wäre naheliegend, die Informationen an jenen Orten automatisch und kompetent weiterzugeben, wo sich die Betroffenen in aller Regel ohnehin einfinden müssen, also zB im Fall von Kranken (und ihren Angehörigen) in Spitälern und ärztlichen Praxen, im Fall von Arbeitslosen am AMS oder im Fall von Sozialhilfebezieher*innen bei Sozialämtern, Gemeinden oder Bezirkshauptmannschaften. Stefanies Erzählung zeigt, dass dies sehr gut funktionieren kann, aber eher eine Ausnahme bildet und vom individuellen Engagement der AMS-Mitarbeiter*innen abhängig ist.

„Einmal habe ich sogar, da habe ich wirklich eine gute AMS-Beraterin gehabt. Die hat auch gesagt ‚Da gibt es ja so eigene Reha-Programme, und dort gibt es auch die Möglichkeit für Gespräche.‘ Das ist schon einmal vorgekommen, aber das hängt halt auch immer vom Berater ab.“ (Stefanie)

Das **AMS** nimmt in Stefanies Erzählung eine zentrale Rolle ein, denn mit Ausnahme der wenigen Arbeitsverhältnisse am regulären Arbeitsmarkt (die sie übrigens auch über AMS-Vermittlung gefunden hat) dreht sich ihr Teufelskreis eigentlich immer darum, was ihr das AMS gerade anbietet. Dass das

AMS in den Gesprächen insgesamt so häufig erwähnt wurde, ist kein Zufall, sind doch die meisten Befragten arbeitslos oder haben lange Phasen der Arbeitslosigkeit hinter sich und in dieser Zeit ihren Lebensunterhalt mit Leistungen aus der Arbeitslosenversicherung bestritten. Zwar liegen Arbeitslosengeld oder Notstandshilfe bei den Befragten unter der Armutsgefährdungsschwelle, aber trotzdem bietet das AMS-System ein verlässliches soziales Netz. Denn es unterstützt alle Menschen, sobald sie einmal im System sind, ihr Erwachsenenleben lang bis zur Alterspension. Die Covid-19-Pandemie hat gezeigt, wie hoch der Wert der Arbeitslosenversicherung für unselbstständig Erwerbstätige ist: Denn für jene Gruppen, die damals kein Anrecht auf eine AMS-Leistung hatten, mussten eigene Instrumente geschaffen werden, um die ökonomischen Folgen der Lockdowns abzufangen, zB für Ein-Personen-Unternehmer:innen.

Auch dass es über das AMS viele negative Rückmeldungen gibt, ist nicht erstaunlich: Es hat die Macht, Druck auszuüben, Teilnahmen zu erzwingen und vor allem regelwidriges Verhalten so zu sanktionieren, dass es schmerzt. Aus der Häufigkeit der Kritik zu schließen, dass der Kontakt mit dem AMS in besonderem Maß problembelastet ist, wäre also falsch. Da das AMS jedoch stets in den Teufelskreisen der Armut auftaucht, sind die kritischen Hinweise von Bedeutung:

- **Als Ausnahme und Glücksfall** beschreibt Stefanie im obigen Zitat eine **gute und individuelle Betreuung beim AMS**. Sie ist nicht die einzige, die darüber spricht, dass die Betreuungsqualität beim AMS je nach Mitarbeiter:in stark schwankt. Die aus Afrika stammende Sara zB, deren Teufelskreis mit einem Unfall losgetreten wurde, die aber schon in den Jahrzehnten davor regelmäßige AMS-Erfahrung gesammelt hat, sagt: „*Es gibt Schlimme und es gibt Gute*“ (Sara, 53 Jahre). Ob die „Schlimmen“ oder die „Guten“ insgesamt überwiegen, darüber kann die Interviewstudie keine Aussage treffen. Es fällt aber auf, wie häufig gesondert darauf hingewiesen wird, wenn eine gute Betreuung stattgefunden hat – so als ob das nicht die Regel wäre. Das deutet darauf hin, dass beim AMS die Betreuungsqualität (zu) uneinheitlich ist und es Verbesserungspotential bei der Qualitätssicherung gibt. Denn die positiven Beispiele machen klar, wie wertvoll die funktionierenden Betreuungsverhältnisse mit kompetenten und engagierten Mitarbeiter:innen für die Betroffenen sind.

„Die [AMS]- Sachbearbeiterin, die das macht, kann damit umgehen. (...) Ist eine ganz andere Gesprächsbasis, weil sie auch versteht, um was es geht. (I: Aber zu der kommen nur Leute, die so wie Sie eine diagnostizierte Erkrankung haben, oder?) Genau.“ (Peter, 64 Jahre)

„AMS ist auch so ein Thema. Ich musste einen Nachweis bringen, als meine Tochter drei war, dass ich einen Betreuungsplatz habe für sie, dass ich sozusagen dem AMS zur Verfügung stehe. Ich habe mir eine Tagesmutter gesucht und mit der vereinbart, dass meine Tochter ab morgen kommt, und bin am nächsten Tag zum AMS und habe den Namen der Tagesmutter genannt und habe gesagt, ich habe einen Betreuungsplatz. Dieser Herr fängt mit mir zum Schreien an: ‚Wo ist der schriftliche Nachweis dafür? Das glaube ich Ihnen nicht. So! Ich werde Ihnen jetzt rückwirkend mit Ersten den Bezug streichen. So machen wir das jetzt.‘ Und da stehst du da als alleinerziehende Mutter, weißt eh nicht, wie es weitergeht, hast jetzt einen Betreuungsplatz und der ... Ich habe dann eine schlaflose Nacht gehabt. ‚Ja. Das müssen Sie nachbringen. Aber ich streiche Ihnen das.‘ (...) Ich habe eine Nacht nicht gewusst: Habe ich jetzt rückwirkend mit Ersten kein Geld mehr? Da gibt es schon ganz böse Menschen. (...) Das war das Schlimmste. Also das mit dem Herrn... Ich hätte fast den Namen genannt. (...) (I: Sie wissen den Namen noch?) (...) Der hat sich eingebrannt in mein Gehirn. Ich habe dann am nächsten Tag das Formular gebracht. Mit Holterdipolter hat er das dann zurückgenommen.

Ich habe dann, viel später, eine sehr gute Betreuerin gehabt, die mitbekommen hat, dass es mir gesundheitlich nicht so gut geht. (...) Dann hat SIE mir ermöglicht, dass ich geordnet um Berufsunfähigkeitspension ansuchen kann. Das war dann auch ein jahrelanger Prozess.“ (Gerda, 62 Jahre)

„Da hat’s die sympathischen und die weniger sympathischen Ämter gegeben. Man ist halt hingegangen, und wenn das Gegenüber dich hat leiden können, dann hattest du halt ein einfaches Spiel

und eine nette Unterhaltung; und wenn du jetzt, so wie ich, an jemanden kommst, der dich halt überhaupt nicht ausstehen kann, wo das von Termin zu Termin schlimmer wird. (...) Wenn du dann sagst: ‚Ach, wissen S’ was, dankeschön, das war’s‘, dann gehst raus aus dem Büro – und bist aber gezwungen gewesen, rückwärts auf allen Vieren zurückzukriechen und zu sagen: ‚Mah bitte, aber wenigstens eine Essensmarke, also Hausnummer war das keine.“ (Udo, 47 Jahre)

- Mit dem **Wunsch nach einer bestimmten Aus- oder Weiterbildung** steht man tendenziell auf verlorenem Posten: Zum Beispiel werden die Kosten nicht übernommen oder die Personen als zu alt für eine Weiterbildung eingeschätzt (wie Oskar, S. 60).

„Ich wollt halt gerne wieder in dieses Feld – Begleitung von Migranten und Flüchtlingen – kommen. Aber nach der großen Welle hat es dann geheißten ‚Nein, um Deutsch zu vermitteln, da braucht man jetzt ein Zertifikat, da ist wieder eine Ausbildung zu machen.‘ ‚Was kostet die Ausbildung?‘ ‚Fast 3.000 Euro.‘ (...) Zuerst hat jeder kommen können, Deutsch vermitteln oder behilflich sein. (...) Dann auf einmal nach der größten Flüchtlingswelle: ‚Sie können wir da nicht, so auf die Art, brauchen.‘ (...) Nimm als Arbeitsloser auf einmal 2.000 oder 3.000 Euro her. Wie willst das machen?“ (Stefanie)

- Die langzeitarbeitslosen Interviewpartner-innen haben **die immer gleichen Kursprogramme schon mehrmals** durchlaufen; sie kennen die Inhalte auswendig – Inhalte, die ihnen bis dahin nichts gebracht haben. Ein Bewerbungstraining zB ist nahezu fixer Bestandteil einer jeden Drehung des Teufelskreises: für Stefanie genauso wie für den Akademiker Edwin (s. S. 89) oder den mehrfach vorbestraften Christoph (s. S. 67). Hier lassen die Wortmeldungen auch eine gewisse Hilf- und Ratlosigkeit der AMS-Betreuer-innen offensichtlich werden: Was tun mit den gesundheitlich oder anderweitig eingeschränkten – das heißt: schwer vermittelbaren – Langzeitarbeitslosen? Insbesondere derzeit, weil die alten Kurse nicht mehr in gleichem Maß zur Verfügung stehen, aber kein Ersatz angeboten wird? Ein beliebter Ausweg bei etwas älteren Betroffenen ist ein Antrag auf Berufsunfähigkeitspension, was in aller Regel einen neue Front eröffnet, an der teilweise jahrelang gekämpft wird – manchmal erfolgreich wie bei Gerda (s. Zitat oben), manchmal erfolglos wie bei Oskar (s. S. 60).

„Da kannst schon alle Texte auswendig, worauf man schauen muss beim Vorstellungsgespräch, aber das ist nicht immer nur so 0815. Man kann nicht wirklich sagen, worauf schauen diese Personaler.“ (Stefanie)

„Es hat diese Jobinitiative ‚Perspektiverweiterung‘ gegeben, die habe ich 4- oder 5-mal hintereinander gemacht. 2011, 12, 13, 14, 15. Derselbe Topfen immer, so auf gut Deutsch gesagt. Man hört die Sachen, was ich von der Uni kenne. Paul Watzlawick, man kann nicht nicht kommunizieren. Vier-Ohren-Modell, Eisberg-Modell, die Klassiker halt.“ (Edwin, 53 Jahre)

„Früher, vor ein paar Jahren, haben sie mich mit Kurs beworfen. Ich bin so viel Kurs gegangen, das und das. Ich habe Englischkurs gemacht, ich habe den Kurs gemacht, ich habe den Kurs gemacht. Ich habe kein Problem damit gehabt. Ich habe sogar selber immer gesagt, ich gehe Kurs und so. Aber jetzt gibt es nichts mehr. Jetzt sind Budgetkürzungen. Ich weiß nicht, ob das stimmt. Aber sie haben gesagt Budgetkürzungen. Jetzt gibt es keinen Kurs mehr.“ (Christoph, 36 Jahre)

- Die mehrmaligen erfolglosen Besuche von Qualifizierungsmaßnahmen oder eine kurze Verbleibsdauer in einem neuen Job sind **Quellen für Frustration** und führen dazu, dass das Selbstvertrauen schwindet. Das wiederum schmälert die Chancen bei den nächsten Bewerbungen.

„Es ist ja so, man traut sich ja immer weniger zu dann und ist total verunsichert: Was kann ich und was nicht? Passiert mir wieder irgendwas, dass ich gemobbt werde?“ (Stefanie)

„Jedes Mal, wenn ich zum Arbeitsamt gegangen bin, war da die Angst: Was kommt jetzt? Zwingt man mich auch in eine Arbeit, die ich vielleicht auch nicht schaffe? Weil mit der Zeit wurde man dann ja auch ängstlicher.“ (Gerda, 62 Jahre)

- So sehr ein **Arbeitstraining** dazu beitragen kann, die Teilnehmer·innen fit für den ersten Arbeitsmarkt zu machen, so sehr enthüllt es bei zukünftigen Bewerbungen, welche Geschichte der Bewerber, die Bewerberin durchlaufen hat. Arbeitstrainings können also „*abstempeln*“, wie Stephanie es ausdrückt: stigmatisieren. Das erinnert an Christoph, der sein während der Haft erworbenes Zeugnis einer Berufsausbildung nicht vorweisen mag, weil dann die potentiellen Dienstgeber·innen sofort wissen, dass er im Gefängnis war.
- Arbeitstrainings und Transitarbeitsplätze bestehen häufig aus **niedrig qualifizierten Tätigkeiten**, was dem Profil vieler Betroffener entspricht, aber nicht aller. Stefanie zB hat nichts dagegen, auch solche Arbeiten zu machen, würde aber gerne hin und wieder etwas Anspruchsvolleres ausüben dürfen. Immer nur zu basteln und in der Wäscherei zu arbeiten, empfindet sie als Entwertung, genauso wie Udo die schweren, schmutzigen und unangenehmen Arbeiten, die er im Rahmen des GPS (Gemeinnütziges Personalservice) ausgeübt hat – Arbeiten, die man freiwillig nicht übernehmen würde. Entwertende Tätigkeiten und Arbeitsbedingungen verschlimmern nicht nur psychische Beeinträchtigungen, sie machen auch nicht viel Lust darauf, sich bei der Eingliederung in den Arbeitsprozess sehr zu bemühen. Genauso wie unangenehme Erfahrungen im Lehrbetrieb den Lehrlingen den Beruf insgesamt vergällen können (s. Kap. 3.1.5), vermittelt das mühsame Abschaben eines sehr fest angeklebten Spannteppichs in einem eiskalten Raum die Vorteile des Erwerbslebens nur ungenügend.

„Die Jobs waren natürlich unter aller Kanone. Das ging über Unkrautzupfen im Winter und Unkrautzupfen im Frühling, Säcke mit Kohlen vollstopfen und Holzbalken schleppen. Es waren immer wieder diese körperlichen Arbeiten, wo ich mir immer gedacht hab‘, (...) das schlägt auf den Magen, weil wenn du da hingehst und du fühlst dich nicht wohl, tust du deinem Verstand keinen Gefallen.

Dann war schlimm: GPS auf jeden Fall, den Teppich da rausreißen von dem alten Kloster. Das war auch also menschenunwürdig; also ich mein‘: für mich unwürdig. Weil da brauch‘ ich jemanden, der Kraft hat; und der, der das WILL, den das nicht stört, aber ich hab‘ ja da: einen Huster nach dem andern; ich hab‘ s damals nicht überrissen, ich hab‘ gedacht, Mist, hab‘ ich schon wieder eine zu viel geraucht. Heute weiß ich, warum ich gehustet habe: einfach weil mein Körper diese Anstrengung einfach nimmer auf die Reihe kriegt.“ (Udo)

- Stefanies Geschichte lässt die Frage aufkommen, ob Eingliederungsmaßnahmen, die als zeitlich befristete Projekte organisiert sind, für alle Zielgruppen ein geeignetes Mittel darstellen, und nicht eine mittel- oder langfristige und durchgehende Betreuung besser passen würde. „*Man hat was zu tun gehabt*“, umschreibt Stefanie einen Vorteil der Projekte, außerdem komme man so unter Leute, wenn auch nur unter Menschen mit ähnlichen und manchmal stärker ausgeprägten Problemen. Der größte Nachteil sei, dass man sich nach der Projektlaufzeit, insbesondere wenn sie positiv verlaufen sei, allein gelassen vorkomme und eigentlich noch weiterhin Betreuung bräuchte.

„Positiv ist zum Beispiel, dass man dann für sich halt Zeit hat. Man weiß, da kann man hingehen, (...) man ist beschäftigt. Und man hat Zeit, sich körperlich und geistig wieder zu fangen. Der Nachteil ist halt, dass man auch sehr oft mit Leuten zusammenkommt, die eine schwerere Erkrankung oder Problematik haben wie du. Wenn man dann drei, vier Leute da hat, die zum Beispiel wie aufgezogen reden oder die eher negativ sind und dich runterziehen, dann ist das halt auch nicht so gut.

Die Zeit, die ich drin [AMS-Projekte] verbracht habe, die war ja nicht schlecht (...) und hat mir schon irgendwo auch Auftrieb gegeben. Aber dann hinterher war das: So, jetzt bist heraußen, und jetzt kümmert sich aber keiner mehr, ob du da zurechtkommst in der Welt.“ (Stefanie)

3.2.3. Zu viel gearbeitet: Burnout – ein „männlicher“ Weg in Armut

selbsthilfegruppe
krankenhaus
 hilfe reha pension
 therapie

Abbildung 5: Worthäufigkeit Interview Peter (63 Jahre)

Peter (63 Jahre)

wächst auf dem Bergbauernhof seines Onkels auf, nachdem sein Vater sehr früh verstorben ist. Er absolviert eine Lehre, leistet seinen Grundwehrdienst ab und bleibt beim Bundesheer: 32 Jahre lang arbeitet er dort in verschiedenen Positionen im Fuhrpark. In dieser Zeit ist er nicht in Kärnten stationiert, sondern in einem anderen Bundesland. Er gründet eine Familie, hat zwei Kinder, die Ehe geht auseinander.

Die Arbeit nimmt einen wichtigen Platz in Peters Leben ein, gleichzeitig geht er gerne aus und ist in Gesellschaft. Mit der Zeit wird der Beruf übermächtig, alles andere muss zurückstehen, die Arbeitstage sind manchmal so lang, dass es sich kaum ausgeht, ein paar Stunden zu schlafen. Nach 32 Jahren bricht Peter zusammen – völlig unerwartet für ihn selbst und mit großer Heftigkeit. Die Diagnose lautet Burnout und Depressionen. Es folgen Maßnahmen der Suizidprävention und ein fünfmonatiger Klinikaufenthalt.

Nach vier Monaten erhält Peter noch im Krankenhaus die Kündigung, und steht ohne Einkommen da, denn sein ehemaliger Dienstgeber verabsäumt es, seine Daten an die Krankenkasse weiterzuleiten. Es dauert Monate und bedarf der Intervention eines Rechtsanwalts, bis die Übermittlung der Daten klappt und Peter Krankengeld erhält. In dieser Zeit ist er stark von privater Hilfe abhängig

Fünf Jahre werden vergehen, bis Peter wieder einen Teilzeitjob annehmen kann. In dieser Zeit ist er in verschiedenen Rehabilitationsprogrammen und erhält eine Weiterbildung. Die Betreuung ist gut, das Einkommen aus der Notstandshilfe jedoch niedrig. Seine alte Tätigkeit als Berufskraftfahrer großer Fahrzeuge darf er nicht mehr ausüben, da er ständig Antidepressiva nimmt. Es wird ihm nahegelegt, um eine Berufsunfähigkeitspension anzusuchen, was er ablehnt. In dieser Zeit gründet er eine Selbsthilfegruppe für Menschen mit psychischen Problemen, die nach wie vor aktiv ist.

Nach einem Versuch, in einem Call-Center zu arbeiten, kehrt er in seine angestammte Tätigkeit als Fahrer – diesmal von PKWs – zurück. Mit 62 Jahren geht Peter in Pension.

Zum Zeitpunkt der Interviews hat er ein Einkommen, das deutlich über der Armutsgefährdungsschwelle liegt. Er lebt in einer Wohnung, hat gute Kontakte in die Nachbarschaft, geht aber ansonsten kaum aus.



„2011 habe ich ein schweres Burnout gehabt, war dann fünf Monate im Krankenhaus, Suizidprävention.

Die anderen haben das schon früher mitgekriegt wie ich selber. Haben gesagt: ‚Wenn du so weitermachst, irgendwann wird es dir die Patschen aufstellen.‘ Ich habe das nicht geglaubt. Ich kann alles, ich mache alles. Ich war Perfektionist. Es hat alles müssen perfekt abrennen. Ich bin auch am Samstag, Sonntag drin gewesen und habe die Fahrzeuge eingeteilt. (...) Dann habe ich einen Todesfall gehabt. Bin danach gleich

ins Burgenland gefahren, in Assistenzeinsatz. Und unten habe ich gesagt: ‚So. Gibt nur zwei Möglichkeiten.‘ Ich war bewaffnet. Und das war das Leichteste, Suizid zu begehen. Das war dann das Ausschlaggebende, habe ich gesagt: Okay. Du musst jetzt ins Krankenhaus.

Es hat nichts anderes gegeben als [die Arbeit]. Das war mein Leben. (I: Wie alt waren Sie damals?) 51.

Merken tust es gar nicht. Nein. Merken tun es die anderen. Erst wenn es ganz brutal geht, wenn du wirklich zehn Meter unter der Erdoberfläche wanderst, dann weißt, jetzt ist es so weit. Das ist aber schon zu spät dann. (...) Das hat tausend Gesichter. Ich habe nicht schlafen können. (...) Wie ich im Krankenhaus war, habe absolut nicht mehr schlafen können.

(I: Burnout ist immer etwas, das ist so schwer...) Was man nicht begreifen kann. Ich kann auch nur sagen, was die Ärzte dann im Endeffekt gesagt haben. Da war eine schwere Depression dabei auch. (...) Das Einzige, was mir geholfen hat, war ein Krankenhausaufenthalt in [xxx], Psychosomatik. Die haben die Medikamentenabstimmung [gemacht], sind draufgekommen, was wirklich hilft. Seitdem geht es wieder. (...) [Die Medikamente] muss ich lebenslang nehmen, weil der Körper bestimmte Botenstoffe nicht mehr produziert.

(I: Und vom Bundesheer, wie haben Sie sich getrennt? Wie ist das dann gelaufen, wenn man über 30 Jahre dort arbeitet?) Na ja. Ich habe im Krankenhaus die Kündigung gekriegt. (I: Und da hat nie jemand mit Ihnen geredet?) Nein. (...) Ich weiß nicht, ob sie sich es nicht getraut haben. Wie rede ich mit einem, der in der Sonderabteilung Suizidprävention liegt? Soll ich da hineingehen?

Ich habe dann kämpfen müssen, weil ich ja krank war, dass ich ein Krankengeld kriege. Sie waren in der Personalabteilung nicht in der Lage, meine Daten der Krankenkasse zu übermitteln. (...) Da hat schon die Gebietskrankenkasse angerufen drinnen, sie brauchen endlich die Daten, dass ich ein Krankengeld kriege. Das ist (...) gegangen, bis ich meinen Rechtsanwalt eingeschalten habe. (...) IRGENDWANN hat einmal eine, die nicht zuständig war, sich erbarmt und hat die Daten über E-Mail der Gebietskrankenkasse geschickt.

(I: Was ist Ihre Armutserfahrung?) Das war die Zeit, wo ich bei der Sozialarbeiterin 100 Euro ausgeliehen habe, dass ich überhaupt heimfahren habe können. (...) Auf der einen Seite von der Firma bin ich gekündigt. Auf der anderen Seite von der Gebietskrankenkasse kriegst kein Geld. Irgendwann hast nichts mehr.

(I: Was tut am meisten weh in so einer Situation?) Dass der Job weg war. Ja. Da war das Geld zweitrangig. [Mein Bruder] hat ja geschaut auf mich, ob es mir eh gut geht da, dass das alles passt da. Nicht? Aber trotzdem versucht man ja, alles allein zu schaffen.

Das Wollen war ja da. Nur das Können ist halt eine andere Frage. (I: Woran ist es dann gescheitert beim Können?) Wenn man heute psychisch nicht gut drauf ist, belastbar ist, dann geht nichts. Dann war ich auf der Berufsreha eineinhalb Jahre (...). Das ist relativ auch sehr gut gewesen.

Die Ärztin hat gesagt: ‚Wenn Sie wollen, können Sie jetzt in Pension gehen. Jetzt haben Sie die Chance noch.‘ Und ich habe Nein gesagt. (I: Ist das etwas, das Sie heute gut oder nicht gut finden?) Das war gut. Freilich. Weil sonst wäre mir die Decke am Schädel gefallen. Was tue ich jetzt? Mit 54 in Pension gehen? Und was kommt bei der Pension [finanziell] raus? Ich habe gesagt, irgendwo muss da was weitergehen.

2016 bin ich nachher bei der Firma [xxx] eingestiegen. Im Kundenservicecenter. Ein halbes Jahr. (...) Da braucht man viel Nerven, die man nicht hat dann. (...) Eine ruft an: ‚Warum sind die Gurken in Plastikfolie – Schweinerei – eingepackt?‘ Die Zweite ruft an in der nächsten halben Stunde: ‚Warum sind die Gurken nicht in Plastikfolie eingepackt?‘ Und jetzt musst die richtigen Antworten geben.

Früher war ich bei jedem Unterschlag dabei. Mittendrin statt nur dabei. Ja. Das hat sich komplett gewandelt. (...) Mich interessiert auch nicht mehr das Fortgehen, wenn ich ganz ehrlich bin.“

Peter ist einerseits kein Einzelfall, denn vom Arbeiten bis zur völligen Erschöpfung berichteten auch andere Männer, die für die Kärntner Armutsstudie ein Interview gegeben haben. Sie brechen damit jenes Klischee über Armutsbetroffene, das behauptet, dass vor allem Arbeitsverweigerung, Faulheit oder ein Leben über den Verhältnissen in Armut führen. Peter ist gleichzeitig aber auch ein Einzelfall, denn er hat die Armut hinter sich gelassen: Ihm ist es mit Hilfe des öffentlichen Gesundheits- und Sozialsystems gelungen, nach seiner schweren Erkrankung gar nicht erst in den Teufelskreis von Arbeitslosigkeit, AMS und kurzfristigen Beschäftigungsverhältnissen zu geraten.

Wolfgang hat geradezu erstaunlich Ähnliches erlebt wie Peter – allerdings mit einem völlig anderen Ausgang. Hier wird der erste – in Jahren deutlich längere – Teil seiner Lebensgeschichte erzählt; der zweite folgt im nächsten Kapitel, das die Armut im ländlichen Kärnten in den Blick nimmt.

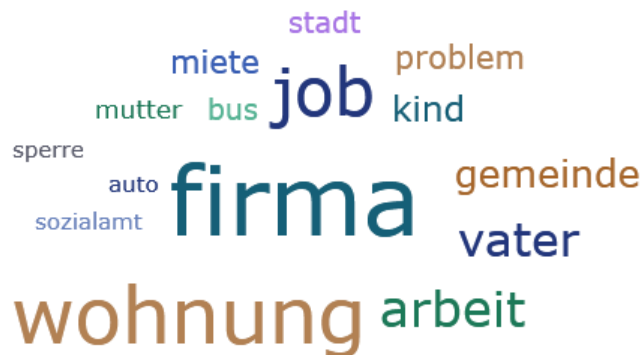


Abbildung 6: Worthäufigkeit Interview Wolfgang (41 Jahre) – Teil 1

Wolfgang (41 Jahre)

wächst im ländlichen Raum auf. Seine Kindheit ist von den häufigen Umzügen der Eltern geprägt: Immer wieder muss er einen neuen Freundeskreis suchen. Das Nomadenleben nimmt ein Ende, als der Vater vom Arbeitgeber eine Unterkunft zur Verfügung gestellt bekommt. Nach der Lehre (ohne Abschlussprüfung) leistet Wolfgang seinen Grundwehrdienst und bleibt als Auszubildener beim Bundesheer.

Nach rund zwei Jahren müsste Wolfgang, um den Job zu behalten, nach Vorarlberg ziehen. Er verlässt deshalb das Bundesheer und beginnt bei jener Firma zu arbeiten, für die sein Vater tätig ist: und zwar genauso wie dieser als „Mädchen für alles“.

Die Arbeit wird für Wolfgang im Lauf der Zeit zum einzigen Lebensinhalt: Partnerschaften halten nicht lange, weil sie weniger wichtig sind als der Beruf. Mit Mitte zwanzig hört er auf, abends auszugehen, da er sich angesichts jüngerer, aggressiv auftretender Lokalgäste nicht wohl fühlt. Nach dem Tod der Mutter überwirft er sich mit einem seiner Brüder, mit dem Vater hält er nur noch sehr losen Kontakt. Wolfgang ist sieben Tage in der Woche in der Firma. Wann immer er gerufen wird, kommt er.

Nach zwölf Jahren wird ein neuer Geschäftsführer mit anderem Management- und Führungsstil bestellt: Er schafft Schwarzarbeit und Überstunden ab – beides reduziert Wolfgangs Bezahlung deutlich, denn der Grundlohn ist niedrig; das Verhältnis zwischen Vorgesetztem und Mitarbeiter:innen wird nun explizit von den wirtschaftlichen Interessen des Betriebs bestimmt. Wolfgang kündigt – ausgebrannt, wie er sagt.

Nach drei Monaten Erholungspause beginnt er über eine Leasingfirma bei einem Baustoffhandel zu arbeiten. Wieder leistet Wolfgang weit mehr als 40 Wochenstunden. Dazu kommen ständig Arbeiten für Familie und Freundeskreis. Zwar hat er diesmal genug Geld, um ein neues Auto und eine Wohnungseinrichtung zu kaufen, aber wieder keine Freizeit, keine Ruhephasen. Wolfgang spricht von Burnout.

Nach eineinhalb Jahren verletzt sich Wolfgang bei einer Autoreparatur und muss in den Krankenstand. Er informiert seine Ansprechperson bei der Leasingfirma per Messenger-Dienst und schickt alle Unterlagen. Noch am gleichen Tag löst die Leasingfirma den Vertrag mit Wolfgang, allerdings ohne ihn davon zu informieren und ohne seine Daten an Krankenkasse oder AMS weiterzugeben. Wolfgang erfährt erst ein Monat später von der Bank und seinem Vermieter davon. Sein Versuch, mit Unterstützung der Arbeiterkammer dagegen vorzugehen, scheitert. Zwei Monate dauert es, bis Wolfgang das erste Mal Geld vom AMS erhält. Nun ist er arbeitslos und von den Jahren der Überarbeitung erschöpft und vom Verhalten seiner Arbeitgeber enttäuscht. Seine gesamten Ersparnisse hat er gerade für Auto und Wohnung aufgebraucht. Sein Teufelskreis beginnt hier (Fortsetzung folgt auf S. 21).



„Kurz bevor mein Dienstvertrag [beim Bundesheer] zu Ende war, ist nachher die große Umstrukturierung gekommen, wo sie die Kasernen zugeschlossen haben. Nachher habe ich den Job aufgeben müssen, weil der einzige freie Posten wäre in Vorarlberg draußen gewesen, in Bregenz. Und das war nichts für mich. Ich habe Freundin herinnen, Freunde, Familie. Und wenn man selten frei hat beim Bundesheer – UNTRAGBAR. Ich war nachher mehr oder weniger für die Firma da. Also ich habe wirklich für die Firma gelebt.

Es war wirklich in der Zeit, wo der alte Geschäftsführer war, Traumjob. Der war auch für die Leute da. Du hast gekonnt zu ihm gehen mit deinen Problemen.

OFFIZIELL waren es 38 ½ Stunden, aber ich habe zwischenzeitlich 50, 55, 60 Stunden gearbeitet. (...) Ich war am Wochenende drinnen. Ich war unter der Woche länger drinnen. (I: Wie kommt das? Wie passiert so was?) Beim ALTEN Geschäftsführer war es noch so, dass da Wochenende schwarz ausgezahlt ist worden. Da haben sich die Leute drum gerissen, wochenends zum Arbeiten. Er hat mir damals auch geschwind den Job und das alles gegeben. Dann habe ich gesagt, wenn er was braucht, ich bin da. Okay. Es ist einmal dort eine Arbeit angefallen, da eine Arbeit. Es ist einmal eine Reparatur angefallen, und sie haben keine Leute. Nachher haben sie mich angerufen, weil ich in der Nähe war. Bin ich einfach gegangen.

(I: Partnerschaft, ist das nicht gegangen?) Kurzfristig. Sagen wir so: Für zwei, drei Monate ja, und nachher ist wieder nicht gegangen, weil wie gesagt, ich war mehr für die Firma da als wie für die Partnerschaft.

Mit der Zeit hat auch das Fortgehen und Irgendwenkennlernen keine Lust mehr gemacht, weil es ist alles teurer geworden. Und es waren dann auf einmal Kinder unterwegs, die eigentlich in einem Lokal nichts zum Suchen haben. Weil wenn man bei der Theke steht, mit wem ratscht und auf einmal von einem 12-, 13-Jährigen ANGEPÖBELT wird, das hat mich nachher nicht mehr interessiert, das Fortgehen. Das war von einem Tag auf den anderen: Okay. Ich gehe nicht mehr fort.

Beim neuen Geschäftsführer, das war ein reiner Zahlenmensch. Den hat die Person nicht interessiert, sondern der hat hinaufgeschaut auf den Zettel: ‚Okay. Warum hast du die Stückzahl nicht erreicht?‘

[Er] ist hergegangen: Die Überstunden werden nur mehr eins zu eins ausgezahlt, nicht mehr eins zu eineinhalb. Dann: Überstunden werden überhaupt nicht mehr ausgezahlt. Überstunden werden ÜBERHAUPT nicht mehr gemacht. Nachher sage ich: ‚Für was gehe ich nachher eigentlich arbeiten?‘ (...) Wenn bei ihm, beim Geschäftsführer, der Hut gebrannt hat, kommt er: ‚Könntest du nicht doch machen?‘ Habe ich gesagt: ‚Ja, wieso? Es gibt keine Überstunden mehr. Deine Worte‘, habe ich gesagt. ‚Ja. Können wir ja mal eine Ausnahme machen.‘ Nachher sage ich: ‚Ja, aber ich will ja trotzdem mehr verdienen. Weil heutzutage‘, habe ich zu ihm gesagt, ‚was willst denn da mit dreizehn-, vierzehnhundert im Monat?‘ Auto, Wohnung, Versicherungen und das alles. Nachher bleibt ja nichts zum Leben. Sagen wir so: Zum Leben bleibt schon. Aber wie soll ich denn was ersparen? Ich will mir einmal was leisten können.

Dann habe ich für mich drei Monate eine Auszeit genommen, wo ich wirklich einmal abschalten habe gekonnt. (...) Wo ich eben halt gesagt habe, ich war jetzt zwölf Jahre bei der Firma. Ich war TÄGLICH drinnen, von der Früh bis auf d’ Nacht, und habe mir mehr oder weniger den Arsch aufgerissen. (...) Drei Monate einmal abschalten, einmal runterkommen, einmal den Körper wieder ins Gleichgewicht kommen lassen.

Drei Monate, zack, abgeschaltet, normal, Kopf wieder klarkommen und wieder mal ruhig durchschlafen gekonnt. (...) Nachher habe ich gesagt: Okay, passt. Ich habe einen Bekannten bei einer Leasingbude. Dort frage ich an, ob sie einen Staplerfahrer brauchen. Passt. Zwei Tage später angerufen: ‚Du, wir haben einen Job für dich. Kannst dort gleich anfangen.‘ (...) Dort waren auch 60-Stunden-Wochen. Bauhandel.

Die letzten fünf Jahre, die ich gearbeitet habe, waren nachher noch einmal stressig, weil entweder ist wer von der Familie gekommen, er braucht Hilfe: entweder eine Mauer ziehen oder ein neues Dach decken, Holz zusammenarbeiten. Freundeskreis genauso. Ich war nachher wirklich von der Arbeit weg zur nächsten Arbeit, dann von der nächsten Arbeit heim, schlafen, aufstehen, wieder zur Arbeit. Und das ist auch über JAHRE so gegangen. (I: Und ein Privatleben?) War so gut wie nicht vorhanden. (I: Und auch keine Zeit zum Ausspannen, oder?) Nein. Also, es war nachher wirklich so, wo ich mir schon gedacht habe, okay, Burnout.

Ich habe müssen beim Auto was richten. (...) Da habe ich mich verletzt. Und da war ich nachher im Krankenstand: Krankenhaus und nähen und das alles. Am gleichen Tag habe ich auch meinem Disponenten von der Firma, zack, gleich abfotografiert, per WhatsApp alles geschickt, dass er Bescheid weiß. Antwort ist zurückgekommen. Passt. Er hat gesehen, wird er weiterleiten. Bis ich wieder gesund war, hat es halt ein Monat gedauert. Auf einmal ruft die Bank an: ‚Du, es ist kein Lohn reingekommen.‘ Nachher sage ich: ‚Aha.‘ Der Vermieter ruft mich an: ‚Miete ist nicht überwiesen worden. (...) Nachher habe ich die Firma angerufen, den Disponenten. Der hat gar nicht mehr abgehoben. Nachher habe ich es mit unterdrückter Nummer probiert. Hat er abgehoben. Sage ich: ‚Du, der Wolfi da. Was ist da los?‘ Zack, aufgelegt. Habe ich die Sekretärin angerufen, habe ich gefragt: ‚Was ist da los? Wieso kriege ich kein Gehalt mehr? Ich bin im Krankenstand.‘ ‚Ja. Sie sind am 5. Oktober‘ – genau dort war der Arbeitsunfall – ‚gekündigt worden.‘

Die Firma ist hergegangen, die hat mich einfach nur ABgemeldet. Ich bin beim AMS nicht angemeldet worden, (...) und ich habe das eben halt nicht gewusst. Von der Gebietskrankenkasse keinen einzigen Cent gesehen, was normalerweise automatisch greifen sollte.

(I: Das hat vor Gericht auch nicht irgendwie eine Rolle gespielt, dass man Ihnen das nicht einmal mitteilt?) Nein. Nein, gar nichts. Leasingfirma. (...) Ja. Die haben viele Rechte.“

Es ist stets leichter, Frauen für qualitative Studien zu gewinnen als Männer. Das gilt auch für die qualitative Armutsforschung: Sie liefert daher gute Einsichten in typisch weibliche Erscheinungsformen von Armut, zB in den Alltag von Alleinerzieherinnen, männliche Wege in die Armut sind vergleichsweise seltener ein Thema. Die Kärntner Armutsstudie bildet hier eine Ausnahme: Unter den Befragten sind die Männer in der Überzahl. Auffallend oft war in den Interviews mit ihnen davon die Rede, dass die Arbeit den Rest des Lebens richtiggehend aufgefressen hat, bis nichts mehr vom Privatleben übrig blieb und Körper sowie Geist komplett ausgelaugt waren. Peter, Wolfgang und auch Udo (s. S. 31) konnten die Notbremse nicht rechtzeitig ziehen und zeigten Burnout-Symptome. Bei zwei der befragten Frauen war dies anders: Als Karola in ihrem anstrengenden und zeitraubenden Job als Industriedesignerin eigenartige körperliche Beschwerden zu entwickeln begann, führte sie das auf ihre Überarbeitung zurück – und gab letztendlich auch deshalb diese Arbeit auf, die ihr geradezu die Luft nahm (mehr zu Karolas Geschichte s. S. 106). Gerda hingegen ist in ihrem anstrengendsten Job geradezu aufgeblüht: Nach Jahren mit Arbeitsplätzen, die sie als uninteressant und manchmal infolge von Konflikten als belastend empfunden hatte, arbeitete die Alleinerzieherin mit Leidenschaft bis spät in die Nacht. Im Rückblick meint sie: *„Ich habe die Erfahrung gemacht, eine Arbeit, die man liebt, kostet nicht so viel Substanz wie eine Arbeit, die einen kaputtmacht“ (Gerda, 62 Jahre)*. Allerdings hat sie diesen Job nur fünf Jahre ausgeübt. Was bei einer längeren Zeitspanne geschehen wäre, ist nicht zu sagen.

„Dann war der Job da, dann war ich da, und dann hab‘ ich Vollgas gegeben, und damit hab‘ ich mich ja auch ruiniert, weil ich ja jemand bin, der alles gemacht hat und sofort angegriffen hat, und koste es, was es wolle.

Ich konnt‘ ja nie Urlaub machen. Ich bin ja immer durchgestartet und hab‘ gesagt: Schreib Urlaub, und ich bin trotzdem arbeiten gegangen. Ich hab‘ mich regelrecht also: verheizt.“ (Udo, 47 Jahre)

„Manchmal war der Job 40 Stunden und manchmal war er 60 und mehr. Gerade vor den Messen bin ich oft bis zwei, drei in der Früh drinnen gesessen. (...) Es war nicht nur einmal so, dass ich dann in [Messestadt] draußen war und mit 38 Fieber am Stand gestanden bin, (...) mich einfach nur mit Aspirin und ich weiß nicht was am Leben erhalten habe. Weil dann ist die ganze Anspannung abgefallen. (...) Acht, neun Stunden sind wir rausgefahren, und dann bin ich draußen krank gewesen.

In meiner Angestelltenzeit war es auch so, klingt jetzt komisch, aber ich habe dort offensichtlich so eine psychosomatische Krankheit mir zugelegt. Ich habe Asthma gekriegt. Hatte aber eine Lungenfunktion von über 89 Prozent.“ (Karola, 51 Jahre)

Wenn sich aus der Analyse der Interviews ergeben hat, dass die absolute Hingabe an den Beruf mit nachfolgenden Burnout-Symptomen ein eher „männlicher“ Weg in Armut ist, wird sicherlich kein Automatismus sichtbar – aber doch **ein Risikofaktor, der bei Männern eher wirksam wird als bei Frauen**.

Peter, Wolfgang und Udo hatten eine überdurchschnittlich enge, geradezu emotionale Beziehung zu ihrer Arbeit. Ein Grund mag sein, dass sie in der Kindheit einschneidende Verluste erlebt oder Ausgrenzungen erfahren haben. Die frühen Wurzeln von Armut wirken manchmal über Umwege und erst spät im Leben. Vor ihrem Hintergrund kann Allgemeingütiges eine besondere Bedeutung erhalten. Zum Beispiel: **Ein guter Arbeitsplatz gibt Sicherheit**, eine Einrichtung wie das Bundesheer (in das Peter und Wolfgang gleich nach der Ausbildung eintreten) zudem die Zugehörigkeit zu einem Kollektiv, in dem Loyalität und Zusammengehörigkeit groß geschrieben werden, fast wie in einer funktionierenden Familie. **Gute Vorgesetzte schauen auf ihre Mitarbeiter:innen**. Wolfgangs erster Chef ist ein geradezu idealtypischer Vertreter eines heute altmodisch wirkenden, patriarchal geprägten Führungsstils, wie er im 19. Jahrhundert entstanden ist. Er versorgt schon Wolfgangs Vater, der ja auch in der Firma arbeitet, mit einer Wohnung und macht damit dem ständigen Umziehen der ganzen Familie ein Ende, das Wolfgang so sehr belastet hat. Als Wolfgang den Job beim Bundesheer aufgibt (übrigens um nicht die Wanderungen fortsetzen zu müssen), fängt ihn die Firma des Vaters auf: Er revanchiert sich, indem er uneingeschränkt zur Verfügung steht. Wolfgang legt großen Wert auf Fairness – und darauf, dass Gleiches mit Gleichem vergolten wird: Er will nicht in der Schuld seines Chefs stehen, bezahlt allerdings mit seinem Arbeitseinsatz die Schuld mehr als ab. Als ein neuer Vorgesetzter kommt und sich von dem patriarchalen Führungsstil löst, gibt es keinen fairen Tauschhandel und keine persönliche Beziehung mehr, und Wolfgang kann sich von der Arbeit lösen, die ihn schon lange be- und überlastet hatte. Auch Udo hat in seinen längerfristigen Jobs jedes Mal einen Chef, mit dem er ausdrücklich persönlich gut auskommt. Gibt es einen Wechsel an der Spitze und danach keine gute Chemie mehr, verlässt Udo aus diesem Grund den Arbeitsplatz.

Was Peter, Wolfgang und Udo noch vereint: Sie sind Workaholics, denen das Privatleben zunehmend abhandenkommt. In ihren Erzählungen flackert immer wieder eine **Tendenz zum sozialen Rückzug** auf, der sich mit der Zeit eindeutig verstärkt. Peter sucht von vornherein einen Job, bei dem er allein sein kann: Er wird Fahrer, erträgt dann nach seinem Burnout den Dauerkontakt mit den Kund:innen im Call-Center nicht und kehrt hinter das Lenkrad zurück. Udo leidet auch deshalb an dem Kellnerjob, in dem er unzählige Stunden arbeitet, weil er ständig mit Gästen zu tun hat. Wolfgang isoliert sich privat ganz bewusst, wie übrigens auch Udo, bei dem das in Zusammenhang mit seiner Depression steht. Überhaupt sind die Symptome von Burnout und Depressionen teilweise sehr ähnlich, abgesehen davon, dass beides (wie bei Peter) auch gemeinsam auftreten kann.

„Auch diese Massen an Leuten, die waren alle so furchtbar für mich. Das waren zu viele Menschen auf einmal und, ja, ganz viele böse Leute eben dabei, und viele arrogante Leute.“ (Udo, 47 Jahre)

Alle drei sind Männer, die das Leben allein „checken“. **Sie wollen keine Hilfe, sondern alles selbst bekommen, möglichst niemandem zur Last fallen**. Ihr sozialer Rückzug betrifft auch die Familie, mit der sie teilweise keinen Kontakt, teilweise auch konfliktbeladene Beziehungen haben: zu den Eltern, den Geschwistern und den Kindern. Im Umkehrschluss heißt das dann aber auch, dass selbst im absoluten Notfall kaum jemand da ist, die oder den man um Hilfe bitten könnte, was für Wolfgang verheerende Auswirkungen hat, wie im nächsten Kapitel nachzulesen ist. Bei Udo ist der soziale Rückzug nur zeitweise so extrem wie bei Peter und Wolfgang – er kann deshalb eher auf die Hilfe von Familie und Freundeskreis zählen, wenngleich auch er die Bitten um Hilfe so lang wie möglich hinausschiebt.

Dass sowohl Peter als auch Wolfgang **im Krankenstand gekündigt** wurden und dann um die Weitergabe der Daten an die Krankenversicherung und das AMS kämpfen mussten; und dass sie beide über Monate kein Einkommen hatten, ist ein bemerkenswertes Zusammentreffen. Es zeigt, dass eine Kündigung im Krankenstand – darüber berichten übrigens auch zwei Gesprächspartnerinnen – ein gefährlicher Bruch sein kann*, nämlich wenn es kein soziales Umfeld gibt, das hier helfend zur Seite steht. Zur Krankheit kommen finanzielle Sorgen und das Gefühl der Entwertung: Man wird auf die Arbeitskraft reduziert und bald „abgebaut“, wenn man nicht mehr voll leistungsfähig ist. Martina beschreibt dieses Gefühl. Sie ist verheiratet und Mutter zweier Kinder, gehört der Mittelschicht an und erhielt ebenfalls während ihres Krankenstands eine Kündigung, konnte diese aber erfolgreich bekämpfen.

„Ich habe die KÜNDIGUNG jetzt im KRANKENSTAND erhalten, sie aber nicht angenommen, sondern der Arbeiterkammer übermittelt, und die Arbeiterkammer hat das geregelt. Weil ich habe einen unbefristeten Vertrag. Ich habe einen unkündbaren Vertrag, bin lange Jahre bei dieser Firma. (...) Die Chefin hat überhaupt keine Rechte, mich zu kündigen. Aber man ist halt eine Nummer. Man hat immer gut und brav und schön funktioniert. Es war immer alles tadellos gemacht. Und wenn man erkrankt, nachher ist es vorbei.“ (Martina, 45 Jahre)

Mit der Kündigung und vor allem nach erfolgter Meldung bei AMS bzw. Krankenkasse beginnen die Erfahrungen von Peter und Wolfgang auseinander zu laufen. Das liegt vor allem daran, dass Peter so sehr zusammengebrochen war, dass er in die Klinik eingeliefert wurde und die Diagnose Burnout und Depressionen jetzt schwarz auf weiß hat. Nach 32 Jahren im Erwerbsleben und bei ein- und demselben Dienstgeber wird er, wenn auch mit beträchtlicher Verzögerung, vom Sozialsystem aufgefangen und dann fünf Jahre betreut, bis er wieder in der Lage ist zu arbeiten. Die Verzögerung entsteht einerseits, weil er bei der Kündigung noch im Krankenhaus ist und sich sein Ex-Dienstgeber geradezu widerwillig bei der Übermittlung der Daten zeigt. Deshalb ist ein Anwalt nötig, und es vergehen Monate – ohne einen Cent Einkommen. Andererseits wird er – wie auch Stefanie – aus dem Krankenhaus entlassen, ohne dass man ihm Informationen geben würde, wo er weiterführende Hilfe finden kann: und zwar weder in Bezug auf seine prekäre Situation, in der er keinerlei Einkommen hat (und zB nicht einmal das Geld für die Fahrkarte nach Hause in der Tasche hat), noch was seine Erkrankung anlangt. Peter war bis dahin immer gesund, hatte nicht einmal einen Hausarzt, also keine Ahnung, wohin er sich wenden sollte. Auch hier zeigt sich die Entlassung aus dem Krankenhaus als risikoreiche Bruchstelle, und die mangelhafte Weitergabe von Informationen über weiterführende Hilfsangebote als Hürde für deren Inanspruchnahme. Die PVA, bei der Peter wegen chefarztpflichtiger Medikamente vorspricht, und sein neuer Hausarzt öffnen ihm schließlich den Weg in die Rehabilitationsprogramme, in denen er langsam wieder gesünder wird. Lange Zeit möchte er gerne, kann aber noch nicht arbeiten, was er dem AMS immer wieder klar machen muss.

Peter steht unmittelbar nach der Kündigung für einige Monate ganz ohne Einkommen da, aber auch nach dieser Extremerfahrung bleibt seine finanzielle Situation noch lange angespannt, bis er wieder arbeiten geht. Seine Tätigkeit beim Bundesheer war im Grunde nicht hoch bezahlt, sondern nur durch die vielen Überstunden finanziell attraktiv. Also war auch die Notstandshilfe niedrig. An Peters Beispiel lässt sich ablesen, dass selbst nach Jahrzehnten durchgehender Arbeit eine Erkrankung in materielle Armut führen kann, wenn das (nominelle) Erwerbseinkommen davor niedrig war. Notstandshilfe und Krankengeld sind nämlich noch empfindlich niedriger. Das bringt auch Martina (die an einer schweren Erkrankung leidet) und ihre Mittelschichtfamilie in ernste Bedrängnis (s. S. 103).

* Laut einer Umfrage der Arbeiterkammer wurde jede-r Zwölfte schon einmal im Krankenstand gekündigt (AK Wien, 2023). Dies ist rechtlich zulässig (WKO – online), wird aber zB von der Österreichischen Krebshilfe wegen der weitreichenden Folgen für die Erkrankten bekämpft (Krebshilfe – Facebook).

Dass es Peter gelingt, die materielle Armut hinter sich zu lassen, liegt an seinen persönlichen Ressourcen, die er in 32 (trotz allem, was sie bewirkt haben) erfolgreichen Berufs- und Lebensjahren sammeln konnte, und an der Unterstützung durch das Sozial- und Gesundheitssystem, das ihn gut und auch geduldig aufgefangen hat. Peter hat im Gegensatz zu Stefanie, deren Geschichte im Zentrum des vorigen Kapitels steht, ein Leben mit vielen Erfahrungen des „Funktionierens“ hinter sich, an das er anknüpfen kann – und deshalb bessere Möglichkeiten, trotz Diagnose einer psychischen Erkrankung wieder ins Berufsleben einzusteigen. Der Vergleich mit Wolfgang, dessen Geschichte im nächsten Kapitel fortgesetzt wird, macht klar, dass eine Diagnose bei Burnout-Symptomen essentiell ist, um in den Genuss der Hilfsangebote und schließlich aus dem Teufelskreis zu kommen.

3.2.4. Keine Armut im ländlichen Raum?

Wolfgangs Lebensgeschichte erscheint zweigeteilt. Da sind einmal die ersten 35 Jahre, die im letzten Kapitel erzählt werden (s. S. 45): Wir lernen einen zurückgezogen lebenden Mann kennen, der sich bis zur Erschöpfung in den Beruf hineinsteigert. Wichtig ist ihm, dass seine Leistung gewürdigt und vergolten wird, so wie er das im Gegenzug auch macht. Er meistert das Übermaß an Arbeit allein; seine Burnout-Symptome bleiben unbeachtet und unbehandelt. „Okay“, „passt“, „zack“ – das sind die Worte, die sich durch sein Interview ziehen. Doch mit der Arbeitslosigkeit und dem Eintritt in die AMS-Betreuung ist plötzlich nichts mehr *okay*; was ihm an Arbeit angeboten wird, *passt* nicht; und *zack* bekommt eine neue Bedeutung – es geht nicht mehr Schlag auf Schlag, sondern Wolfgang vermittelt den Eindruck, einen Schlag nach dem anderen eingesteckt zu haben. Aus dem Blickfeld geraten im zweiten Teil der Lebensgeschichte – er dauert sechs Jahre – die Workaholic-Vergangenheit sowie die niemals professionell aufgefangenen Burnout-Symptome und ihre möglichen Nachwirkungen.

Wolfgang (41 Jahre)

ist 35 Jahre alt, als er seinen Job verliert. Eben hat er seine Wohnung hergerichtet; sie ist preiswert, groß, hat Balkon und Garagenplatz und liegt rund 4 km von der nächsten Stadt entfernt. Die zwei Monate, die er nach der Kündigung ohne Einkommen ist, und die teure Renovierung belasten sein Budget so sehr, dass er sein neues Auto verkauft. Er schickt Initiativbewerbungen an Firmen in der Umgebung – ohne Erfolg.

Der Kontakt zum AMS ist von Anfang an problembelastet: Wolfgang ist bemüht, seiner Betreuerin zu vermitteln, dass er auf den Fahrplan der öffentlichen Verkehrsmittel angewiesen sei: Da der Bus bei ihm zu Hause zum ersten Mal nach 6 Uhr vorbeifährt, könne er nicht um 6 Uhr zu arbeiten beginnen, wie das erwartet werde. Seine Mobilitätsprobleme sind in den nächsten Jahren ein dominantes Thema und werden ihm drei AMS-Sperren einbringen – zuletzt eine dauerhafte. Bis dahin vergehen rund vier Jahre, in denen Wolfgang eine Reihe von Unterstützungsangeboten des AMS in Anspruch nimmt, aber keinen regulären Arbeitsplatz findet. Auch seine Suche nach einer leistbaren Wohnung in der Stadt bleibt erfolglos.

Nach der finalen AMS-Sperre gelingt es Wolfgang nicht, Informationen darüber zu erhalten, welche Möglichkeiten er nun noch hat und wie er den Verlust seiner Wohnung abwenden könnte. Nach einem halben Jahr wird er im Sommer 2022 delogiert und landet obdachlos im Park der nahe gelegenen Stadt. Er hat kein Einkommen, ernährt sich aus einem öffentlich zugänglichen Spenden-Kühlschrank, wird einmal bei einem Ladendiebstahl von Lebensmitteln ertappt, hält sich tagsüber möglichst versteckt und schläft im öffentlichen WC. In dieser Zeit sucht er keine Hilfe und bekommt auch keine Hilfsangebote. Wolfgang trägt Sommerkleidung. Als es im November kalt wird, ruft er die Polizei an, die ihn in die Notschlafstelle nach Klagenfurt fährt. Dort wird Wolfgang sozialarbeiterisch beraten, begleitet und betreut.

Zum Interviewzeitpunkt lebt Wolfgang in einer Wohnung der Volkshilfe und hilft in der Caritas-Notschlafstelle freiwillig aus. Seine Jobsuche wurde durch eine sechswöchige Haft für den Lebensmitteldiebstahl

beeinträchtigt. Er erhält weiterhin kein AMS-Geld, aber eine Leistung aus der Sozialhilfe und ist beim Sozialamt in Betreuung, das seine Bewerbungen begleitet.



„Ich habe wohl selber geschaut in der näheren Umgebung, zack: Kann ich dort anfangen, kann ich da anfangen? Dorthin Bewerbungen geschrieben, daher Bewerbungen geschrieben. Von der einen Firma ist nie was zurückgekommen. Eine andere: ‚Danke für die Bewerbung, aber zur Zeit brauchen wir niemanden.‘

[Das AMS hat] mir nachher Jobs zugeschickt. Wie gesagt, um sechs anfangen, viertel sieben fährt der erste Bus. Habe ich gesagt: ‚Wie soll das gehen?‘ Ich bin zu meiner Beraterin hineingegangen, habe von meiner Bushaltestelle den Zettel abfotografiert und gezeigt, da fährt der erste Bus. ‚Suchst dir halt ein Rad.‘ Sage ich: ‚Aha. Ich werde nachher im WINTER 25 Kilometer mit dem Fahrrad fahren.‘ ‚Das ist mir wurscht.‘

Die Betreuerin hat gesagt, ich soll zu [xxx] gehen. Das ist ein Kooperationspartner von ihnen, die Leute, die schon etwas länger arbeitslos sind, unterstützen. (...) Da war ich zwei Jahre schon arbeitslos. Waren zwei ältere Damen drinnen. Die haben die ÜBERDRÜBERidee gehabt. Ich soll mir für unter der Woche ein Zimmer im Hotel in der Stadt nehmen, damit ich leichter zum Arbeitsplatz komme. Das billigste Hotel in der Stadt PRO NACHT: 52 Euro. Wenn ich vier Nächte drinnen bin: 200 Euro. Aufs Monat gerechnet: 800 Euro. Plus meine Miete plus mein Strom plus mein Telefon plus die Versicherung. Habe ich die Damen gefragt: ‚Was glauben Sie denn, was ich da verdienen muss? Zwei- bis zweieinhalbtausend Euro, damit ich mir das leisten kann.‘ Ich bin aufgestanden, gegangen, habe meine Betreuerin angerufen.

Dann ist die Beraterin mit Ideen dahergekommen. Ich soll wechseln in die Gastronomie, soll mit 38 Jahren anfangen, entweder Koch oder Kellner machen oder als Hausbursche arbeiten, irgendwo WEIT WEG. Sage ich: ‚Ich habe mein Leben mehr oder weniger da. Ich habe meine Freunde da und das alles.‘ ‚Aber das wäre die einzige Möglichkeit. Da könntest dort direkt vor Ort wohnen.‘ Sage ich: ‚Okay. Passt. Ich werde halt Bewerbungen rausschreiben.‘ ‚Wir suchen nur Kellner. Wir suchen nur Köche. (...)‘ Das habe ich die ganze Zeit zurückgekriegt, obwohl ich mich als Hausbursche beworben habe. Okay. Den Plan wieder fallen gelassen.

Ich kann nicht einen Job um sechs ANNEHMEN, wenn bei mir der erste Bus um viertel sieben FÄHRT. Das ist ihnen egal gewesen; habe ich die erste AMS-Sperre gekriegt. Nachher haben sie mir noch einmal die gleichen Jobs angeboten. Zweite AMS-Sperre. (...) Nachher von der zweiten Sperre zurück und zack, wieder die zwei gleichen Arbeitsplätze gekriegt, wo ich wieder angerufen habe. Dann sage ich: ‚Wollt ihr mich versorgen da drinnen?‘ Zack, dritte dauerhafte Sperre. Kein Geld mehr. Keine finanzielle Unterstützung. Dadurch habe ich nachher die Wohnung verloren, weil ich keine Miete mehr zahlen habe gekonnt.

(I: Warum sind Sie nicht umgezogen in irgendetwas, was zentraler liegt?) Weil das alles meinen Budgetrahmen gesprengt hätte. Ich habe wohl selber geschaut in [Stadt] drinnen. Eine günstige Wohnung hat es wohl drinnen gegeben, die 200 Euro gekostet hätte monatlich. Ich habe mir die angeschaut. Also es war kein Boden drinnen. Es war keine Heizung drinnen, keine Küche, kein Klo, kein Bad. NICHTS.

Ich habe oben geschaut, (...) was die Gemeinde an Wohnungen ausschreibt. Entweder war die Miete über mein maximales Limit, was ich gehen kann, oder sonst Kaution. (...) Es war keine günstige Wohnung drinnen, die ich mir wirklich Preis-Leistungs-mäßig leisten hätte können. Wie gesagt, in der Stadt drinnen teurer. Die Wohnung, die ich gehabt habe mit 280 Euro, in der Stadt drinnen locker 500 bis 600 Euro.

Wie ich die endgültige Sperre gekriegt habe, (...) bin ich nicht zu meinem Berater gegangen, sondern zu dessen Chef. Habe gesagt, was das eigentlich soll. Ich habe eine Sperre gekriegt, zack, weil ich dort nicht hinkomme. Er darf sich da nicht einmischen. Das ist die Arbeit vom Berater. Habe ich gesagt: ‚Was soll ich jetzt tun? Wie soll ich meine Miete zahlen? Wovon soll ich leben?‘ ‚Da (...) gibt es einen Kühlschrank. Da kannst deine Lebensmittel rausnehmen.‘ Das war die einzige Beratung, was ich von ihm gekriegt habe.

Ich bin nachher zur Bezirkshauptmannschaft zum Sozialamt. (...) Ich bin dort hinein, angeklopft, habe mich vorgestellt und habe gesagt: ‚Ich brauche Hilfe. Ich bin beim AMS gesperrt. Was kann ich tun?‘ ‚Da Sie beim AMS gesperrt sind, können wir für Sie gar nichts tun. Außerdem müssen Sie vorher telefonisch einen Termin ausmachen.‘ (...) Ich habe den Termin ausgemacht (...): ‚Ich habe eine AMS-Sperre. Was kann ich machen, dass ich meine Wohnung nicht verliere, dass ich was zum Leben habe?‘ ‚Sie sind beim AMS gesperrt. Was tun Sie eigentlich da? Wir können für Sie nichts tun.‘ Das war die Antwort vom Sozialamt.

Ich bin nachher zum Gemeindeamt, Bürgerservice, habe ihnen das erzählt. Die hat gesagt, okay, passt, das machen wir gleich einmal schriftlich und zack, suchen wir an bei Kärntner in Not und suchen auch gleich an Bürgermeisterfonds. Ich habe von Kärntner in Not 800 Euro gekriegt, wo das meiste für die Rechnungen draufgegangen ist. Bürgermeisterfonds habe ich 400 Euro rausgekriegt, was ich zum Leben habe. Das ist alles EINMALIG. (I: Haben die Ihnen noch irgendwelche anderen Angebote gemacht?) Nein.

(I: Dann haben Sie was gemacht?) Selber Arbeit gesucht. (...) Zack, überall um sechs anfangen. Wie soll ich dort hinkommen? Geht nicht. Nachher ist der Mietrückstand immer höher geworden bis zur Delogierung.

Dann war ich auf der Straße, habe eine Jogginghose angehabt, ein feines Leiberl mit einer Fleecejacke. Das war alles, was ich gehabt habe. (...) Es war Mitte Sommer, wo ich delogiert worden bin. Da war das Wetter noch schön.

(I: Gibt es da irgendwo eine Möglichkeit, dass man duschen geht?) Nein, gar nichts. (I: Gibt es irgendwas für Obdachlose?) Nein, gar nichts. Das Einzige, was dort ist, sind die öffentlichen Toiletten. (I: Aber Sie können doch nicht der Einzige gewesen sein, oder?) Ich war der Einzige. (I: Es gibt sonst keine Obdachlosen in [xxx]?) Nicht, dass ich irgendwas mitgekriegt hätte. (I: Und niemand ist gekommen und hat Ihnen irgendwelche Hilfe angeboten?) Nein. (I: Das kann doch niemandem verborgen bleiben, oder?) (...) Sagen wir so: Ich habe mich ja auch mehr oder weniger untertags versteckt.

Anfang November voriges Jahr, zack, Winter, Kälteeinbruch da gewesen. Minusgrade und das alles. Ich habe die Polizei angerufen. Die hat mich geholt und mich übers Kältetelefon da raufgefahren.

Man kommt da her. Man wird wirklich herzlich aufgenommen. Es wird eben halt, zack, offen und ehrlich geredet mit einem. Zack, so schaut es aus. Damit die Sozialbetreuer unterstützen können, helfen können, Wege aufzeigen können. Zack, dorthin kannst gehen. Das kannst machen. Das kannst machen. Man kann herinnen drei Monate schlafen im Jahr. Es kostet nur einen Euro, also eh nichts. Da herinnen wird wirklich geholfen. Ich war das letzte Mal vor 20 Jahren in Klagenfurt, bisserl hat sich verändert. Es ist mit mir wer zum Meldeamt gegangen, zum AMS, damit ich die Wege kenne. (...) Dann haben sie auch gleich gemacht, dass ich bei der Volkshilfe eine Wohnung kriege. (...) Richtung Sozialamt haben sie mich auch unterstützt.

Ich bin aktiv auf Jobsuche. Ich helfe da heroben, wo's geht. Koche ab und zu, helfe in der Lebensmittelausgabe, mache Botengänge. Ich mache das freiwillig. Weil damals, wie ich raufgekommen bin, die Leute da haben sehr viel für mich getan. Die bedanken sich eh immer. Ein Danke von da heroben ist mir mehr wert als der bestbezahlte Job.“

Was für Wolfgang stets zentral gewesen ist, fällt mit seiner Arbeitslosigkeit weg: **Statt mit Fairness ist er regelmäßig mit Trickereien konfrontiert.** Zum Beispiel wird ihm vom AMS ein Job vermittelt, aber schon nach 19 Tagen kommt eine Kündigung. Wolfgang hat eine Erklärung: „Der hat jedes Monat so um die 15 Leute vom AMS geholt, 19 Tage arbeiten lassen und nachher hat er sie alle weggeschickt – und das aus dem Grund, dass er nachher kein Weihnachtsgeld und kein Urlaubsgeld zahlen muss.“ (Wolfgang). Ein andermal, im Rahmen eines BFI-Trainings, finden er und sein „guter“ Betreuer eine attraktive Ausschreibung, die über eine Leasingfirma läuft, sich aber ebenfalls als Finte herausstellt:

„Die Bewerbungsunterlagen hingeschickt. Kurz drauf hat die mich angerufen: Am Mittwoch soll ich vorbeikommen auf ein Bewerbungsgespräch. Okay, passt. (...) Fragt sie mich als Erstes, wer ich bin. Sage ich: ‚Ich bin da wegen der Stelle, was ihr ausgeschrieben habt, als Staplerfahrer bei [xxx].‘ ‚Den Arbeitsplatz gibt es nicht. Aber wir bräuchten Ihre Daten.‘ Habe ich gesagt: ‚Bitte, was?‘ ‚Ja, den Arbeitsplatz GIBT ES NICHT.‘ Ich habe meine Sachen zusammengepackt, bin hinauf zu meinem BFI-Berater gegangen, habe ihm das erzählt. Der ist hergegangen, hat die Leasingfirma angerufen, was das für eine FRECHHEIT ist. (...) Das ist einfach nur DATENFANG. (...) Die Leute gehen dort mit einer Hoffnung hin, dass sie einen Job kriegen. Nachher kriegen sie gar nichts.“ (Wolfgang)

Wolfgang bekommt zu spüren, **wie sehr die Arbeitnehmerinnen-Rechte** seit dem letzten Viertel des 20. Jahrhunderts im niedrigqualifizierten Bereich **aufgeweicht** worden sind. Als Leiharbeiter wird er auf seine Arbeitskraft reduziert: sofort herausgeworfen, wenn er krank wird, oder unter der Vorspiegelung falscher Tatsachen angelockt, um in der Kartei als Ersatz für andere zu dienen, die gerade

noch einen Job haben. Leiharbeit und andere prekäre Beschäftigungsformen sorgen dafür, dass Menschen in niedrigqualifizierten Jobs ein hohes Risiko tragen, in die hier beschriebenen Teufelskreise zu geraten, denn diese Jobs sind nicht auf Dauer angelegt.

Es kommt immer wieder vor, dass **zwischen Armutsbetroffenen und den Einrichtungen der öffentlichen Hand ein konfliktbeladenes Verhältnis** besteht, das mit der Zeit eskaliert, da zB gegenseitige Erwartungshaltungen nicht erfüllt, Wünsche der anderen Seite nicht beachtet und entgegenkommende Gesten nicht als solche wahrgenommen werden.¹⁵ Das AMS weiß zB nicht, dass Wolfgang als Folge der vielen Umzüge in der Kindheit sehr ortsgebunden ist. Indem er sich für Hoteljobs bewirbt, die weit entfernt liegen, zeigt er sich entgegenkommend, ohne dass dies vom AMS verstanden werden kann. Wolfgang wiederum sieht nicht, dass versucht wird, ihm zu helfen, sondern fühlt sich mit seinen Probleme bezüglich Busverkehr und Wohnung nicht ernst genommen und allein gelassen; hinzu kommt, dass die Gespräche regelmäßig nicht auf Augenhöhe stattfinden:

„Ein paar Tage später wieder einen neuen Job zugeschickt. In der Stadt drinnen (...). Sage ich: ‚Aber wie soll ich dort hinkommen?‘ ‚Du könntest mit dem [xxx-] Bus fahren.‘ (...) Habe ich zu ihr gesagt: ‚Weißt du eigentlich, wann der das erste Mal wegfährt? Der fährt um neun die erste Runde.‘ Die hat mich dort so was von zusammengestaucht, ob ich sie für deppert halte.“ (Wolfgang)

So entsteht eine Art Kampf zwischen jenen, die Hilfe brauchen, und jenen, die Hilfe geben, den die Hilfesuchenden in aller Regel verlieren: Sie spüren die vielfachen Entwertungen immer schmerzlicher und werden verzweifelter, zeigen sich gleichzeitig aber immer bockiger und passiver. Falls es psychische Narben aus der Vergangenheit gibt, brechen sie oft auf. Wolfgang hat in der Kleinstadt und der ländlichen Wohnumgebung nicht die Hilfe bekommen, die er gebraucht hätte. Die Versuche, ihn aufzufangen, gingen ins Leere, weil seine Probleme nicht erkannt wurden. Am Ende verliert er nicht nur den Kampf, sondern wird – so wie er es beschreibt – bestraft. Dass es auch anders geht, zeigt das gegenwärtige Betreuungssetting in Klagenfurt bei Caritas, Volkshilfe und Sozialamt: Wolfgang kann zu seinem höchstgelegenen Muster zurückkehren, und das Gute, das man ihm tut, mit Arbeit vergelten.



Abbildung 7: Worthäufigkeit Interview Markus (28 Jahre)

Markus (28 Jahre)

wächst in einem Dorf auf. Die Eltern leben getrennt, der Kontakt zum Vater verliert sich früh. Markus ist viel bei der Großmutter. Schon früh zeigt er autoaggressive Tendenzen. Die Aggression wird sich später auch nach außen richten: nicht gegen Personen, sondern ausschließlich gegen Gegenstände.

Der Computer-Begeisterte ist ein fauler Schüler, das bringt ihm schlechte Noten. Er entscheidet sich für eine Lehre, um bald eigenes Geld zu verdienen, und schließt mit ausgezeichnetem Erfolg ab, obwohl sich der Lehrberuf als unpassend herausstellt und Markus nicht die Absicht hat, ihn auszuüben.

Markus geht gerne im Freundes- und Kollegenkreis aus. Dabei wird viel Alkohol konsumiert, den er nicht verträgt. Nach der Lehre macht Markus eine Pause. In dieser Zeit nimmt sich sein bester Freund das Leben. Professionelle Hilfe gibt es danach im Dorf keine. Aus den wenigen Wochen Pause werden Jahre der Arbeitslosigkeit, geprägt von depressiven Phasen und Jobangeboten des AMS, die Markus als unpassend empfindet, da sie sich an seinem „falschen“ Lehrabschluss orientieren. Er arbeitet schwarz bei einem Freund, dabei fließt viel Alkohol. Schließlich wird Markus vom AMS gesperrt, verliert die Wohnung, lebt bei der Mutter. Als er ausziehen muss, kann er die Obdachlosigkeit abwenden, indem er nach Klagenfurt fährt und bei der Caritas unterkommt.

Bald danach nimmt er mit 23 Jahren einen Job im Ausland an, der unter seiner Qualifikation, anstrengend und schmutzig, aber hoch bezahlt ist. Dort lebt und arbeitet er eineinhalb Jahre in einer Männergemeinschaft, deren Mitglieder – so wie er selbst – ein Stück weit aus dem Leben gefallen sind. Das Verhalten eines Vorgesetzten, das Markus als unfair empfindet, bringt ihn dazu, fristlos zu kündigen und zurück in sein Heimatdorf zu ziehen: Er lebt bei Freunden und seiner Mutter, denn eine Wohnung zu finden, ist schwer, obwohl er Ersparnisse hat.

Schließlich hat seine Suche Erfolg, doch das Gebäude, in dem sich die Wohnung befindet, ist eigentlich schon verkauft, der neue Eigentümer möchte ihn los werden, der alte verschwindet mit der Kautions. Da Markus damit rechnet, die Wohnung bald zu verlieren, sucht er keinen Job: Er hat keinen Führerschein und fürchtet, einen neuen Arbeitsplatz von einer anderen Wohnung mit den öffentlichen Verkehrsmitteln nicht zu erreichen. Gleichzeitig macht das AMS Druck. All das lässt Markus zusammenbrechen: Aggression und Depression erreichen ein Ausmaß, dass er sich in die Psychiatrie einweisen lässt. Zum ersten Mal bekommt er Unterstützung für seine psychischen Leiden, verliert aber die Wohnung und landet bei der Caritas in Klagenfurt.

Im nun für ihn passenden Unterstützungssystem geht es langsam bergauf, obwohl er wegen einer Verurteilung für Sachbeschädigung als Strafersatz ins Gefängnis geht. Er kommt in ein Rehabilitationsprogramm, erhält eine Wohnung der Volkshilfe und wird für den Wiedereinstieg in den Arbeitsmarkt in ein Programm aufgenommen, das auf seine Bedürfnisse eingeht. Zum Zeitpunkt des Interviews ist er begeistert von den beruflichen Chancen, die ihm nun eröffnet werden (seine Leidenschaft ist noch immer die Arbeit am Computer), kann monatlich eine Summe für eine Wohnung zurücklegen. Sozial hat er sich weitgehend zurückgezogen, den Kontakt zum alten Freundeskreis abgebrochen.



„(I: Diese Wutanfälle waren schon lange da? Seit der Lehre schon?) Schon früher. Impulsartig. (...) Ich hab' das früher immer an mir selber ausgelassen.“

Dann [nach der Lehre] habe ich ein, zwei Monate Pause machen wollen, einmal Ruhe und dann einmal schauen. Dann wäre irgendwas mit Zivildienst gewesen. Und dann habe ich aber irgendwie nicht so wirklich eine Stelle gefunden. Und dann hat sich ein Freund von mir umgebracht. Mein damals bester Freund.

Dann habe ich eigentlich ehrlich gesagt nicht wirklich Lust gehabt irgendwas, irgendwie, irgendwas zu machen. Da war ich halt dann schon sehr lange arbeitslos, und das ist dann auch irgendwie schwer, wieder hineinzukommen. Ich habe dann eben eine Zeit lang schwarz gearbeitet. Ein halbes Jahr oder so was.

Bei der ersten Wohnung war's so, dass ich schwere Depressionen gehabt habe. Dann irgendwann kein Interesse mehr am AMS, dann halt kein Geld mehr gehabt habe und dann aus der Wohnung geflogen bin.

Es hat dann einmal beim AMS einen Betreuer gegeben, der war sehr gechillt, sage ich einmal, weil: ob ich einen Job habe. ‚Nein.‘ ‚Da, ein Jobangebot, sehen wir uns in zwei Monaten wieder.‘ Das war hier in Klagenfurt. (...) Hilft überhaupt nicht, aber man hat einmal zumindest durchgehend Geld.

[Bei dem Auslandsjob] ist nix mit: Hast du die Qualifikationen dafür? Sondern: Kannst du körperlich arbeiten? Ja, passt. Verträgst du Dreck? Ja, passt. Wärme auch? Passt. Ja, komm hinaus. (...) Teilweise macht

man das schon auch sehr gerne, weil (...) normale Leute machen die Arbeit nicht. Deswegen trifft man da eigentlich auch sehr viel Gleichgesinnte. (...) Es hat draußen entweder die Leute gegeben, die komisch waren irgendwie, und dann hat's halt die gegeben, die extrem viel trinken. Dann hat's die gegeben, die sich extrem viel chemische Sachen hineinhausen. Ich war halt irgendwo dazwischen. Es hat ziemlich gut gepasst.

Ich bin zurückgekommen, habe einen Haufen Geld gehabt, habe gesagt, ich brauche eine Wohnung. Habe dann die Leute in dem Dorf, die Wohnung vermieten, alle durchgerufen. Hat keiner eine Wohnung gehabt. Dann über Kontakte: den Vermieter soll ich einmal fragen. Am Anfang hat er gesagt, nein, er will keine Mieter haben, keine neuen. Dann hat er gesagt, ja, gutes Geld. Nachher ist er mit der Kautions abgehaut. (...) Der das Haus eigentlich schon gar nimmer besessen hat, der das Haus schon verkauft gehabt hat, mich einziehen hat lassen. Ich habe mit dem ein paar Sachen ausgemacht. Er hat sich nie mehr blicken lassen. Ich bin dann dagestanden in einer Wohnung, wo nix funktioniert hat. Dann ist der neue Vermieter gekommen, der wollte mich natürlich loswerden und hat mir natürlich auch nix geholfen. Dann habe ich einmal die Miete nicht zahlen können. Das war für ihn natürlich perfekt, hat mich dann hinausgeschmissen.

Ich habe nie einen Führerschein gemacht, will auch keinen Führerschein haben, brauche ich nicht. Eigentlich kann man mit dem Zug fahren. Ich habe gedacht, wenn ich jetzt eine Arbeit nehme und [aus der Wohnung] fliege, kriege ich dort in der Nähe der Arbeit gleich eine Wohnung so, dass ich hinkomme? Ich glaube nämlich nicht. Weil Geld habe ich jetzt keines mehr, weil das ist schon in die Wohnung hineingeflossen.

Wo ich in der Wohnung gewohnt habe mit dem Vermieterproblem, habe ich durch Freunde Hilfe angefordert. Die ist dann alle zwei Wochen zu mir gekommen. Sachen reden. (...) Weil ich Aggressionsprobleme und Wutausbrüche habe, und Depressionen. Wutausbrüche habe ich eigentlich schon ziemlich lang, aber das halt nachher in Kombination mit Depressionen, da merkt man dann schon selber, dass es irgendwie irgendwas einmal braucht.

Ich habe immer das Beste im Menschen gesehen, und mittlerweile ist es eigentlich so, ich halte Abstand, und das funktioniert seitdem eigentlich ziemlich gut. (...) Mir geht's seitdem wesentlich besser. Deswegen habe ich auch irgendwie vor, einen ziemlich großen Branchenwechsel zu machen. Von körperlicher Arbeit mehr auf irgendwas mit Computer. Da hat man dann schon weniger mit Leuten zu tun. So beim Kurs jetzt habe ich auch mit ein paar Leuten zu tun. Funktioniert. Das funktioniert absolut.

Das Nächste, was ich mache, ist Wohnungssuche bis nächstes Jahr im Sommer. Geschaut habe ich noch nicht und habe auch ziemlich Angst davor zu schauen, weil ich glaube, das ist momentan nicht gar so gut.

Die Geschichten von Markus und Wolfgang zeigen bei all ihrer Unterschiedlichkeit auffallend viele Ähnlichkeiten. Ihre grundlegende Gemeinsamkeit: Beide sind im ländlichen Raum in der Nähe einer Bezirkshauptstadt aufgewachsen – es ist nicht dieselbe – und haben dort gelebt, bis sie ihre Wohnung verloren haben und dann nach Klagenfurt mussten, um Hilfe zu bekommen. Dass es **keine ausreichenden Angebote für Obdach- und Wohnungslose außerhalb von Klagenfurt** gibt, wird offensichtlich, und auch vom 22-jährigen Theo bestätigt, der in einer dritten Bezirkshauptstadt wohnt:

„Die Stadt [xxx] tut da einfach viel, viel, viel zu wenig. (...) Die scheren sich nix. Die wollen die Obdachlosigkeit unterdrücken. (...) Für Erwachsene gibt's da halt gar nix außer in Klagenfurt. Und wenn man nix hat und kein Geld hat, dann muss man wieder schwarz mit dem Zug nach Klagenfurt fahren. Dann wird man da erwischt. Dann musst du wieder 130 zahlen. Dann musst du aussteigen wahrscheinlich. Dann schaut wieder, dass du nach Klagenfurt kommst. Da ist dann wieder die Gefahr, dass du erwischt wirst und zahlen musst. Und bis du dann einmal in Klagenfurt bist, sind dann halt auch wieder 200, 300 Euro weniger. (...) Wenn du in [xxx] obdachlos bist, bist du in [xxx] obdachlos. Da gibt's nix. Außer von der Caritas, aber das ist meistens besetzt.“ (Theo, 22 Jahre)

Die Lebensgeschichten von Wolfgang und Markus lassen auch andere Hürden und Lücken sichtbar werden, die es öfter im ländlichen Raum zu geben scheint als in der Stadt. Die Wohnungs- und Obdachlosigkeit (und damit eine besonders extreme und daher eher selten auftretende Form von Armut) aufzufangen, wäre im Vorfeld nämlich durchaus möglich gewesen, wurde aber verabsäumt. Hilfe wird erst dann gesucht bzw. tritt erst dann auf, wenn eine unübersehbare Krise eintritt.

Psychische Probleme unter der Wahrnehmungsschwelle

Markus zeigt schon in seiner Jugend ein auffälliges Verhalten, doch niemand sucht professionelle Hilfe, um den Burschen beim Umgang mit seinen Aggressionen zu unterstützen: nicht das private Umfeld, nicht die Schule. Nach dem Selbstmord seines besten Freundes wird ebenfalls zur Tagesordnung übergegangen, obwohl unübersehbar ist, dass bei Markus etwas aus dem Lot gekommen ist.

Beide Männer werden erstmals beim AMS vorstellig, nachdem bis dahin in ihrem Lebenslauf auf den ersten Blick alles gut funktioniert hat: Markus kommt mit einem ausgezeichneten Lehrabschluss, Wolfgang mit 15 Jahre durchgehender Erwerbstätigkeit. Und plötzlich klappt nichts mehr, das AMS stellt aber keine Fragen, um dem auf den Grund zu gehen, weist auch nicht an Einrichtungen weiter, die das professionell übernehmen könnten. Und zwar über Jahre hinweg. So bleiben die Problematiken bestehen, die einen (Wieder-)Einstieg ins Berufsleben verhindern, und die Vermittlungsbemühungen des AMS gehen ins Leere.

Was die psychischen Beeinträchtigungen anlangt, die Markus zweifellos mitbringt und Wolfgang möglicherweise, scheint sich der blinde Fleck auf alle Beteiligten zu erstrecken – erstens nach dem Motto: **Es gibt nichts, was man nicht allein schaffen kann**. Das versucht Markus bei seinen psychischen Problemen nach wie vor: Er zieht sich sozial zurück, weicht damit den Belastungen aus und fühlt sich wohler, aber eine Therapie besucht er nicht. Die einschlägige Telefonnummer hat er aber parat: *„Ich hab’s im Hinterkopf auf jeden Fall. Ich habe auch irgendwo die Nummer aufgeschrieben, dass ich nachher nur anrufen brauche, falls ich merke, es ist wieder ..., wenn ich glaube, es würde mir was helfen.“* (Markus) Und zweitens nach dem Motto: **Was es nicht geben darf, gibt es auch nicht**. Wolfgang's Burnout-Symptome werden über Jahre hinweg am Arbeitsplatz, in der Familie und im Freundeskreis „übersehen“, Peter hingegen wird von seinem sozialen Umfeld durchaus darauf angesprochen, möchte sein Problem aber selbst nicht wahrhaben. Auch er ist am Land aufgewachsen und es gewohnt, alles im Griff zu haben. Wolfgang erzählt, wie nach seiner Arbeitslosigkeit mit seiner zunehmend verzweifelteren Situation in der Familie umgegangen wurde: *„Der Vater hat gewusst, dass ich arbeitslos bin. Er hat immer seine Späße gemacht, wenn wir Kontakt gehabt haben.“* (Wolfgang) Interessant ist auch, was die 62-jährige Gerda über die Erfahrungen ihrer Tochter erzählt: Die junge Frau, die sich selbst als *„Schickimicki-Tussi mit High Heels“* (Gerda) bezeichnet hatte, bevor sie sehr jung in eine Bauernfamilie heiratete, hatte schon als Kind an psychischen Auffälligkeiten gelitten (die regelmäßig behandelt worden waren). Im neuen familiären Umfeld und angesichts wachsender Eheprobleme kommen die psychischen Beschwerden wieder zum Vorschein – eine Situation, mit der das ländliche soziale Umfeld in Gerdas Wahrnehmung weder umgehen konnte noch wollte. Sie greift zu einem drastischen Vergleich:

„Auf diesem Bauernhof, wo meine Tochter verheiratet war, wurde sie systematisch jahrelang ausgegrenzt, diskriminiert, diskreditiert, Kleinigkeiten wurden hochstilisiert, ganz einfach, weil sie nicht funktioniert hat. So wie ein Tier, wenn es kein Nutztier ist am Bauernhof, ausgemustert wird. Bis meine Tochter einen Nervenzusammenbruch hatte und gedroht hat, sich umzubringen.“ (Gerda)

Gerdas Tochter bekommt nach diesem Zusammenbruch professionelle Hilfe (und bleibt nicht mehr lange in der Familie am Land). Bei Markus braucht es ebenfalls eine extreme Zuspitzung seiner psychischen Probleme, bis er Hilfe sucht. Da weder er noch sein Umfeld wissen, wohin man sich in so einer Situation wenden kann, lässt er sich in die Psychiatrie einweisen. Was hier also auch sichtbar wird, sind die schon mehrmals angesprochenen Informationsdefizite, die verhindern, dass die vorhandenen Angebote rechtzeitig in Anspruch genommen werden.

„(I: Wie kommt man zu einer psychologischen Hilfe in [Kleinstadt]?) Indem ich alles zusammendreschen wollte und dann mich einliefern habe lassen, weil kann auch nicht sein. Und das hat sich halt dann so entwickelt. (I: Worauf ich jetzt hinaus will: Weiß man, wo Hilfe zu holen ist?) Ich sag einmal, einliefern lassen, das ist schon auch der letzte..., ja, ist die krasseste Kurve mehr oder weniger, aber mittlerweile weiß ich, Caritas kann bei Sachen helfen.“ (Markus)

Wenige erreichbare Lehrplätze, eingeschränkte Wahlmöglichkeiten und die „falsche“ Ausbildung

Was sich bei den Vermittlungsversuchen des AMS ebenfalls als hinderlich erweist, ist der „falsche“ Lehrabschluss von Wolfgang und Markus. Eine frühe Wurzel von Armut entfaltet hier ihre Wirkung: bei Markus unmittelbar nach dem Lehrabschluss, bei Wolfgang sehr viel später. Markus meldet sich mit ausgezeichneten Zeugnissen arbeitslos – möchte aber keinesfalls in dem eben erlernten Beruf arbeiten. Eine schwierige Situation, umso mehr als Markus im Rückblick sagt, dass er dies dem AMS wohl nicht mit der nötigen Klarheit vermittelt habe. Auf jeden Fall werden ihm keine Angebote gemacht, die vorhandene Qualifikation so anzupassen, dass Markus gerne ins Arbeitsleben einsteigen würde. Dabei weiß er sehr genau, was er machen will. Das nämlich hatte ihm die Lehre schon klar gemacht. Erst knapp zehn Jahre, einen Aufenthalt in der Psychiatrie und einen Umzug nach Klagenfurt später, bekommt Markus das, was er schon früher gebraucht hätte und sehr wohl angeboten wird.

„(I: Sie waren damals ja wirklich noch wahnsinnig jung. Ist Ihnen trotzdem nix angeboten worden so an Weiterbildung vom AMS?) (...) Weiterbildung, nein. So was hätt' ich gerne gemacht. Ich meine, ich hab's auch nie wirklich angesprochen. So eine Umschulung oder so Sachen, das, was ich so weiß, muss man ja auch immer mit Gewalt erpressen mehr oder weniger. (I: Da setzt sich nicht jemand mit Ihnen hin und sagt: Was willst du eigentlich machen?) Nein. Das ist jetzt durch [Einrichtung] so. Das ist jetzt perfekt. Das sollte eigentlich jedem angeboten werden. Oder nicht angeboten werden, sondern sowas sollte eigentlich jeder machen können, sobald er's will.

..., weil ich jetzt nach der Reha eine nette Betreuerin hab' vom AMS, die auch über alles Bescheid weiß, und nicht so viel Druck. (...) Wenn der Abschlussbericht ist, wird da hineingeschrieben, dass ich in dem und dem Bereich arbeiten möchte und mich eventuell umschulen lassen möchte, und das wird dann auch stur gemacht.“ (Markus)

Wolfgang hingegen hat nach der Ausbildung (ohne Lehrabschlussprüfung) den Weg in die unqualifizierte Arbeit gewählt: Das bedeutete Job und schnelles Geld, aber auch dauerhaften Verzicht auf eine bereits erworbene Qualifikation und damit auf bessere Verdienst-, Job- und Aufstiegschancen. Genau das macht sich nach 15 Jahren Berufstätigkeit bemerkbar: Nach wie vor stehen ihm nur schlechte Jobs mit schlechten Arbeitsbedingungen offen.

Vieles von dem, was bei den beiden Männern schiefgelaufen ist, geht auf die Zeit vor dem ersten Kontakt mit dem AMS zurück: auch auf die Wahl des Berufs. Dieser ohnehin schwierige Schritt wird durch die Gegebenheiten am Land nicht leichter: Wolfgang verzichtet auf den Wunschberuf, für den es in der Wohnumgebung keinen Lehrplatz gibt, und nimmt das Erstbeste, was in der Nähe zu finden ist – nicht das Richtige, wie sich zeigt. Die große Vielfalt von Lehrberufen wird ihm nicht vorgestellt und steht ihm aus Mobilitätsgründen auch nicht zur Verfügung. Ähnliches gilt für Markus, der sich zwischen Büroarbeit, Verkauf, dem Werkstoff Holz und dem Werkstoff Metall entscheiden darf, aber den konkreten Beruf mehr oder minder zugewiesen bekommt – und zwar ebenfalls den falschen.

Versorgungslücken am Land: fehlende Angebote, Ressourcen und Informationen

Zwischen dem AMS und Wolfgang entsteht niemals eine Kommunikationsbasis und daher auch kein funktionierendes Betreuungs- oder Beratungsverhältnis, zwischen dem AMS und Markus erst nach seinem schweren Zusammenbruch – und das nicht in seiner ländlichen Wohnumgebung, sondern in Klagenfurt. In den Dörfern, in denen die beiden Männer wohnen, gibt es gar keine Hilfsangebote für

sie, aber angesichts ihrer Erzählungen stellt sich die Frage, inwieweit diese Angebote in den nahe gelegenen Bezirkshauptstädten existieren. Die Ergebnisse der quantitativen Erhebung geben hier eine Antwort und bestätigen die Lücke in der Versorgung, denn fast drei Viertel der befragten Mitarbeiter:innen aus Non-Profit-Einrichtungen arbeiten in Klagenfurt oder Villach (s. S. 139). Es stellt sich auch die Frage, inwieweit die Ämter und Behörden in den kleineren Städten die Ressourcen haben, auf Armutsbetroffene mit komplexen Problemlagen einzugehen. So wurden Wolfgang's Ersuchen um Hilfe abgelehnt bzw. mit Einmalzahlungen beantwortet, obwohl es damals in Kärnten den Wohnschiem bzw. eine Delogierungsprävention mit den dazugehörigen Beratungsangeboten gegeben hat (s. auch S. 169). Wusste man das in der Bezirkshauptstadt nicht? Oder hat man sich über den zunehmend Widerständigen keine Gedanken mehr gemacht? Um kein falsches Bild entstehen zu lassen: Auch in der Stadt geschieht Derartiges. Bei Udo wurden die Einschränkungen, die ihn so lange im Teufelskreis gehalten haben, ebenfalls über Jahrzehnte nicht erkannt, und zwar in Klagenfurt und Villach.

Von der AMS-Sperre in die Obdachlosigkeit

Dass die AMS-Sperren ein ernsthaftes finanzielles Problem darstellen, wenn man selbst mit vollem Bezug ständig zu wenig Geld hat, liegt auf der Hand. Das ist ein Stück weit auch der Sinn der Disziplinierungsmaßnahme. Trotzdem ist wohl nicht intendiert, dass sie in Wohnungs- bzw. Obdachlosigkeit führen, wie das bei Udo, Markus, Wolfgang und Theo der Fall ist. Bei keinem der Männer – und auch nicht beim vorbestraften Christoph – kümmert sich das Hilfesystem darum, wie sie während der Sperre zurandekommen, die häufig von einem (depressionsbedingten) Abtauchen begleitet ist.

„Ich bin oft gesperrt worden, (...) in diesen Zeiten hab' ich nichts gehabt. In den ganz schlimmen Zeiten hab' ich die Wohnung verloren; in weniger schlechten Zeiten hatte ich halt nichts zum Essen, keine Zigaretten, kein gar nix und eigentlich, ja – nicht mal 'n Sinn aufzustehen. (...) (I: Wenn Sie gesperrt worden sind vom AMS, was war das?) Dass ich gewisse Arbeitsplätze nicht annehme. Dass ich nicht mehr zur Arbeit gegangen bin; oder dass man einen Termin eben vergessen hat abzusagen. Das war der häufigste Grund, mit dem Termin.“ (Udo, 47 Jahre)

„Sicher war ich beim AMS drin gemeldet. Aber dann habe ich nicht die Arbeit bringen können. Weil ich so Probleme gehabt habe, bin ich gesperrt worden. (...) Ein, zwei Monate kein AMS-Geld. Du stehst da. Was willst da jetzt machen? Was willst da machen? Da musst du schon überlegen, was du machst. Das ist schon boah, wenn du da kein AMS-Geld kriegst. (...) Wie damals hat es mit der Arbeit nicht gepasst. War auch nicht meine Schuld, wenn er sagt, er kann mich nicht nehmen wegen dem Führungszeugnis, der Chef sagt Nein. Und der hat vielleicht irgendwie anders geredet drüben beim AMS. Haben sie mir 300 Euro gestrichen gehabt. Habe nur 500 Euro im Monat gekriegt. Das war auch richtig extrem. (...) Wenn ich meine Auflagen nicht einhalte und auch nicht meine Bewerbungen schreibe, kann ich trotzdem wieder Probleme kriegen, oder wenn ich einmal zum Termin nicht auftauche. Weil damals habe ich gedacht, einen Tag später habe ich Termin, und da habe ich den Tag verloren. Das sind 28 Euro. Der Tag hat mir wehgetan. Hast halt einen Tag verloren. Die anderen 29 Tage hast ja noch immer. Aber 28 Euro weniger im Monat zu haben, das ist schon viel. (...) Viel ist es nicht, aber für mich ist es im Endeffekt viel.“ (Christoph, 36 Jahre)

Dass am Ende einer AMS-Sperre Obdachlosigkeit steht, bedeutet extreme Armut – da bricht auch die Fassade der Männer zusammen, die ansonsten stets bemüht sind, alles selbst hinzukriegen:

„(I: Wie lebt man auf der Straße in [kleine Stadt]?) Mit Angst.“ (Wolfgang)

„Man kann noch so ein harter Hund sein, das und das, ich bin für die Straße nicht gemacht. Ich packe das auf der Straße nicht. (I: Waren Sie mal auf der Straße?) Wenn es schon so weit gekommen ist, habe ich immer Gott sei Dank meine Mama gehabt. Oder ich habe mir irgendein Mädels geschaut, wo du einmal pennen hast können.“ (Christoph)

Ländliche soziale Netze zwischen Unterstützung und Ausgrenzung

Markus steht zwar mehrmals ohne Wohnung da, aber niemals ohne Dach über dem Kopf. Seine Familie und sein Freundeskreis springen immer wieder ein und besorgen ihm auch professionelle Hilfe, zumindest wenn er darum bittet. So kommt er auch in Kontakt mit sozialen Non-Profit-Einrichtungen, die ihn darüber informieren, dass er als Wohnungsloser nach Klagenfurt fahren muss, um Hilfe zu bekommen. Markus ist in dem Dorf, in dem er aufgewachsen ist und gewohnt hat, sozial gut eingebunden. Die ländlichen sozialen Strukturen funktionieren für jene gut, die „dazugehören“. Davon erzählt auch Patrizia: Sie ist als Patrick in einer sehr kleinen Gemeinde aufgewachsen, die mit dem Wechsel von Mann zu Frau sehr viel besser umgehen konnte, als die Menschen im vergleichsweise großen Klagenfurt, wo sie sich ständig ausgegrenzt fühlt.

„Eines kann ich einmal ganz sicher sagen, dort drinnen bin ich besser aufgenommen worden als in Klagenfurt. (...) Zweisprachige Ortschaft ist das. Eine kleine 600-Seelen-Gemeinde, sagt man dazu, wo sie Sonntag fest Kirche gehen. (...) Sie haben mich da drinnen natürlich gekannt von klein auf, phasenweise bin ich so gut wie aufgewachsen mit den meisten. Da haben sie meine Wandlung nachher akzeptiert. Haben gesagt, na, warum, passt.“ (Patrizia, 54 Jahre)

Doch bei Wolfgang greifen diese Strukturen nicht, ganz im Gegenteil: Er selbst mag im Freundeskreis nicht um Hilfe bitten, auch nicht in der Familie, mit der er sich nicht gut versteht. Angebote kommen aber auch nicht, möglicherweise hat sich Wolfgang doch allzu sehr sozial isoliert und gehört jetzt nicht (mehr) „dazu“. Und als er obdachlos wird, schauen in der kleinen Stadt, in deren Parks und WC-Anlagen er von den gespendeten Lebensmitteln im öffentlichen Kühlschrank in immer der gleichen Kleidung lebt, alle weg. Kein einziges Mal wird ihm Hilfe angeboten, kein einziges Mal wird er gefragt, ob er etwas braucht. Nicht einmal dann, als er im Geschäft beim Stehlen von Lebensmitteln ertappt wird. So als ob hier noch einmal ein schon erwähntes Motto schlagend wird: Was es nicht geben darf, das gibt es auch nicht. Obdachlosigkeit in einer Kärntner Kleinstadt scheint es nicht geben zu dürfen.

Wählen zwischen guter öffentlicher Verkehrsanbindung und leistbarem Wohnraum

Wolfgang's Teufelskreis wird angestoßen, als er sein Auto verkauft und sich vom öffentlichen Verkehr abhängig macht. Er ist damit Teil einer Minderheit, denn in kleinen Gemeinden wie in seinem Wohnort verfügen 95 Prozent der Menschen über ein Auto.¹⁶ Angesichts dessen ist Wolfgang's Lage wohl auch für die Berater:innen des AMS eher ungewohnt. Was macht man mit einem niedrigqualifizierten Klienten, der mit dem Bus erst von zu Hause losfahren kann, wenn die für ihn in Frage kommenden Stellen in aller Regel schon Arbeitsbeginn haben? Ist es zumutbar, dass er bei jeder Witterung mit dem Fahrrad einige Kilometer in die Stadt fährt und dann noch weiter mit dem Bus? Das Problem mit einem Umzug zu lösen, scheitert an den hohen Wohnkosten in der Stadt.

Auch Markus ist – freiwillig – auf den öffentlichen Verkehr angewiesen. Da er damit rechnet, bald aus der Wohnung ausziehen zu müssen, begibt er sich trotz Arbeitslosigkeit gar nicht erst auf Jobsuche. Denn was würde passieren, wenn er zwar eine Stelle findet, dann aber keine leistbare Wohnung, die so liegt, dass er mit Bahn oder Bus in die Arbeit fahren kann? Diese Weigerung, einen Job zu suchen, löst eine AMS-Sperre aus, die wiederum gemeinsam mit den Konflikten rund um die Wohnung zum psychischen Zusammenbruch führt – und schließlich weiter in die Wohnungslosigkeit.

Das gleichzeitige Auftreten dieser strukturellen Problemlagen nimmt Wolfgang und Markus so viel Flexibilität, dass sie es auf dem Arbeitsmarkt schwer haben, solange sie im ländlichen Raum leben.

3.2.5. Alkoholsucht, andere Abhängigkeiten, „falsche Freund·innen“

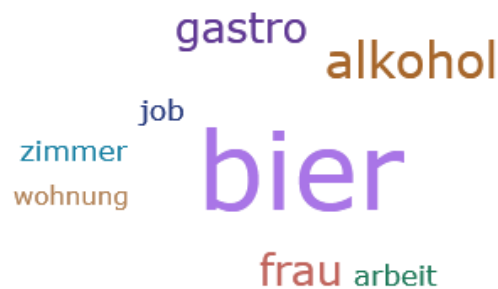


Abbildung 8: Worthäufigkeit Interview Oskar (66 Jahre)

Oskar (66 Jahre)

ist in einer Kleinstadt im Westen Österreichs geboren. Seine Mutter ist physisch und psychisch gewalttätig. Er besucht eine Lehre, ohne die Abschlussprüfung zu machen. Nach dem Bundesheer verlässt er sein Elternhaus überstürzt, wohnt drei Jahre in einer größeren Stadt, dockt dort zum ersten Mal kurzfristig bei AMS und Wohnungslosenhilfe an. Bei einem Ausflug nach Wien trifft er zufällig einen Bekannten, der ihm einen Job in der Gastronomie vermitteln möchte. Oskar zögert nicht und zieht spontan um.

15 Jahre bleibt er in Wien und in der Gastronomie. Er ist Tellerwäscher, Barmann, Kellner oder was sonst so anfällt, arbeitet in Bars, Restaurants, Discos oder Pubs. In seiner Freizeit geht er gerne aus, hat einen großen Freundeskreis. Er wechselt häufig den Arbeitsplatz. Das liegt mit der Zeit immer mehr daran, dass er in seinem Job zum Trinker geworden ist. Und weil er zu oft betrunken abends heim kommt und dann am nächsten Tag nicht rechtzeitig oder gar nicht arbeiten geht, verliert er einen Job nach dem anderen.

In das Bundesland zurückgekehrt, in dem er aufgewachsen ist, hat er die Alkoholsucht im Griff, bis er wieder in der Gastronomie arbeitet. Die Sucht wird immer schlimmer, die Phasen der Arbeitslosigkeit länger. Oskar ist 43 Jahre alt. Eine Zeit lang arbeitet er bei einem gemeinnützigen Beschäftigungsprojekt. Er lernt eine Kärntnerin kennen, mit der er nach Villach zieht. Hier ist er wieder, diesmal zu schlechten Arbeitsbedingungen, in der Gastronomie tätig. Auch dieser Job scheitert an seiner Alkoholabhängigkeit. Der gut 50-Jährige findet keine Arbeitsstelle und kommt in einen Mietrückstand. Die Mitarbeiter:innen einer sozialen Einrichtung, bei der sich Oskar ehrenamtlich engagiert, überreden ihn zu einem – erfolgreichen – Entzug.

Job findet er weiterhin keinen. In die Gastronomie will er nicht, weil er einen Rückfall befürchtet. Für andere Jobs im niedrig qualifizierten Bereich kommt er nicht in Frage, weil er die Voraussetzungen dafür nicht erfüllt: Er hat zB keinen Staplerschein, kann und will nicht mit dem Computer arbeiten, schwere körperliche Tätigkeiten sind ihm aufgrund von Alter und Wirbelsäulenproblemen nicht möglich. Das AMS lehnt seinen Wunsch nach einer Weiterbildung für einen Sozialberuf mit dem Argument ab, er sei zu alt, betreut ihn aber ansonsten verständnisvoll.

In der „Nachbarschaftshilfe“ nimmt man Oskar jedoch gerne. Und so bezieht er Notstandshilfe, besucht ab und zu eine AMS-Maßnahme und bessert sein Einkommen mit Gartenarbeiten und ähnlichem auf.

Zwölf Jahre bleibt Oskar trocken, danach trinkt er wieder ab und zu ein Bier. Das geht zwei Jahre lang gut, dann fällt er von einem Tag auf den anderen wieder voll in die Sucht, betrinkt sich jeden Tag, mit verheerenden Folgen für die Gesundheit (und das Haushaltsbudget). Nach zehn Monaten macht er auf eigene Initiative einen Entzug. Zum Zeitpunkt des Interviews ist Oskar schon eine Weile trocken. Er bezieht die Mindestpension, lebt Tür an Tür mit der Frau, mit der er vor 20 Jahren nach Kärnten gekommen ist und engagiert sich nach wie vor in der sozialen Einrichtung, die ihn zum ersten Entzug gebracht hat.



„In der Gastro habe ich eigentlich angefangen dann zum Trinken (...) und dann über 20 Jahre getrunken. Nicht jeden Tag, aber halt, wenn ich was getrunken habe, relativ viel. (...) Das hat eigentlich in Wien so richtig angefangen. Da habe ich nur Wein getrunken. Bei den Heurigen und so waren wir halt viel auch. Aber da habe ich nachher ein paar Tage nichts getrunken, wenn ich arbeiten gegangen bin. Und nachher wieder eine Zeitlang doch. Dann bin ich halt, wenn ich eine Zeitlang getrunken habe, rausgeschmissen worden von der Firma. So ist es halt immer gegangen. Wieder eine neue Firma, wieder gut gegangen eine Zeitlang und dann wieder raus. IMMER dasselbe gewesen. Das war schon ein Horror. Aber den Alkohol, den habe ich gebraucht dann schon. Den habe ich wirklich gebraucht.

Und nachher einmal wieder blaugemacht in der Arbeit. (...) Und dann wieder angerufen, ich bin krank und so. Und so weiter. Natürlich, die Firma sagt auch einmal (...): ‚Jetzt ist Schluss! Jetzt kannst gehen.‘

Wie ich von Wien nach [xxx] bin, war es eine Zeitlang gut, (...). Dann war ich wieder in der Gastro und nachher hat es halt wieder angefangen. (...) Dann war ich arbeitslos.

Dann bin ich da eben nach Villach gezogen, habe ich in [xxx] angefangen. Da war ich drei Jahre, vier Jahre zirca. (...) Der Chef hat schlecht gezahlt, weil der hat zwar (...) den Kollektiv gezahlt. Aber statt den ausgemachten 45 Stunden haben wir 70 Stunden gemacht, die wir natürlich nie bezahlt gekriegt haben.

2008 habe ich mir gedacht: ‚Nein. Jetzt muss ich was machen.‘ Bin ich zu meiner Hausärztin. Und die hat gesagt, ich soll einmal in der de La Tour anfragen. Haben gesagt, ja, ich soll einmal STATIONÄR gehen, Alkoholentzug machen. Habe ich zehn Tage gemacht. Und dann habe ich müssen drei Monate warten. Dann bin ich nach Treffen. Das ist so – da kann man zwei Monate bleiben – auf Alkoholentzug.

Nachher wollte ich Umschulung machen. Dann hat er [beim AMS] mir gesagt: ‚Nein. Du bist ja viel zu alt.‘ Weil er hat schon gesagt, das geht nur angeblich bis 50. Ich war knapp drüber halt.

Nachher hat er mich zu einem Zeltverleih geschickt. Aber das habe ich nicht gepackt mit der Wirbelsäule. EINEN Tag war ich nur unten. Da hat es geschüttet, Zelt abbauen, und mit dem Kreuz habe ich es gehabt. (...) Bin ich hin zum AMS, klopfte an bei dem Herrn, (...) hat der gesagt: ‚Was machst denn du wieder da?‘ Sage ich: ‚Ich kann den Job nicht weitermachen.‘ Aber der war eh auch nett. Beim AMS waren alle sehr, sehr nett, muss ich wirklich sagen. (...) Hat er gesagt: ‚Okay. Sehen wir uns in zwei Monaten wieder.‘

Hat meine Betreuerin (...) gesagt, ich soll – da war ich 54 oder 53 – ansuchen wegen einer Pension, weil ich kriege ja keine Arbeit mehr. Habe ich angesucht, Untersuchungen gehabt allerlei. Und dann hat es geheißt, ich bin zu 55 Prozent behindert (...). Ich könnte eine abwechselnde Tätigkeit machen. Halbe Stunde sitzende Arbeit und halbe Stunde stehende Arbeit. Dann sage ich: ‚Ja. Dann wird mich keiner nehmen.‘

Ich habe eine nette Frau gehabt dort beim AMS. Ab und zu hat sie mich wieder in so einen Kurs halt geschickt da, dass man halt so bisschen plaudert und so. Aber das war eigentlich alles nachher.

Bin nirgends untergekommen. Probiert haben wir es wohl, eben Lager und so. Aber da braucht man Computerkenntnisse, was ich nicht habe. Führerschein habe ich auch keinen. Staplerschein habe ich auch keinen. Hat sie immer gesagt, ja, dann müssen wir das halt so machen, bis ich halt in Pension bin.

Dann war ich zwölf Jahre trocken (...). 2008 bis 2020. 2020 habe ich mir gedacht: ‚Jetzt einmal ein Bier macht eh nichts. Ist sicher gut einmal.‘ Habe ich eins getrunken. Zwei Jahre, kann man sagen, ist es gut gegangen, habe ich schon getrunken, aber halt dann wieder ein paar Wochen nichts und so. Und auf einmal nach zwei Jahren – bumm, aus, basta – habe ich zehn Monate circa jeden Tag zehn bis zwölf Biere getrunken. (...) 2022, wo ich so richtig wieder SAUFEN, also, auf Deutsch gesagt, angefangen habe.

Ich habe schon in der Früh (...) gewartet, dass es bald acht ist, weil ich kein Bier mehr gehabt habe, dass ich zum [xxx] gehen kann, mir was kaufen. (...) Das habe ich gebraucht. Das ist furchtbar. (...) Zu nichts Lust gehabt. Wege, was man hat müssen machen, hat man halt hinausgeschoben. (...) Gegessen halt auch nichts mehr in den letzten Monaten. (...) Ich war SO fertig. Total. Ich habe kaum mehr aufstehen können.

Natürlich hat man nachher finanzielle Probleme auch. (...) 300 Euro habe ich sicher gebraucht im Monat für Alkohol (...). 100 Euro Rauchen. Das sind schon 400. (...) 1.300 kriege ich circa mit der Mietzinsbeihilfe.

Jetzt bin ich WIEDER dreieinhalb Monate trocken circa. Weil ich mache ja diese ganzen Therapien, Einzeltherapie, Gruppentherapie und so Sachen.

Oskar ist zwischen 40 und 45 Jahre alt, als er in den Teufelskreis gerät. Bis dahin ist er trotz seiner Alkoholsucht mit kurzen Unterbrechungen stets erwerbstätig. Der Blick auf seine Biografie bringt einige *frühe Wurzeln* zu Tage, die das Risiko erhöhen, im Lauf des Lebens in Armut zu geraten. Zur schweren häuslichen Gewalt in der Kindheit und Jugend sowie einer Lehre ohne Abschlussprüfung mit nachfolgender unqualifizierter Arbeit gesellen sich die häufigen Jobwechsel: Wie sich auch bei anderen Gesprächspartner·innen zeigt (s. zB Gerda, s. S. 94), ist dies bis zu einem gewissen Alter kein Problem, insbesondere bei niedrig qualifizierten Tätigkeiten; spätestens ab Mitte 40 wird es am Arbeitsmarkt ohnehin eng, aber für unstete Arbeitnehmer·innen (die noch zusätzliche Arbeitseinschränkungen aufweisen) noch einmal enger.

Oskar beschreibt die Mitarbeiter·innen des AMS als entgegenkommend und hilfsbereit. Trotzdem findet sich für ihn keine Lösung (also kein Ausweg aus dem Teufelskreis), und zwar auch dann nicht, als er die Alkoholsucht völlig im Griff hat. Sein Qualifizierungswunsch wird aufgrund seines Alters abgelehnt. Rückblickend erscheint diese Entscheidung diskussionswürdig: Oskar wird 15 Jahre lang vom AMS unterstützt; in dieser Zeit ist er durchgehend ehrenamtlich in dem Bereich tätig ist, für den er sich ausbilden lassen wollte. Jene Maßnahmen des AMS, die er (wie alle in der Drehtür Gefangenen) regelmäßig besuchen muss, regen ihn (anders als andere Gesprächspartner·innen) nicht auf; der Sinn der Kurse, bei denen man sich seiner Wahrnehmung nach zum „Plaudern“ trifft, erschließt sich ihm aber nicht.

In der „Nachbarschaftshilfe“ arbeitet Oskar, weil ihm dieser „Arbeitsmarkt“ offen steht, während er auf dem offiziellen keine Chance hat. Auch damit ist er nicht allein: Aber weder er noch zB Christoph (s. S. 67) nutzen das Sozialsystem strategisch aus, indem sie schwarzarbeiten und sich die Sozialversicherung über das AMS verschaffen. Sie würden es beide definitiv vorziehen, in regulären und fairen Arbeitsverhältnissen tätig zu sein, werden dort aber nicht genommen. Und so entsteht ein guter Nährboden für Schwarzarbeit: aus den Hürden, die manchen Personengruppen beim Einstieg in den regulären Arbeitsmarkt entgegenstehen, gepaart mit einer offensichtlichen Nachfrage nach preisgünstiger Unterstützung bei anstrengenden, technisch wenig anspruchsvollen oder anderen eigentlich einfachen Arbeiten in Haus und Garten. Schwarzarbeit verstärkt den Teufelskreis: Auch wenn kurzfristig etwas mehr Geld ins Haushaltsbudget fließt, leidet die soziale Absicherung, vor allem für die Zukunft, denn damit wird der Weg in die Mindestpension und Altersarmut grundgelegt.

Was Oskar in den Teufelskreis drückt, ist seine Sucht. Unter Drogenexpert·innen gilt Alkohol als hochgefährlich^{xi}, unter anderem weil er Genuss- und Rauschmittel gleichzeitig ist und zudem legal in jeder Menge erhältlich. In den Interviews entsteht der Eindruck, dass vor allem unter Männern ein beträchtlicher sozialer Druck besteht, in Gesellschaft zu trinken, und das nicht zu knapp. Dazu passt, dass Oskar die Gastronomie, in der er lange gearbeitet hat, als diesbezüglich verführerisches Pflaster schildert: Bier fließt in Strömen, um den Durst in der heißen Küche zu stillen, aber auch um den sozialen Erwartungen zu entsprechen: Auf einen Schnaps sei er im Lokal von Stammkund·innen eingeladen worden, bei antialkoholischen Getränken habe man die Einladung wieder zurückgezogen.

„Der hat 200 Stammgäste gehabt. Die sind nicht alle auf einmal gekommen. Aber am Abend ist IMMER laufend – in der Küche war ich da – nur Bier reingekommen. Nur Bier, Bier, Bier. Von abends 5

^{xi} Regina Walter-Philip, Drogenbeauftragte der Stadt Wien bezeichnete in der ZIB 2 am 12.3.2024 Alkohol als die gefährlichste Droge, unter anderem auch weil es volkswirtschaftlich katastrophal sei, was der Alkohol anrichte: Das liege an der Größenordnung, in der Alkohol konsumiert werde, aber auch daran, dass Alkohol ein Zellgift sei und daher jede Zelle im Körper angreife, was zB im Vergleich zu einer Substitutionstherapie wesentlich dramatischere gesundheitliche Folgen habe.

bis um 10 auf d'Nacht sicher zehn oder zwölf kleine Biere. Nachher ist es immer ärger geworden. Jahrelang und jahrelang und jahrelang.

Ich bin oft eingeladen worden: ‚Trink ein Bier oder einen Schnaps oder irgend so einen Cognac oder Whiskey.‘ Ich habe gesagt: ‚Nein, ich trinke nichts.‘ Ich hab' gesagt: ‚Ein Cola trinke ich.‘ ‚Nein, Cola zahlen wir dir keines.‘“ (Oskar)

Später, nach seinem Entzug, sei er im Freundeskreis immer wieder wegen seiner Abstinenz gehänselt worden, oder auch gedrängt, doch zumindest ein Glas zu trinken. Und selbst wenn das nicht passiert sei, habe es ihm nach einer Weile keinen Spaß gemacht, mit den Angetrunkenen an einem Tisch zu sitzen; und so sei er häufig viel früher nach Hause gegangen als die anderen. Keinen Alkohol zu trinken, kann also mit einer eingeschränkten sozialen Teilhabe einhergehen – unabhängig von Armut.

„Gesellschaftlich ist da vielleicht ein bisschen lustiger, wird man ein bisschen lockerer. (...) Wie ich zum Beispiel die zwölf Jahre trocken war und bin auch weggegangen mit ein paar Freunden, die ein Bier getrunken haben, also gut, ich muss sagen, ICH habe mich nicht wohlgeföhlt. Ich habe immer Cola getrunken oder Kaffee und bin halt ein, zwei Stunden geblieben und bin dann gegangen, weil als ein Nüchterner Besoffene anhören, das ist schlimm.

Das macht mir keinen Spaß, wenn ich denke, jetzt gehe ich heute um zehn auf d' Nacht weg bis um zwei, trinke nur Cola. (...) Wenn mich einmal ein Bekannter anruft oder eine Bekannte: ‚Treffen wir uns auf einen Kaffee?‘, gehe ich schon am Nachmittag auf eine Stunde oder was. Gehen wir halt was trinken, plaudern. Kaffee trinke ich und was die anderen trinken, ist mir egal nachher. Das mache ich schon. (...) Aber sonst gehe ich eigentlich nirgends hin auf d' Nacht.“ (Oskar)

Der 28-jährige Markus hat ein problematisches Verhältnis zu Alkohol. Einerseits trinkt er regelmäßig, viel und gerne, andererseits verträgt er Alkohol weder körperlich noch psychisch. Auch in seinem sozialen Umfeld ist (teils übermäßiges) Trinken seit der Jugend selbstverständlicher Bestandteil der Freizeitgestaltung. Markus hat Erfahrung mit vielen Drogen gesammelt, wie er erzählt, aber: *„Alkohol ist so ziemlich die einzige Droge, mit der ich nicht kontrolliert umgehen kann. Im Sinn von: Ich trinke zwei Bier. Ich trinke nämlich vier Bier, fünf Bier, sechs Bier, zehn Bier und am nächsten Tag dann geht's mir richtig schlecht. Bei anderen Sachen ist es mir das noch nie passiert.“ (Markus)* Er findet, genauso wie die Drogenexpert:innen, dass Alkohol die „schlechteste“ Droge sei. So wie es Markus beschreibt, ist eine Alkoholsucht nur deshalb nicht Teil seines Teufelskreises geworden, weil er nach einem Rausch tagelang sehr schwer verkatert ist.

„Es war unter uns Lehrlingen halt so, nach der Arbeit auf ein oder zwei Bier. Und am Wochenende dann einmal um die Häuser ziehen und viel trinken. (...) Das gehört dazu, und es ist ja auch irgendwie, sag ich einmal, um den Stress von unter der Woche irgendwie wegzuspülen. Weil man halt oft einmal den Frust von irgendwem anderen abkriegt. (...) Es ist leider die Substanz, wo man am leichtesten dazukommt. Leider. Und es ist meiner Meinung nach auch ziemlich die schlechteste. Weil ich kann zum Spar gehen und flaschenweise Schnaps, flaschenweise Wein, alles, was ich will.

Ich habe Gott sei Dank immer das Glück gehabt, dass ich Alkohol nicht wirklich vertrage. Wenn ich zu viel trinke, geht's mir wirklich zwei, drei Tage richtig schlecht. In den zwei, drei Tagen sage ich, ich trinke jetzt nie mehr. Das ‚nie mehr‘ ist dann halt meistens so eine Woche.“ (Markus, 28 Jahre)

Angesichts seiner psychischen Problemen, denen der übermäßige Alkoholkonsum nicht zuträglich gewesen ist, hat sich Markus zu einem radikalen Schritt entschlossen: Er trifft seine alten Freunde gar nicht mehr – nicht nur, aber auch weil ein gemeinsames Ausgehen, ohne zu trinken, nicht vorstellbar ist. Markus hat übrigens ebenfalls die Erfahrung gemacht, dass regelmäßiger und starker Alkoholkonsum mit einer Berufstätigkeit nicht vereinbar ist. Er hat seinen „Job“ wohl nur deshalb nicht verloren, weil er in der Kategorie „Nachbarschaftshilfe“ für einen Freund gearbeitet hat und dieser Freund der Trinkpartner gewesen ist.

„(I: Mit denen haben Sie keinen Kontakt mehr?) Nein, das war dann auch mit Alkohol immer. Sehr viel Alkohol getrunken. Da dabei zu sein und keinen Alkohol zu trinken, das hat irgendwie NICHT funktioniert. (...) Ich wollte mit dem aufhören, so viel zu trinken. So wie's jetzt ist, ich trinke schon ab und zu einmal drei, vier Bier, aber das war's, einmal im Monat oder so. (I: Man kann noch immer nicht dazugehören, wenn man nicht viel trinkt? Ist das so?) Nein, nicht wirklich, nein. Es ist sehr viel Party, das ist einfach nicht mehr meins. (I: Die anderen sind doch auch älter geworden. Haben die nicht jetzt Familie und Kinder?) Nein, nein, da hat sich nicht wirklich was geändert.“ (Markus)

Oskar macht während des gesamten Gesprächs einen sonnigen und entspannten Eindruck. Dazu passt, dass er sich als friedlichen Alkoholiker beschreibt: „Ich bin nie aggressiv gewesen. Aber sind ja viele, die aggressiv werden. Entweder ich bin schon eingeschlafen an der Bar oder halt am Barhocker. Oder wenn es mir halt zu viel war, bin ich einfach heimgefahren.“ (Oskar) Die **enthemmende Wirkung** von Alkohol ist in den Biografien einiger Gesprächspartner-innen präsent. Manchmal spielt sie eine Hauptrolle, wie etwa sehr oft im Zusammenhang mit häuslicher Gewalt bzw. Vernachlässigung von Kindern und Jugendlichen (s. Kap. 0 & 3.1.2), manchmal eine tragende Nebenrolle im Teufelskreis: etwa wenn die Gewalt unter Alkoholeinfluss so ausartet, dass es zum Delikt Körperverletzung kommt (wie bei Theo), oder wenn der Alkohol es leichter macht, die Hiebe einzustecken, die man als „Berufsschläger“ nun einmal abkriegt (wie bei Christoph). Alkoholkonsum gehört auch zur Sexarbeit: Die Dienstleisterinnen werden in den Lokalen, in denen sie tätig sind, dazu gedrängt, die Kunden zu teuren alkoholischen Getränken zu verführen, indem man den Frauen eine (äußerst geringe) Beteiligung am Verkaufspreis auszahlt. Auch hier gilt: Ausgehen ist mit Alkoholkonsum eng verknüpft. Für viele Sexdienstleisterinnen wird der Job auch leichter, wenn sie unter Alkohol- und Drogeneinfluss stehen, das erzählen Anna und Ileana einmütig (mehr zur Geschichte der beiden Frauen, s. S. 72 & 75). Und weisen gleichzeitig auf Nachteile hin: dass stark betrunkene Sexdienstleister-innen sich selbst massiv gefährden, weil sie die Kontrolle über das, was auf dem Zimmer passiert, verlieren; und auch darauf, dass sie zahlreiche Kolleg-innen kennen, die alkohol- und drogensüchtig seien. Beide kamen als Arbeitsmigrantinnen ins Kärntner Rotlichtmilieu: Während Ileana abstinent ist (und deshalb nicht im Lokal, sondern eher im Laufhaus arbeitet), hat Anna häufig und viel getrunken. Dass ihre Galle schwer geschädigt ist und dreimal operiert werden musste, führt sie auf die 13 Jahre im Job – inzwischen ist sie ausgestiegen – mit ständigem Alkoholkonsum zurück.

„Ich habe überhaupt nicht können auf das Zimmer gehen oder mich unterhalten mit dem Mann, ohne was zum Trinken, ja. Darum die Frauen alle greifen zu Drogen, zum Beispiel. Ohne Getränke keine Chance. (...) Wenn die Frau trinkt eine Flasche Sekt, dann ist es mehr leicht. Bist du schon besoffen und kannst lachen, ist was anderes, gell, das geht leichter. Aber es hilft dir halt nicht immer. Das ist ein Trauma für eine Frau.“

Viele Frauen heutzutage verdient nur für die Drogen, weil mit der Zeit ist man süchtig. Und alkoholsüchtig. Und mit Alkohol und mit Drogen ein Gast macht mit ihr, was er will. Zum Beispiel Verkehr ohne Kondom.“ (Anna)

„Ich hasse Alkohol. (...) Ich bin Prostituierte. Es ist für mich schlimm genug, was ich mache, weil es ist trotzdem nix eine normale Arbeit. Ich werde nicht Alkoholikerin auch noch sein, nur weil ich eine Prostituierte bin. (...) Darum hasse ich diese Regel in Club. Warum muss ich trinken?“

Oder es gibt Männer, die – ich glaube Psychopathen, ich weiß nicht, ich will nichts Schlimmes sagen – extra dich totbesoffen machen und dann wollen gehen mit dir ins Zimmer. Warum? Damit er kann machen alles, was er will mit dir, oder warum?“ (Ileana)

Trinken, um zu vergessen (zB die eigene Obdachlosigkeit) – das ist eine Form von Alkoholmissbrauch, die auch Udo kennt, wenn auch kaum aus eigener Erfahrung. Er sei nur ein einziges Mal in ein so tiefes schwarzes Loch gefallen, dass er sich für eine Weile mit Alkohol betäubt habe, erzählt er, dann sei das abschreckende Beispiel seiner schwer alkoholkranken Mutter stärker gewesen. Auch auf der

Straße unter Obdachlosen scheint es einen sozialen Druck zu geben, zum Alkohol zu greifen. Udo hatte sich nicht immer leicht, die richtigen von den „falschen“ Freund:innen zu unterscheiden: von jenen, „die einen verleiten wollen zu Substanzenmissbrauch oder zum Alkoholtrinken“.

„Meine Mutter hat mir immer vorgelebt, dass Alkohol zwar lustig ist, aber dass Alkohol zerstört. Mein Bruder hat mir vorgelebt, dass Drogen Spaß machen, aber dass sie zerstören, und dass sie verändern, dass sie den Menschen verändern. (...) Ich hab' in gewissen Situationen einfach angepasst, dass ich die Kontrolle nicht verliere.“ (Udo, 47 Jahre)

Nur ein einziger Interviewpartner berichtete von einer **Drogenabhängigkeit**, der jüngste von allen. **Theo** ist sehr vertraut mit dem, was in der Stadt passiert, in der er aufgewachsen ist und noch immer lebt. Er ist ein scharfer Beobachter, und was er über die Drogenszene in seiner Heimatstadt erzählt, stimmt mit den aktuellen Beobachtungen von Expert:innen überein und passt zu den Berichten, die sich praktisch täglich in den Medien finden.¹⁷

„[Stadt] ist überflutet mit Drogen. Also wirklich. Überhaupt mit Heroin. Ich bin entsetzt, wenn ich 15-jährige Mädchen sehe, wie sie Heroin ziehen. Das habe nicht einmal ich in dem Alter gemacht, und dann noch Heroin sogar. Ich bin wirklich entsetzt. Also ich habe eine kleine Schwester, die wird heuer 18 (...), ich bin froh, dass die einfach einen anderen Weg eingeschlagen hat. Man lässt sich halt heutzutage leicht mitziehen von den Jugendlichen in [Stadt]. Ich bin da schon erschrocken, wenn ich sehe, dass die 14-, 15-jährigen Dirndl Koks und was weiß ich sich in die Nase ziehen. Also es ist schon, boah, brutal.“ (Theo)



Abbildung 9: Worthäufigkeit: Interview Theo (22 Jahre) – Teil 2 (Drogen)

Theo (22 Jahre)

Und der 22-Jährige zieht Parallelen zu seiner eigenen Geschichte: Er erkennt sich selbst in dem wieder, was ihm die Teenager erzählen, die er heute beim Drogenkonsum sieht. Auch sein Weg zur Heroinabhängigkeit wurzelt im eigenen Elternhaus. Die folgenden ausführlichen Zitate aus dem Interview mit Theo beschreiben diesen Weg besser, als jede Zusammenfassung es könnte – und werfen ein helles Licht darauf, wie die Drogenszene in einer kleinen Stadt in Kärnten funktioniert.



„Aus meiner Seite hat das immer so mit dem Familiären zu tun. Wie ich gerade von die Dirndl gesprochen habe. Das eine Mädchen hat mir einmal erzählt, sie geht mit ihrer Mama immer Mintz kaufen, Cannabis kaufen, und das Dirndl macht der Mama Cannabis. Und da denke ich mir halt schon auch, dass da halt einiges schief läuft in der Erziehung und so, und dass das halt größtenteils mit der Erziehung zusammenhängt und mit den Taten der Eltern, verstehen Sie?

Sie hätten mich hundert Mal aus der [betreuten Jugend-]WG schmeißen können, und die Betreuer haben gesagt: nein, noch nicht, noch nicht. Also es ist halt wirklich so. Ich hab's weit treiben müssen, dass man mich endlich einmal rausschmeißt. Ich war immer abgängig übers Wochenende und so. Und halt positiv in Drogentests. Somit habe ich halt dann den Rauswurf erzwungen.

Ich habe damals nur gekiffert. Jetzt habe ich ein Drogenproblem. Ich bin heroinsüchtig. Also was soll ich sagen? Es ist so. Ich habe zuerst nur gekiffert, mit 16 habe ich mein erstes Ecstasy-Teil probiert, und dann ist das halt so weitergegangen. Und im Gefängnis habe ich das erste Mal Opiate probiert.

Zuerst, wie ich herausgekommen bin, war es immer nur wochenends. Ich hab da nicht einmal zuerst Heroin genommen, sondern nur den Drogensersatz, das Bupensan, die Tabs, die ich im Häfn auch gekriegt habe. (...) Unter der Woche hab ich dann eben gespürt, dass ich schon entzückt bin, also kein Schlaf mehr und keinen Antrieb mehr, meine Beine tun weh. Und irgendwann hat sich das halt auch auf unter der Woche verlegt mitn Ziehen. Irgendwann sind dann meine ganzen Freunde, die mir Tabs gegeben haben, in den Häfn gekommen. Und dann habe ich mit Heroin angefangen.

Seit meinem 16. Lebensjahr kiffe ich schon fast jeden Tag eigentlich. (I: Machen Sie das jetzt noch immer?) Kiffen nicht jeden Tag, aber dafür Heroin jeden Tag, wenn ich ehrlich bin, ja.

Ich habe zuerst Drogen verkauft, damit ich mir meinen Drogenkonsum finanzieren kann. Da bin ich dann erwischt worden, habe dann 19 Monate Haft gekriegt, aber auf Therapie. Damals habe ich noch gearbeitet. Da war ich noch nicht so heroinabhängig, wie ich es jetzt bin, sag' ich einmal. Ich habe da noch (...) meine Lehre gemacht, und irgendwann habe ich halt dann mehr Drogen angefangen. Immer mehr daheim gewesen, Krankenstand, bis sie mich dann halt hinausgehaut haben. Dann habe ich eben eine Therapie gemacht, die Therapie habe ich aufgetragen gekriegt vom Landesgericht. Die habe ich jetzt leider negativ abgeschlossen, weil ich die Termine nicht wahrgenommen habe. Und jetzt schauen wir gerade, dass wir das zu einer stationären Therapie umwandeln, dass ich sechs Monate auf stationäre Therapie gehe, dass ich einen kompletten Entzug mache und dann, dass ich hoffentlich nicht die 19 Monate sitzen gehen muss.

(I: Wie viel Geld braucht man so wie Sie für Drogen?) Wenn ich jeden Tag einen Gramm Heroin, also das brauche ich schon so, dann sind das im Monat so 1.200 Euro. (...) Wenn ich jetzt richtig dicht sein will und eingezogen, dann brauche ich schon zwei, drei Gramm. Aber so, dass ich keinen Entzug habe, da reicht mir dann so ein Gramm. (...) Wenn ich kein Geld habe, dann habe ich meistens immer nur ein Gramm.

(I: Woher nehmen Sie das Geld?) (...) Ich lass halt viel anschreiben auch. Ich mach halt Schulden. Bei meinem Typ ist das so, also ich hab da einen Dealer, einen Typ halt, der hat gerade eine Firma aufgemacht, und ja, der verdient sich dumm und deppat halt mit der Firma und dem Dealen, und ich arbeite halt da bei ihm und kriege da halt immer mein Gift sozusagen, verstehen Sie? (I: Das heißt, Sie arbeiten dafür?) Ja, eh arg, ja. Ich weiß.

(I: Wie viel muss man da arbeiten bei ihm?) Zwei Wochen, dann habe ich [die Schulden] abbezahlt. Nur das Problem ist immer: Jeden Tag, den ich arbeite, gibt er mir ja ein Gramm, sonst kann ich ja gar nicht arbeiten, verstehen Sie? (I: Ja, er erhält Sie sozusagen in der Abhängigkeit.) Ja, genau, ja. Und jetzt ab nächster Woche, wenn ich mich da einstellen lasse auf Methadon, eben auf dieses Drogensatzmittel, dann will ich meine ganzen Schulden einfach abarbeiten und gut ist.

(I: Sind das lauter so Leute wie Sie, die dort arbeiten?) Viele davon, ja (I: Das ist nicht ganz legal, würde ich sagen, oder?) Ist es nicht, na. Legal ist das auf keinen Fall. (I: Und da tut niemand was dagegen?) Na. Eigentlich nicht. (I: Weil zumindest arbeiten Sie alle dort schwarz.) Ja, genau. Schwarz, ja. Also Finanzpolizei war noch keine da oder so. (I: Soll man sie hinschicken, oder soll man sie nicht hinschicken?) Gut wäre nicht, eigentlich. (...) Dieser Typ ist halt ziemlich gutmütig. Er lässt viel aufschreiben. Aber, ja, er weiß, dass er sein Geld kriegt. Also er ist halt nicht so jetzt die gemütlichste Person, wenn einer bei ihm Schulden hat. Er macht da schon Stress, sage ich einmal. Übertreiben darf man's halt nicht mit ihm. (...) [Aber] er hilft einem weiter. Also auch immer, wenn ich Geld brauche oder so und ich frage, he, kannst du mir vielleicht einen 50er geben. Er sagt nie nein. Ich frag ihn zwar nicht oft, aber er ist so echt ein herzensguter Mensch, wenn man ihn kennt. Das muss ich schon sagen. (I: Aber er hält Sie in der Abhängigkeit.) Ja, genau, ja. (I: Er ist kein richtig guter Mensch.) Das hab ich schon im Kopf. Ja. Das habe ich wohl im Hinterkopf.“

3.2.6. Vorstrafen und Gefängnisaufenthalte



Abbildung 10: Worthäufigkeit Interview Christoph (36 Jahre)

Christoph (36 Jahre)

Christoph wächst in einer armutsbetroffenen Großfamilie in der Stadt auf. Der Vater ist vorbestraft und sorgt allein für den Unterhalt der Familie. Er ist gewalttätig gegen Frau und Kinder.

In der Schule fällt Christoph durch aggressives Verhalten auf. An dieser Gewaltbereitschaft scheitert sein weiterer Ausbildungsweg: Nach tätlichen Auseinandersetzungen mit Vorgesetzten muss er zweimal eine weit gediehene Lehre abbrechen. Gleichzeitig wird er mehrmals wegen Körperverletzung straffällig. Mit 17 Jahren, nach dem Tod seines Großvaters, erleidet Christoph einen Zusammenbruch. Seit damals durchlebt er immer wieder depressive Phasen. Seinen 19. Geburtstag verbringt er im Gefängnis.

Als Erwachsener greift er weiterhin zu Gewalt, um sich zu behaupten – und um Geld zu verdienen. Er ist Teil einer Truppe, die ihre Dienste als „Beschützer“ anbietet. Christoph prügelt nun als Teil seines „Jobs“ und lebt gut davon – allerdings ohne soziale Absicherung und mit mehreren Verurteilungen wegen Körperverletzung. Mit 27 Jahren begeht er seine letzte Straftat und ist fortan „brav“.

Vier Jahre zuvor hat seine Freundin das erste gemeinsame Kind zur Welt gebracht, 2019 – das Paar ist eigentlich wieder getrennt – das zweite. Christoph büßt während der zweiten Schwangerschaft seine letzte Haftstrafe ab, wird aber wegen guter Führung so rechtzeitig entlassen, dass er bei der Geburt dabei ist.

Nach dem Ausstieg aus der kriminellen Szene arbeitet Christoph vor allem schwarz und verdient damit gut. Da er sich nicht strafbar machen möchte, gibt er das auf. Als Vorbestrafter mit vier Gefängnisaufenthalten stehen ihm auf dem regulären Arbeitsmarkt nur anstrengende und schmutzige Jobs offen, bei denen er zudem häufig ausgebeutet wird: Überstunden werden verlangt, aber nicht bezahlt, Versprechen nicht gehalten; in einem Gastronomie-Betrieb gibt man ihm gegen Bezahlung zu essen, was die Gäste am Abend zuvor am Teller gelassen haben. Das AMS hat für ihn nur wenige Angebote. Und so wechselt Christoph zwischen prekären Jobs und Arbeitslosigkeit hin und her. Einen Zuverdienst hat er als „Reseller“: Der geschickte Bastler repariert Vintage-Spielkonsolen und verkauft sie am Flohmarkt oder im Internet.

Zum Zeitpunkt des Interviews ist er arbeitslos und wartet auf eine Knieoperation. Er wohnt in einem Pensionszimmer mit (ungeheiztem) Bad und WC am Gang. Das Zimmer hat weder Kühlschrank noch Kochplatte: Nudeln kocht er portionsweise in einem elektrischen Wasserkocher. Den Unterhalt versucht er verlässlich zu leisten und legt jedes Monat etwas auf die Seite, um den Kindern Weihnachtsgeschenke kaufen zu können. Immer wieder kommen ihm Zweifel, ob sich das „Bravsein“ lohnt: angesichts dessen, wie schlecht er lebt. Die Aussicht auf Gefängnis, das ihn psychisch schwer belastet hat, und seine Kinder

lassen ihn aber „brav“ bleiben. Er hofft, beim Vater eines (vorbestraften) Freundes einen Job zu bekommen. Um seine psychischen Probleme zu behandeln, hat Christoph mehrere Therapien hinter sich. Aktuell ist er auf eine medikamentöse Behandlung angewiesen.



„Ich habe mir in der ersten Schulzeit auch viel gefallen lassen, habe mich verprügeln lassen. Der Vater hat immer gesagt: ‚Wenn dich schon einer schlägt, verteidigen kannst dich immer (...).‘ Dann habe ich natürlich das gemacht, habe ich öfters den Besseren abgezogen, den Stärkeren. Dann habe ich, kann man sagen auf gut Deutsch, Blut geleckt. Hey, jetzt schlage ich die Leute. Die haben alle Angst vor mir. Ich kriege jetzt alles. (...) Was ich jetzt nicht mehr stolz drauf bin, aber früher war das einfach cool.

In meiner Glanzzeit, in meiner Prime, sagen wir so, da haben wir gut gelebt. Von Beschützungssteuer habe ich gelebt. Ich habe jeden Tag Weiber gehabt. Ich habe die schönsten Sachen gehabt. Ich habe zum Essen und Trinken gekriegt. Ich habe den Leuten einfach alles weggenommen. Ich habe zu ihm gesagt: ‚Alter, schau. Hast mit dem und dem Stress. Zahl mir den und den Betrag im Monat. Ich beschütze dich.‘ Das ist Beschützungssteuer. (...) Sind 300, 400 Euro im Monat pro die Person. XY hat bezahlt, dafür hat ihn keiner schlagen dürfen. Wenn er Stress gehabt hat, hat er mich angerufen, und ich habe ihm geholfen. Aber der Hintergrund war, ICH hätte ihn immer schlagen können, weil vor mir kann ihn ja keiner beschützen. Das heißt, wenn er einmal nicht getan hat, was ich wollte, nachher hat er von mir ein paar Ohrfeigen gekriegt.

(I: Nachher, was haben Sie gearbeitet?) Jetzt sage ich einmal: Fast gar nicht GEMELDET. (...) Da hatte ich genug Arbeiten. Habe ich sogar jetzt noch immer hin und wieder viel zu tun. Aber mir ist das einfach zu gefährlich. Ich will das nicht mehr machen. Ich will keine Straftat machen. (...) Oder es ist so eine Arbeit, was keine Sau machen will, so wie Abwäscher und das. Ich habe da keinen einzigen Österreicher gesehen.

(I: Was machen Sie, wenn Sie schwarzarbeiten?) Was ich gebraucht werde, das ist so Küche aufbauen und für Garten, so ein Loch graben oder irgendwas. Nachher fragen sie immer, was ich verlange. Ich bin immer so nett. Ich frage zuerst, was sie mir geben will. Weil ich kann nicht sagen, ich will jetzt das und das haben. Weil ich arbeite ja nicht schwarz, so gesehen. Ich arbeite ja ehrenamtlich. (...) Es kommt drauf an, wo du arbeitest oder was du machst oder wie die Person dich mag. Das kommt mir auch schon so vor. Wie damals habe ich für zwei Stunden Arbeit 150 gekriegt. Einmal habe ich für zwei Stunden 30, 40 Euro gekriegt.

[Gastro-Kette] hat mich angerufen, hat gesagt: ‚Drin steht, dass Sie Arbeit suchen.‘ Ich habe mich natürlich gefreut. (...) Die Arbeit hat mich ja nicht gestört, (...) aber das mit den zwölf Stunden, ich bin eingetragen auf acht Stunden. (...) Wenn du schon auf 60 Stunden die Woche bist, und das ist die erste Woche, zweite Woche, dritte Woche, das wäre so weitergegangen bis zum Ende. Dann habe ich gesagt: ‚Wie schaut es aus mit Bezahlung?‘ ‚Ja. Du kriegst irgendwann einmal mehr frei.‘ Nachher hat der eine schon so gelacht, der neben mir gearbeitet hat, und sagt so, irgendwie verschwinden seine FREIZEITEN immer.

Vom Essen hat er mir auch so viel versprochen. Das wird so gut. Und ich habe zu ihm gesagt, er soll einfach einmal einen Teil von meinem Lohn abziehen, ich esse ein bisschen mehr. (...) Was haben wir gekriegt? Das vom Vortag, was die Gäste nicht gegessen haben. (...) Nachher fehlt eine halbe Kartoffel. Da ist schon das halbe Fleisch angegessen. Sagt er, ja, das ist mein Mittagessen. Alter, bin ich ein Hund oder was?

Ich will zu einer Firma gar nicht mehr arbeiten gehen, weil ich genau weiß, nach ein, zwei Monaten findet er schon irgendwas in meinem Führungszeugnis, was zuerst nicht gestört hat, dass du dann gehen kannst.

Mit der Arbeit hast wieder das Problem, dass er [AMS] sagt: ‚Geh arbeiten!‘ ‚Ja, gib mir Arbeit.‘ Da sagen sie: ‚Ja, da hast eine Arbeitsstelle.‘ Nachher rufe ich an und dann ist der Scheiß wieder mit dem Führungszeugnis, das ganze Glumpert. Deswegen sage ich ja, ab und zu nervt mich das schon richtig, denke ich mir, sauf einfach ein Bier und fahr Leut‘ an. Wenn einer blöd wird, wird er schon sehen. Nachher siegt wieder die Vernunft. Du hast zwei Kinder. Du musst das und das machen. Wenn du jetzt da hineingehst, dann siehst du sie nicht. Die werden auch fragen, wo du bist. Ist auch wieder scheiße. Deswegen sage ich, wenn ich die Kinder nicht hätte, dann wäre mein Leben ja schon wieder komplett anders. (...) Bisschen so wie früher. So ein bisschen auf der besseren Seite, sagen wir so. Täte ich mir nicht so viel gefallen lassen.

Meine zwei Kinder, dass ich die halt regelmäßig sehen kann. Obwohl ich nicht viel Geld kriege, aber ich schaue, dass die im Endeffekt alles haben und dass ich für meinen Unterhalt sorgen kann. Hab' ich weniger halt, dass die halt normal haben.

Ich habe einen Kreuzbandriss. Wenn ich jetzt zum Beispiel einen Kasten mit 20, 30 oder 40 Kilo trage, (...) das trage ich mit einem Finger, aber das Knie gibt dann nach. Da wird es mir richtig schlecht, das tut voll weh. (...) Das Knie ist dann wieder für ein, zwei Monate angeschwollen, und ich muss wieder so viel Schmerzmittel essen, dass ich von der Wohnung nicht herauskomme selber. (...) Ich würde ja schon trotzdem auch einmal eine Arbeit machen, 20 Stunden die Woche oder irgendwas, wie ich halt mit dem Knie kann. Ich würde mich freuen, wenn ich wenigstens 1.000, 1.200 Euro im Monat hätte als wie die 800 Euro. Oder man lebt so wie früher. Dann lebst auch gut, aber mit einem Fuß im Gefängnis immer.

Seit ich Depressionen und Panikattacken mit der Zeit da [im Gefängnis] gekriegt habe, würde ich nicht einmal eine Minute mehr hineingehen, sage ich ehrlich.

Ich habe damals Therapie ausgemacht. Ist mir immer wieder abgesagt worden. Nachher frage ich: ‚Ja, warum?‘ Und der Grund: Es gibt Leute, die Selbstmordgedanken haben. Müssen wir vorziehen. Bla, bla, bla. Ich sage, wenn du Krankenkasse bist und solche Probleme hast, kannst dir lange Zeit nehmen zum Warten. Ich habe bis zur ersten Therapie fast zwei Jahre gebraucht. Wie lang ist die Therapie gewesen? Drei Monate. (...) [Medikamente] muss ich nehmen. Weil sonst geht es mir noch schlechter.“

Christoph hat drei Jahre und acht Monate im **Gefängnis** verbracht. Von den acht armutsbetroffenen männlichen Interviewpartnern haben noch weitere drei Gefängnisaufenthalte hinter sich. Aber kein anderer war so lange in Haft wie Christoph und bei keinem anderen haben die Vorstrafen so nachhaltige Auswirkungen gezeigt wie bei ihm. Das liegt einerseits an der Art und Schwere der Delikte: Markus zum Beispiel ging für wenige Tage ins Gefängnis, statt die Strafe für ein Sachbeschädigungsdelikt zu zahlen. Für ihn war die Haft einmalig. Ähnliches gilt für Wolfgang, der in seiner Zeit als Obdachloser aus Hunger Lebensmittel gestohlen hat und dafür zu sechs Wochen verurteilt wurde. Bei beiden war der Gefängnisaufenthalt zum Zeitpunkt des Interviews noch nicht lange her. Sie hatten also noch keine Erfahrung, ob die Vorstrafen einen negativen Effekt zB bei der Jobsuche zeigen.

Während Markus das Gefängnis der Geldbuße vorzieht, zahlt Christoph trotz seiner engen Finanzen, wie er sagt, „natürlich“ die Strafe dafür, dass er einmal bei Rot über die Kreuzung überquert hat, und geht nicht ins Gefängnis. Markus und Wolfgang erzählen genervt bzw. entspannt über das Gefängnis, bei Christoph und Theo spürt man den Schrecken, der mit der Zeit dort für sie verbunden ist, bei Theo zusätzlich den Versuch, sich zu trösten, weil er möglicherweise bald wieder dort sein wird.

„Sich um nix kümmern. Gar nix. Hirn ausschalten. (I: Was macht man dort den ganzen Tag?) Fernsehen. Die einen rauchen eine Tschick nach der anderen. Ich bin Nichtraucher. Fernsehen. Hirn ausschalten und fernsehen. Den ganzen Tag. Morgen auch. Übermorgen auch.“ (Markus, 28 Jahre)

„Die Zeit ist schnell vergangen. Essen, na ja, war eigentlich nicht so übermäßig. Also ein paar Kochstunden brauchen die wohl noch. Und so vom Angebot her, okay, man kann einmal am Tag spazieren gehen, wenn man will. Man MUSS es nicht. Und wir haben gehabt am Montag, Mittwoch und Freitag duschen. Und wir haben die ganze Zeit einen Fernseher drinnen gehabt. Und einmal in der Woche darfst einkaufen gehen für einen gewissen Betrag.“ (Wolfgang, 43 Jahre)

„Ich will auf keinen Fall hinein ins Gefängnis. Du bist immer eingesperrt, und man nimmt dir da deine Würde und alles, aber es ist keine Abschreckung. Ich gehe dort mit keinem beängstigenden Gefühl hinein oder so, verstehen Sie? (...) Auf der Jugend geht das alles ein bissl, wie soll ich sagen, gemüthlicher ab, aber im ersten und zweiten Stock, da bist du 23 Stunden nur eingesperrt und hast eine Stunde am Tag Hofgang. Erklären Sie mir, wie sich da was bessern soll! Wie sich da was ändern soll! (...) Ich darf da nur zweimal in der Woche duschen gehen.“ (Theo, 22 Jahre)

„Drin im Gefängnis ist es beschissen. Da bist 23 Stunden und 15 Minuten in einer kleinen Zelle eingesperrt mit drei anderen Dudes. Und die Zelle ist extrem klein. Wenn du vorbeigehen musst, muss der andere sich ins Bett legen. Wie willst denn vorbeikommen sonst da? Du machst zwei Schritte,

bist auf der Toilette, machst noch einen Schritt, bist Waschbecken, einen Schritt, bist beim Bett. Und dann hast EINEN Fernseher drin.

Drei Jahre und acht Monate insgesamt. (...) Wenn ich jetzt nachdenke, das ist sehr VIEL. Vor allem, man muss ja so denken: Heraußen vergeht ein Tag wie nichts. Drinnen vergeht eine Woche, wie ein Tag heraußen vergeht.

Da kannst nur bis 10 Uhr am Abend rauchen. Das ist ein PROBLEM. Wenn du im Knast drin bist, rauchst du eine nach der anderen. Du hast ja nichts anderes zum Tun. Dann kriegst du Kopfgeficke. Was passiert jetzt? Was machst du jetzt? Wie schaut deine Zukunft aus?“ (Christoph, 36 Jahre)

Die **Schrecken des Gefängnisses** sind auch daran abzulesen, dass Theo dort, um sich zu betäuben, heroïnabhängig wurde, obwohl er ausdrücklich niemals zu dieser Art von Rauschgiften greifen wollte, und dass Christoph dort so sehr von Panikattacken und Depressionen heimgesucht wurde, dass er seither lieber in bitterer Armut lebt. Im Teufelskreis betrachtet, hat die Haft Theos Situation deutlich verschlechtert, aber nicht davon abgehalten, neuerlich straffällig zu werden. Und Christoph hat lange Zeit im Gefängnis verbringen müssen, bis er seine kriminellen Aktivitäten hinter sich gelassen hat.

„Im Gefängnis habe ich das erste Mal Opiate probiert, und man kann eigentlich sagen, dass ich süchtiger vom Gefängnis herausgekommen bin. Und so habe ich dann heraußen weitergemacht. Also seit 2019 bin ich heroïnabhängig. (...) Ich habe immer gesagt, ich lass die Finger von Heroïn, aber wenn man im Gefängnis ist und dann etwas kriegt, dann nimmt man das halt einfach. (...) Wenn man das dann nimmt, dann denkt man halt nicht mehr viel nach über diesen Aufenthalt. Man chillt dann drinnen einfach. Ja, man erträgt das Gefängnisleben einfach mehr. Wenn man auf Opiate ist, dann fühlt man sich einfach problemlos und sorgenfrei.“ (Theo)

Nicht nur Christophs Geschichte zeigt, dass manche der im letzten Kapitel **beschriebenen frühen Wurzeln von Armut auch direkt in die Kriminalität führen können**: aus den Aggressionen in der Kindheit und Jugend wird Körperverletzung und Sachbeschädigung; aus einer Neigung zu Suchtmitteln resultieren Eigentumsdelikte und der Handel mit illegalen Drogen. Theo, 22 Jahre alt, hat acht Verurteilungen hinter sich, sechs wegen Körperverletzung, eine wegen versuchten Diebstahls und eine wegen Drogenhandels. Seit er 15 Jahre alt ist, hat er eine Bewährungshelferin, und er hat eine Jugendhaft von einigen Monaten abgesessen. Der nächste Gefängnisaufenthalt, diesmal im Erwachsenentrakt in Klagenfurt, stand beim Interviewtermin unmittelbar bevor.

Einmal mehr zeigt sich, wie eng übermäßiger **Alkoholkonsum** und Gewalt miteinander verbunden sind: Sowohl Christoph als Theo verlieren schon seit ihrer Jugend im Rausch die Kontrolle und werden gewalttätig, was ihnen Strafen wegen Körperverletzung einbringt. Beide machen den Eindruck, ihre Lektion gelernt zu haben, und sagen, dass sie keinen Alkohol mehr trinken.

„Am Anfang war halt zuerst immer noch der Alkohol das Problem. Ich bin oft fortgegangen, habe Schnaps getrunken, dann hat’s mich da halt immer ausgehakelt, ausgehängt. Wenn da einer Stress gesucht hat, dann hat er den Stress auch gekriegt, sag’ ich einmal. Oder ich habe auch oft Stress gesucht. Das mit dem Alkohol hat sich dann eben jetzt wieder eigentlich gelegt.“ (Theo)

„Man war jung und dumm. (...) In der Zeit habe ich noch Alkohol getrunken, wo ich jetzt, Gott sei Dank, seit sieben Jahren gar nichts mehr trinke. Paar Bier in der Batterie gehabt, ist er frech geworden, ist dir die Hand ausgerutscht und so was. Da habe ich gesagt: Mit mir spielst dich nicht.

Deswegen habe ich immer Angst, wenn ich Alkohol trinke. Ich denke mir, wenn ich drei Bier drin habe und einer nur blöd schaut oder frech wird, rutscht mir natürlich die Hand aus. Und so grinse ich, lache ich, gehe ich weiter, und hat es sich erledigt und so.“ (Christoph)

Was die **Erwerbstätigkeit** anlangt, ist Christoph, seit er auf legale Weise Geld verdienen möchte, in einem Teufelskreis gelandet, der besonders wenige Auswege bietet. Sobald er sein Leumundszeugnis vorlegt, wird er für bessere Jobs nicht genommen oder verliert sie sofort wieder. Offen stehen ihm

ausschließlich die prekärsten Jobs, wie auch anderen Menschen, die auf die unterste Ebene der Jobpyramide angewiesen sind; in der Regel sind das Zugewanderte mit sehr schlechten Deutschkenntnissen. Die Arbeitsbedingungen sind dort schlecht, die Arbeitskräfte erpressbar und jederzeit austauschbar, die Arbeitsverhältnisse nicht auf Dauer ausgelegt. Also wird Christoph regelmäßig beim AMS vorstellig und hofft auf eine Jobvermittlung, aber auch dort seien, so beschreibt es Christoph, die Mitarbeiter:innen von Anfang an weitgehend hilflos gewesen: Einerseits machten sie Druck, andererseits sei ihnen klar, dass er kaum Chancen hat. Qualifizierungsmaßnahmen hätten in der Vergangenheit nichts gebracht und stehen aktuell nicht zur Verfügung. In dieser Situation ist die Schwarzarbeit, die Christoph ausdrücklich meidet, eine realistische Möglichkeit, auf weniger unangenehme Art – was Tätigkeit, Bezahlung und persönlichen Umgang anlangt – Geld zu verdienen.

„Wenn ich grad vom Gefängnis herauskomme, der SIEHT ja, wann ich herausgekommen bin. Der sagt: ‚Du bist vom Häfen herausgekommen, Digga! Was willst denn du jetzt bei mir arbeiten? Jetzt schauen wir mal, ob du wirklich brav geworden bist heraußen. Musst dich einmal beweisen ein halbes Jahr, Jahr, dass du normal bist.‘ Und dann macht dir halt natürlich das AMS wieder Druck.

Die beim AMS drüben, Alter, die überdreht ja auch schon die Augen, Alter, und so. Ich sage zu ihr: ‚Ja, wie schaut es aus?‘ Sagt sie: ‚Ich habe dir ja Zetteln gegeben.‘ Ich soll selber endlich einmal einsehen, dass ich schwer vermittelbar bin.“ (Christoph)

Christoph hat **während eines Gefängnisaufenthalts eine Kellner-Ausbildung** gemacht. Das ist die einzige Qualifikation, die er am Arbeitsmarkt vorweisen könnte, allerdings bringt sie ihm in der Realität nichts: Wer nimmt schon einen Kellner, der sein Zeugnis im Gefängnis erworben hat? Und so fügt sich diese Ausbildung im Teufelskreis zu den anderen Qualifikationsmaßnahmen, die den Teilnehmer:innen nicht den erhofften Einstieg in den Arbeitsmarkt ermöglichen, sondern ins Leere gehen.

„Ich habe sogar drinnen den Oberkellner gemacht, so eine Kellnerausbildung. Aber mit dem kann ich nichts anfangen, mit dem Zettel. Da steht oben Justizanstalt Klagenfurt. (...) Ich habe den Zettel wohl daheim. Ich habe mir gedacht, das wird mich weiterbringen in meiner Arbeit. Wenn es nicht oben stehen täte, nachher würde es mich auch weiterbringen.

Als Kellner draußen kann ich im Endeffekt nicht arbeiten. Ich habe noch nie in meinem Leben irgendwas gestohlen. Aber der Chef drinnen hat damals bei der Firma gesagt: ‚Ah, dir kann man keine Brieftasche in die Hand geben. Du hast Vorstrafe.‘ Bla, bla, bla. ‚Deswegen kann ich dich nicht gebrauchen.‘“ (Christoph)

Was den Teufelskreis, in dem sich Christoph befindet, besonders problematisch macht: Christoph **wird längst Vergangenes nicht los, und zwar noch lange nicht**. Christoph rechnet damit, dass er noch acht bis zehn Jahre warten muss, bis die letzte Strafe aus dem Register gelöscht sein wird: Dann ist er 46 Jahre alt, für den Arbeitsmarkt in einem Alter, in dem auch andere nur noch schwer einen Job bekommen.

„Mir halten die Leute bei der Arbeit und überhaupt vor, was ich vor zehn, 15 Jahren gemacht habe. Aber ich bin jetzt schon seit neun Jahren komplett straffrei. Ich habe keine Bewährung, keine Bedingte mehr offen oder irgendwas. Deswegen sage ich immer, wenn ich jetzt zum Beispiel bei einer Arbeit drüben bin (...), in ZEHN Jahren oder in 15 Jahren kann ein Mensch sich doch komplett ändern. ‚Nein. Du hast vor 15 Jahren den verprügelt. Wer weiß, was du mit den Mitarbeitern machst?‘ Habe ich schon so viele Sachen gehört.“ (Christoph)

3.2.7. Frauengeleitete Migration: Arbeit, Liebe, Flucht

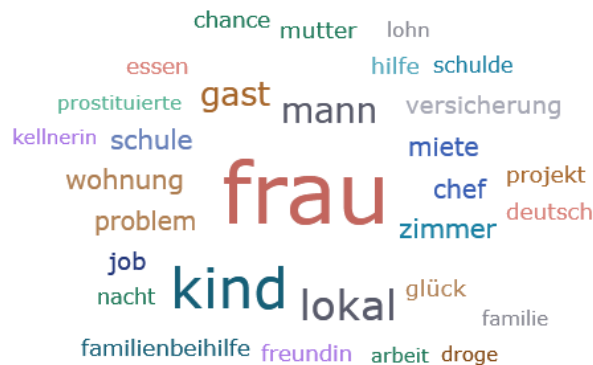


Abbildung 11: Worthäufigkeit Interview Anna (45 Jahre)

Anna (45 Jahre)

wächst gemeinsam mit vier Geschwistern bei ihrer alleinerziehenden Mutter in einem osteuropäischen Land auf. Für eine Ausbildung ist nicht genug Geld vorhanden. Anna geht früh eine Partnerschaft ein und bekommt mit 20 Jahren ihr erstes Kind, mit 25 Jahren ihr viertes.

Als die Partnerschaft in die Brüche geht und die nun alleinerziehende Mutter keine Möglichkeit sieht, mit einem Verdienst in ihrer Heimatstadt die fünfköpfige Familie zu erhalten, geht Anna im März 2007 nach Kärnten, um in einer Gogo-Bar als Tänzerin zu arbeiten. Ihr ältestes Kind ist elf Jahre alt, das jüngste vier Jahre. Das Lokal wird nach wenigen Wochen geschlossen und Anna beginnt (wie auch die Freundin, mit der sie nach Österreich gekommen ist), als Sexdienstleisterin zu arbeiten. Sie pendelt zwischen ihrer Familie und der Arbeit. Ihr Einkommen reicht aus, um im Herkunftsland ihre Kinder, ihren Ex-Mann, die Mutter, eine Schwester und deren Sohn sowie die Ex-Schwiegermutter finanziell zu unterstützen. Die Familie übernimmt die Versorgung der vier Kinder. Niemand weiß von Annas Beruf.

Anna arbeitet als selbstständige Dienstleisterin in verschiedenen Nachtlokalen in Kärnten, manchmal ist sie zusätzlich als Servierkraft angestellt. Meist schließt sie eine Krankenversicherung ab. Nach einigen Jahren mietet sie eine Wohnung, um nicht an ihrem Arbeitsort schlafen zu müssen.

Acht Jahre nach ihrer Ankunft in Kärnten geht Anna eine neue Partnerschaft mit einem Mann ein, der ebenfalls aus einem osteuropäischen Land stammt. Wenig später kommt das erste Kind auf die Welt. Anna ist 38 Jahre alt. In den nächsten fünf Jahren folgen drei weitere Kinder. Zeitweise lebt das Paar im Heimatland des Mannes. Wenn die Familie in Kärnten ist, arbeitet Anna weiterhin in ihrem Beruf – bis zur Pandemie. Ihre finanzielle Situation ist zunehmend verzweifelt, weil es ihrem Mann nicht gelingt, in Kärnten beruflich Fuß zu fassen. 2020, während ihrer letzten Schwangerschaft, steigt Anna mit 42 Jahren aus ihrem Beruf aus. Dies gelingt ihr mit Hilfe einer Non-Profit-Einrichtung, die sie erst so richtig in Österreich ankommen lässt. Bis dahin hatte sie zum Beispiel noch nie Familienbeihilfe bezogen.

2022 wird Annas Wohnung durch einen Brand im Wohnhaus zerstört. Die Volkshilfe sorgt für eine Unterkunft, in der die Familie zum Interviewzeitpunkt noch immer wohnt: zu sechst auf 35 m². Annas Mann arbeitet in einem fixen Job als Reinigungskraft. Sie selbst ist in einem Weiterbildungsprojekt, das Sexdienstleisterinnen einen Berufswechsel ermöglicht. Die Kinder in Österreich besuchen eine Ganztagschule und den Kindergarten, das Kleinste ist noch zu Hause. Die finanzielle Situation der Familie ist prekär. Anna hofft auf eine Gemeindewohnung, denn auf dem privaten Wohnungsmarkt sind alle Angebote zu teuer. Die Kinder, die im Herkunftsland geblieben sind, haben alle eine Ausbildung abgeschlossen bzw. sind dabei, dies zu tun. Sie haben ein ökonomisch abgesichertes, gutes Leben. Anna ist sechsfache Großmutter.



„Ich bin vor sehr langer Zeit nach Österreich gekommen, (...) mit einer Freundin, weil zu Hause ich habe keine Möglichkeit gefunden, weiter zu leben, mit vier kleinen Kindern. Allein Mutter geblieben, vom ersten Mann.

In der Früh gehst du zu Kellnerin oder Kellner (...). Die schreiben das auf, machen Abrechnung. Zum Beispiel von einer Flasche Sekt so viel Prozent, von einer Stunde so viel Prozent. Und in der Früh kriegst du das Geld in die Hand, gehst nach Hause, stehst auf, gehst in eine Bank oder Post, schickst nach Hause das Geld für Familie, dann rufst du an und bist glücklich. Weil sie haben genug zum Essen, ist nicht kalt, haben was zum Anziehen. Das hilft dir (...). Aber wenn du Pech hast und machst kein Geld, und du weißt, Probleme sind zu Hause, dann hast du Stress und musst geschminkt dort sein wie eine Frau. Du musst kämpfen.

Ich war auch glücklich, wenn ich nach Hause gegangen bin. Ich habe genommen die Kinder. Bin gegangen zum Beispiel zum McDonalds. Für mich war gut, wenn ich sehe, meine Kinder sind glücklich, schön angezogen. Und machen keine Sorge, wenn Beispiel nächste Tag muss ich in Schule zahlen, sagen wir, zehn Euro.

Fix war immer 2.000 Euro [im Monat]. Damals. Es war sicher. Aber zu Hause [in Herkunftsland]: vier Kinder, Schulden, Miete zahlen und auch hier Miete zahlen und leben. Wenn ich heute 300 gemacht habe, 200 sicher habe ich geschickt. Weil ich hab müssen. 100 bleibt für mich. Was mache ich mit 100 Euro? Damals war keine Internetkarte. Ich kaufe einen Aufladecode, zehn Euro, einen Tag gültig oder zwei. Weil ich telefoniere ins Ausland. Ich muss fragen die Kinder, ich muss sprechen mit meiner Mutter. Ich rauche damals. Also wenn ich im Lokal war, mehr geraucht, ja. Stress, Alkohol. Was soll ich noch sagen?

Heutzutage ist es nicht mehr so. Damals war auch schon so wie ein Lotto. War nicht fix. Wer hat Glück? Was für Gäste sind da? Welcher Gast zahlt was? Und das ist heute noch schwieriger.

Ich habe ihn kennengelernt, dann zusammen in eine Wohnung gegangen und heute habe ich mit ihm schon vier Kinder. Und die Zeit war immer schwer. Weil er hat nix Deutsch gekonnt. Wo hat Arbeit genommen, in einer Woche immer verloren. Weil er hat nicht verstanden gehabt, was ist zum Tun. Oder womit ist das zu reinigen, zum Beispiel in Reinigungsfirma. (...) Und waren keine Papiere da.

2016 sind wir nach [Herkunftsland des Mannes] gegangen, 2018 sind wir zurück nach Österreich mit zwei Kindern. Ich bin schon früher zurückgekommen allein. Ich habe gearbeitet in [Lokal], er hat mich angestellt, angemeldet für sechs Stunden. Ich habe eine Möglichkeit gehabt, Versicherung machen, auch für die Kinder, Mitversicherung, und der Meldezettel war da, und auch mein Mann war angestellt für Putzen, für drei Stunden. So ist es gelaufen, Anmeldebescheinigung und alles.

Das war jahrelang: (...) Mein Mann hat keinen Job. Ich bin in ein Lokal gegangen (...), bis er hat wieder gearbeitet. Ich habe müssen immer wieder zurück wegen der Finanzprobleme.

Sie war echt ein Engel und ist noch immer ein Engel. (...) Ich war schwanger. Ist gekommen eine Kontrolle in Lokal, für die Bücher, von der Polizei, und die [NPO-Mitarbeiterin] war dabei. Hat sie ihre Karte jeder Frau gegeben, und ist auch zu mir gekommen (...) und hat gesagt, was sie ist, was für eine Beraterin, und wenn ich Hilfe brauche, ich kann mich bei ihr melden. Und es ist passiert. Weil der Bauch ist immer größer geworden, habe ich gesagt: ‚Okay, ich rufe an, was gibt es für Möglichkeit. Es war so neu für mich. Also auf erste Blick war nicht die Sicherheit da, wie ich habe sie gesehen. Aber damals habe ich mit ihr gesprochen, hat mir so eine Kraft gegeben, wirklich. (...) Ich war bis daher [zeigt mit der Hand bis zum Kinn] mit Problemen. Schulden für die Miete. Nicht gezahlt. Keine Versicherung. Bauch ist da. Ich muss Geburt. Ich muss Kontrolle. Und Geld für nichts. Außer einmal einkaufen für Kühlschrank. Und dann [NPO-Mitarbeiterin] eines nach dem anderen. Das Erste war die Versicherung. Hat einen Termin ausgemacht, zusammen dort hingegangen. Hat sie nachgefragt: Wie viel ist die Schulden? Ich habe ein Jahr lang nie gezahlt. (...) Ich war selbstversichert. Und hat sie auf der Stelle die Rate gezahlt, die erste Einzahlung war, ich vergesse nie, 47 Euro. Ich habe nicht einmal das gehabt. Hat sie bezahlt für mich. Und dann die Versicherung ist immer gelaufen (...). Ich habe früher gearbeitet, also zwischen den Schwangerschaften. Ich habe Recht gehabt auf das Wochengeld. Ich habe nicht gewusst. Sie hat mir alles gezeigt. (...) Zu Hause zu mir gekommen und Antrag gemacht, und ich habe eine Hilfe gekriegt für die Wohnung, den Rückstand gezahlt. Und meinem Mann auch: Er hat geholfen einem Menschen beim Ausmalen, und hat gekriegt immer 100 Euro jeden Tag.

Es war unser Geld, Essen war da. Ich habe weiter so gelebt, bis ich habe Geburt. (...) Fragt die [NPO-Mitarbeiterin]: ‚Hast du schon einmal eine Familienbeihilfe gehabt?‘ ‚Was ist das bitte?‘ Ich habe nicht gewusst. (I: Sie haben für die ersten zwei Kinder bis dahin keine Familienbeihilfe bekommen?) Null. Nicht einmal Wochengeld. Gar nichts. Kein Kinderbetreuungsgeld. Ich habe nicht gewusst, was ist mein Recht. Dann hat sie mir geholfen, einen Antrag machen. (...) Sie hat sich um alles gekümmert. Wirklich. (...) Die Frau kennt viele Frauen. Echt viele. Und sie war für alle da. Alle. Nicht nur für mich. Von ganzem Herz.

Die vier Kinder von erste Mann, das kleinste Kind ist 20 geworden im Mai. Sie lernt noch und arbeitet auch (...). Drei sind schon verheiratet (...). Meine große Tochter hat ein eigenes Haus mit drei Kindern. Der Sohn auch lebt in einem Haus, was die Stadt gegeben hat. Gemeindewohnung heißt das auf Deutsch. Auch er (...) arbeitet. Die zweite Tochter hat zwei Kinder, verheiratet, hat ihr eigenes Leben.

(I: Ihre Kinder sind in [Herkunftsland] alle in die Schule gegangen, und haben eine Ausbildung?) Müssen. Müssen. Ich habe nicht umsonst angeschafft. Haben müssen lernen. Meine Tochter ist gelernt Koch, macht Süßigkeiten. Die Sohn hat (...) Mechaniker gelernt. (...) Ich bin froh. Und ich hoffe, die kleineren Kinder auch werden so brav sein. Schule gehen, was lernen und sollen stehen auf die eigene Füße. Ich war im Lokal, aber ich wünsche es nicht so, dass meine Kinder auch dort hingehen. Nein.

Dann der Brand im Haus. Keine Arbeit, kein Geld gespart, nix. Wir haben gelebt von Lohn und von Familienbeihilfe. (...) Haben mir alle geholfen, die mich kennen, Beispiel Essengutscheine oder Medikamente für die Kinder. Weil ich habe Null gehabt. Null. (...) Dann denke ich mir, was soll ich machen? Das geht nicht so. Mein Mann war nicht einverstanden, überhaupt nicht, weil (...) ich habe gedacht: Mindestens ein, zwei Tage soll ich dazwischen in altem Job [arbeiten], wo ich verdiene 200, 300 Euro, dann es passt für ganzes Monat und ich gehe nie mehr. Das war meine Vorstellung. Dann ich bin zu [Einrichtung] gekommen. (...) Und hat sie mir Bescheid gesagt über das Projekt. Und hat gesagt: Ich weiß, du schaffst es. Du bist die Frau, was nicht aufgibt, das ist eine gute Möglichkeit.

[Mein Mann] hat einen guten Job gefunden. Nicht jetzt, schon früher. Und seither ich nichts arbeiten.

Wir haben dieses Projekt. Das wird bisschen was helfen. (...) Die Schule, die Möglichkeit, was zu lernen und einen guten Job weiter zu machen, das einfach ist viel besser. Heute wir haben Gott sei Dank wegen das Projekt eine große Möglichkeit für ein besseres Leben und für eine bessere Zukunft. (...) Ich bin froh, dass es gibt die Möglichkeit. Weil früher da war nie eine Chance für solche Frauen auf ein besseres Leben.

Anna ist eine von vier zugewanderten Frauen, die für die Kärntner Armutsstudie ein Interview gegeben haben: Sie ist als Arbeitsmigrantin aus einem osteuropäischen EU-Staat gekommen, ebenso Ileana aus einem anderen EU-Land. Ava ist aus Afghanistan geflüchtet, und Sara ist ihrem österreichischen Mann aus Afrika nach Kärnten gefolgt. Auch Udo hat Migrationshintergrund: Er ist in Deutschland aufgewachsen (s. S. 23 & 31). Auch wenn sie häufig zu einer Gruppe zusammengefasst werden, **sind die Menschen mit familiärer Migrationserfahrung überaus verschieden**: Sie kommen zum Beispiel aus unterschiedlichen kulturellen Traditionen, haben einen unterschiedlich hohen Bildungsgrad und bringen aufgrund ihrer Biografie unterschiedlich gute persönliche Ressourcen mit. Nach ihrer Ankunft in Österreich werden sie aber tendenziell über ihre Defizite (zB fehlende Deutschkenntnisse) und ihre „Andersartigkeit“ definiert. Deutlich wird das in der Schule bei den Kindern von Geflüchteten¹⁸ oder bei gut qualifizierten Erwachsenen auf Arbeitssuche¹⁹. Auch die Wissenschaft fasst die Menschen mit Migrationsgeschichte regelmäßig zu einer Gruppe zusammen: zB in quantitativen Erhebungen, um Fallzahlen zustande zu bringen, die eine Interpretation zulassen (Aussagen über Untergruppen, zB nach Herkunft, Migrationsgrund oder Bildungsgrad sind dann oft nicht möglich). Die qualitative Forschung hat es zwar leichter, weil es ihr nicht darum geht, viele Personen zu befragen, trotzdem wären auch hier häufig größere Gruppen von Befragten nötig, um den methodischen Ansprüchen zu genügen.^{xii} Die Kärntner Armutsstudie löst das Problem, indem sie ihren Schwerpunkt auf weibliche Migration legt und bei den Migrationsgründen auf Vielfalt setzt.

^{xii} Qualitative Studien zielen nicht auf statistische Repräsentativität, sondern auf „theoretische Sättigung“: Wenn zusätzliche Interviews keine neuen Erkenntnisse bringen, sondern nur die vorhandenen wiederholen, liegt theoretische Sättigung vor.



Abbildung 12: Worthäufigkeit Interview Ileana (28 Jahre)

Ileana (28 Jahre)

wächst in einem osteuropäischen Land auf, wo sie eine Schule besucht, die einer Handelsakademie ähnlich ist. Um in einem qualifizierten Job, zB als Buchhalterin, arbeiten zu können, müsste sie eine weiterführende Ausbildung anschließen. Sie geht jedoch eine Partnerschaft ein und bringt mit 20 Jahren ein Kind zur Welt. Danach findet sie keinen Job, das Leben ist teuer, die Familie kann vom Einkommen des Mannes, der als Taxifahrer arbeitet, nicht leben.

2017 fährt Ileana mehrere Male in die Schweiz, um dort jeweils rund eine Monat lang als Sexdienstleisterin zu arbeiten. Doch die Arbeitsanforderungen in der Schweiz entsprechen nicht ihren Vorstellungen, deshalb versucht sie es auf Anraten einer Kollegin in Kärnten, wo sie sich wohler fühlt.

2018 holt sie ihren Mann und ihr dreijähriges Kind nach Kärnten. Bis sie zum ersten Mal Familienbeihilfe beziehen wird, werden Jahre vergehen. Der Mann hat Schwierigkeiten, einen Job zu finden: Sein Deutsch reicht nicht aus, und es fehlen ihm die notwendigen Papiere.

Während der Pandemie fährt Ileana wieder in die Schweiz, wo sie ihrer Arbeit nachgeht, während in Österreich Sexarbeit verboten ist.

2023 hat sie Streit mit einem Club-Betreiber, weil er für jeden Kunden, der das Lokal betritt, eine „Steuer“ von 15 Euro einhebt. Ihre Versuche, dagegen vorzugehen, scheitern, weil sie nicht weiß, an wen sie sich wenden soll. Sie setzt ihre Arbeit in einem Hotelzimmer fort, was als illegale Wohnungsprostitution gilt – und auffliegt.

Zum Zeitpunkt des Interviews arbeitet Ileana meist zwei Wochen pro Monat in einem Laufhaus. Ihre Tochter besucht die Schule, ihr Mann ist zu Hause und kümmert sich um das Kind. Ileanas Verdienst reicht kaum aus, sie überlegt, wieder in die Schweiz zu pendeln, während die Familie in Österreich bleibt, wo ihr Kind Fuß gefasst hat und unbedingt bleiben möchte.



„Um in [Herkunftsland] zu finden einen Job, geht nicht so einfach wie hier in Österreich, musst du jemand kennenlernen oder ich weiß nicht (...) warum. So ist es sehr kompliziert, bis du findest eine Arbeit.“

(I: Warum bist du nach Österreich oder in die Schweiz gekommen?) Ja, weil ich finde nichts zu arbeiten für genug Geld und trotzdem ich habe ein Kind und ...wie kann ich dir sagen... Sagen wir, du gehst arbeiten normal in [Herkunftsland]. Bei einem normalen Lohn, so wie in Österreich. So wie ein normaler Mensch, wir reden nicht über meine Arbeit, was ich mache. Du schaffst nicht zu leben mit diesem Geld, verstehst du? Nie im Leben. (...) Egal, ob ein Kind oder wie viele, nein. Kannst auch nur eine Person sein, das schaffst du auch nicht. Wenn du musst Miete bezahlen, musst essen und alles sehr teuer, fast so wie hier die Preise. (...) Wie ich fahren weg (...) von Rumänien, das war 150 Euro Lohn. Und mein Kindergeld waren 15 Euro.

In der Schweiz Geldverdienen hat funktioniert. Die Problem ist, [Herkunftsland] ist arme Land. Und wenn du hast sehr viel Geld – sehr viel ist es nicht, aber wenn du nichts gehabt hast, willst du das, willst du das, willst du das. Dann verlierst du schnell am Anfang. Weißt du, bis du lernst, was musst du machen mit Geld. Das, sagen wir, ist so wie eine Traum. Weil du hast immer nix gehabt und wenn du dann hast..., (...) so wie bei einem Kind habe ich sicher gekauft, was ich nicht geschafft habe, wie ich war in [Herkunftsland].

Dann habe ich gespart Geld, damit ich kann Miete nehmen hier und Familie herbringen. Mein Kind und meinen Mann. Ich kann nur ein Monat sein ohne mein Kind. Mehr nicht. (...) Ich kann nicht, Geld egal, interessiert mich nicht, soll sterben das Geld.

Mann ist zu Hause, ja.(...) Hat probiert arbeiten. Und bei ihm Problem ist, er hat keine E-Card, hat keine Dokumente hier wegen hat gearbeitet. Und jeder, wo hat geschickt CV, hat gefragt, aber hast du E-Card? Nein, hab ich nicht, weil hab ich noch nie gearbeitet. Und dann sagt nein. Und ein Problem ist bei ihm Dialekt. Wegen er war immer zu Hause, er kann Deutsch, aber Deutsch von Deutschland, Hochdeutsch.

Ich habe Probleme mit Migräne jeden Monat. Nicht einmal im Jahr, sondern jeden Monat. Aber schlimm. (...) Ich habe ab Kinderzeit. Da war nicht so schlimm. War nur ein Tag, ohne Tablette, ohne nichts. Diese Tag habe ich geschlafen, nächste Tag ich war super. (...) Ich weiß nicht, warum ist jetzt schlimmer, (...) vielleicht weil ich habe gearbeitet in der Nacht. Das weiß ich nicht, warum, aber jetzt ist es schlimm. Jetzt ist es an vielen Tagen. (...) Ich nehme Tabletten, aber eine Tablette hilft mir einen halben Tag. So muss ich zwei Tabletten an einem Tag nehmen, und Migräne ich habe drei Tage.

So wie ich war einmal bei Chef – der gleiche Chef, der mir gesagt hat, er gibt mir keine Papiere – (...) ich hab geschrieben Nachricht, 'tschuldigung, ich kann jetzt zwei Tage nicht kommen in Arbeiten, weil ich habe Kopfschmerzen. (...) Sagt er mir, wenn ich habe Kopfschmerzen, ich nehme Tablette und ich komme in Arbeit. So wie, warum ich nicht komme. Verstehst du? Und dann hab ich ihn gefragt, aber du hast Migräne oder was? Und dann bin ich nicht mehr zu ihm gegangen. Wer bist du, dass du sagst mir, ich muss in Arbeit kommen, so lange ich bin selbstständig? (...) Diese alle Geschichte haben mich so gemacht, dass ich probiere etwas anderes. Verstehst du? Ich war böse, ja.

[NPO-Mitarbeiterinnen] sind super. Weil wie war das passiert, ich war, sagen wir, Schock. Weißt du. Habe nicht richtig gewusst, ist illegal. Weil ich weiß, in Wien waren Leute auf Straße früher. (...) Hab ich nicht verstanden: So lange du bist selbstständig, warum darfst du nicht arbeiten, egal wo?

Hier von Laufhaus, von Büro haben mir gesagt über [NPO-Mitarbeiterin]. Weil hab ich gefragt wegen dieser Kinderbeihilfe, wen soll ich fragen. Ob kann mir erklären ein bisschen und so. Und dann haben mir gesagt, gibt's eine Frau und dann haben Nummer von ihr. Habe ich gesagt, ich habe, ich kenne sie.

Bei Prostitution ist so wie Lotto. Vielleicht kommen Leute zu dir, vielleicht nicht. Oder vielleicht machst du dieses Service, vielleicht nicht. Verstehst du?

(I: Ist jetzt Kärnten besser als die Schweiz?) Hm, nein. Kann ich sagen nein. Wie kann ich dir sagen? Ist gut, wegen du musst nicht Geschichten, was du nicht willst, machen. (...) Aber Geld ist nicht immer gut.

(I: Wie oft gehst du ins Laufhaus?) Pro Monat vielleicht zwei Wochen oder so. (I: Das heißt, du hast schon 1.600 Euro Fixkosten. 800 plus 800.) Ja, wenn ich gehe zwei Wochen. Wenn es ist schlimmer Monat, ich gehe nicht. Sowieso ich kann dir sagen, was ich jetzt sehe, Österreich ist sehr schlimm. Deswegen ich will dir nicht sagen, wie viel ich verdiene, weil momentan ist sehr schlimm. Ab Coronazeit. Ich möchte vielleicht wieder in die Schweiz ein Monat und dann zurück. Weil wenn ich bleibe nur in Österreich, ich schaffe nicht.

Anna und Ileana sind Beispiele dafür, wie **Arbeitsmigration** in Österreich seit der Ankunft der ersten „Gastarbeiter-innen“ in den 1970er Jahren funktioniert hat – und wie sie weltweit nach wie vor funktioniert. Sehr häufig macht sich ein Familienmitglied auf den Weg und finanziert die im – billigeren – Heimatland verbliebene Familie. Wird diese nachgeholt, hat die Partnerin oder der Partner regelmäßige Schwierigkeiten, in den Arbeitsmarkt des Ziellandes zu finden: Was offenkundig ist, sind die fehlenden formalen Voraussetzungen; was aber wohl ebenfalls eine Rolle spielt: Die Migration bleibt das Projekt der Person, die als erste gekommen ist. Sie bleibt (wie Ileana und unter anderen Vorzeichen

auch Anna) oft der oder die Aktive. Und dass dies Frauen sind, ist weiter verbreitet, als es der öffentlichen Wahrnehmung entspricht: Schon die „Gastarbeiter-innen“ waren zu etwa einem Drittel Frauen²⁰ – und nach Kärnten hat weibliche Migration durchaus Tradition²¹.

Anna, die seit 2007 fast durchgehend in Kärnten lebt, vereinigt in ihrer Biografie gleich zwei Modelle von Arbeitsmigration und zeigt damit auf, wie unterschiedlich gut diese funktionieren. Ihr gelingt es im ersten Teil der Migrationsgeschichte, mit dem im Vergleich zu ihrem Herkunftsland sehr hohen Verdienst, eine vielköpfige Familie zu finanzieren: Ihre Kinder absolvieren in der Heimatstadt eine gute Ausbildung und können eine Mittelschicht-Existenz aufbauen. Der Elterngeneration wird ein gutes Leben ermöglicht, ebenso dem Ex-Ehemann und der Schwester, die ein behindertes Kind hat. Ein Haus wird aufwändig renoviert. Niemand hinterfragt, unter welchen Bedingungen Anna arbeitet. Auch das ist keineswegs ungewöhnlich und von der Tätigkeit unabhängig, denn Arbeitsmigration ist in aller Regel gleichbedeutend mit prekärer, als unangenehm geltender und niedrig qualifizierter Arbeit, die von Abhängigkeiten geprägt und häufig nahe an Ausbeutung stattfindet. Darüber wird der Familie zu Hause nichts erzählt, denn das Projekt Migration muss ein Erfolg werden²² – und ist das bei Anna lange Zeit auch wirklich. Anna landet in diesem ersten Teil ihrer Migrationsgeschichte in keinem Teufelskreis, weil sie und ihre Familie durch das Arrangement gut von ihrem Verdienst leben können, und ein Element der Teufelskreise völlig fehlt: Anna taucht nie im öffentlichen oder Non-Profit-Hilfenetz auf. Sie bezieht keine Transferleistungen (auch nicht für die Kinder), sie ist als Selbstständige für ihre eigene Krankenversicherung zuständig und zusätzlich ab und zu geringfügig beschäftigt. Sie ist nicht im AMS-System, erwirbt auch keine Pensionsansprüche. Stillschweigend wird (von ihr und allen in Österreich Beteiligten) eine Rückkehr ins Herkunftsland vorausgesetzt; dort würden dann – sofern das familiäre Netz standhält – die finanziell gut gestellten Kinder das Leben der alten Mutter finanzieren: ein überaus traditionelles Muster der Altersversorgung, das hohe Risiken birgt.

Das zweite Migrationsmodell, das Anna vorlebt, ist – zumindest ökonomisch – weniger erfolgreich: Sie lebt nun mit der Familie in Österreich, holt sozusagen das Familienleben nach, das ihr in jüngeren Jahren verwehrt geblieben ist, und wiederholt die Familiengründung fast eins zu eins. Nun muss sie die Großfamilie im teuren Österreich erhalten, wo sie außerdem mit den Gegebenheiten und Anforderungen nicht im gleichen Maß vertraut ist wie die Familie im Herkunftsland mit den dortigen. Der Verdienst, der in Osteuropa den sozialen Aufstieg in den Mittelstand ermöglicht hat, reicht hier nur für ein Leben in Armut mit all den Nachteilen, die den Erwachsenen und Kindern daraus erwachsen. Hinzu kommt, dass Anna nicht mehr so viel verdient wie früher: Sie ist älter, weniger gesund, und die Verdienstmöglichkeiten in ihrem Beruf sind laut übereinstimmender Aussage von Anna und Ileana zur Zeit dürrtig. Außerdem versuchen Anna und ihr Partner immer wieder, der Sexarbeit ein Ende zu setzen: Sie arbeitet weniger oder nicht, zumindest wenn er einen Job hat. Aber der Partner verdient mit seiner prekären Arbeit weniger als Anna, auch weil er unselbstständig erwerbstätig ist und daher die Sozialversicherungsabgaben zum Abzug gebracht werden: Er bekommt also weniger auf die Hand, ist aber besser sozial abgesichert. Annas – möglicher – Teufelskreis beginnt sich mit der zweiten Familiengründung langsam zu drehen: Je mehr sie in Österreich ankommt, desto besser greift das Sozialsystem, allerdings hat sie trotz Jahre langer Erwerbstätigkeit kaum Ansprüche erworben. Zum Interviewzeitpunkt war nicht klar, ob die aktive Anna wirklich in einem Teufelskreis gelandet ist: Das Projekt der Diakonie de La Tour „Einstieg in den Umstieg“²³ könnte genau rechtzeitig von den Mitarbeiterinnen von *Checkpoint* (ehemals Aidshilfe) vermittelt worden sein.

„Was möchte ich lernen? Verkäuferin. Aber lieber Lebensmittelverkäuferin. Und Kassa sowieso. Mit der Zeit, wenn die Kleine geht in Kindergarten, vielleicht ich finde ein großes Geschäft, wo ich kann in Kassa sitzen.“ (Anna)

Der zweite Teil von Annas Migrationsgeschichte findet praktisch zeitgleich mit Ileanas Aufenthalt in Österreich statt: Die wesentlich jüngere Frau holt ihre Familie gleich nach und befindet sich dann in einer Situation, die beide Varianten von Annas Geschichte miteinander verbindet. Ileana arbeitet allein, um Mann und Kind zu erhalten; sie verdient dabei eigentlich gut, aber eben nicht gut genug, um einen sozialen Aufstieg zu schaffen. Sie (und ihr Mann) sind sozial genauso wenig abgesichert wie Anna es war, weil sie keine Pensionsvorsorge trifft und das Geld gerade einmal für die Lebenshaltungskosten, nicht aber für Ersparnisse reicht. Deshalb überlegt Ileana, das Modell mit dem Pendeln wieder aufzunehmen: Diesmal würden der Mann und das Kind in Kärnten bleiben, und sie würde in die Schweiz gehen, wo die Verdienstmöglichkeiten viel besser sind. Was dabei zu denken geben sollte: Ileana weiß bereits, dass sie in Österreich bleiben wird, denn ihre Tochter möchte auf keinen Fall in das Herkunftsland zurückkehren. Es könnte also sein, dass sich Ileana in einigen Jahren in einer ähnlichen Situation wie Anna derzeit wiederfindet: als in die Jahre gekommene Sexdienstleisterin, die nie so richtig angekommen ist bzw. ankommen durfte, weil sie aufgrund ihrer Tätigkeit an den Rand der Gesellschaft gestellt wird.

Die **Arbeitsmigration** beider Frauen verfolgt das gleiche **Ziel**: Sie wollen ihren Kindern ein besseres Leben ermöglichen. Beide erwähnen als Schreckgespenst, dass sich ihre Kinder in der gleichen Situation wiederfinden könnten wie sie selbst. Sie wollen also verhindern, dass sie ihre Armut an die Kinder weitergeben (s. auch Kap. 3.3). Dementsprechend standen die Kinder – neben den Arbeitsbedingungen – im Mittelpunkt der Gespräche mit Anna und Ileana. Während Anna ohne Druck bemüht ist, den Schulerfolg der Kinder zu beobachten und zu fördern, hat Ileana zu einer radikalen Lösung gegriffen: Ihr Mann gehe vor allem deshalb keinem Beruf nach, erklärt sie, weil er auf das achtjährige Kind aufpassen müsse; das Kind dürfe nie unbeaufsichtigt bleiben. Dass mit einem Einkommen das Haushaltsbudget zu eng sei, spiele keine Rolle.

„Die Kinder sind in Ganztagschule. Und jetzt so funktioniert. (...) Okay. Wir schauen auch zu Hause. Also ich, zum Beispiel, schaue in die Tasche: Gemacht die Hausaufgabe? Ist Nachricht von dem Lehrer? Persönlich gehe ich abholen auch. Ich frage immer, passt alles? Was war mit den Kindern? Also ich frage schon, wie geht's mit den Kindern.“ (Anna)

„Man ist sicher, wenn jemand ist immer mit Kind, weil ist noch klein. (...) Sie soll es besser haben als wir. Verstehst du? Nein, ich will nicht, dass beide arbeiten, nie im Leben, nein. Da muss immer jemand aufpassen auf Kind. Soll Kind nicht so wie wir sein. Verstehst du? Sie muss besser als wir sein.“ (Ileana)

Sexdienstleister:innen arbeiten in einem **prekären Arbeitsfeld**, das sich von anderen unterscheidet. Sie gehen formal einer selbstständigen Tätigkeit nach, die aber von Abhängigkeiten und ausbeuterischen Arbeitsverhältnissen geprägt ist. Die Lokalbesitzer:innen verhalten sich wie „Chefs“, obwohl sie mit selbstständigen Unternehmer:innen arbeiten, behalten rund die Hälfte dessen ein, was die Kunden für die Dienstleistungen zahlen, und verrechnen zusätzlich teilweise noch Gebühren für Wäsche oder Hygieneprodukte, manchmal werden auch „Steuern“ eingehoben, wie sowohl Anna als auch Ileana berichten, für die nie eine Bestätigung vorgelegt wird. In den Laufhäusern werden hohe Tages- oder Wochenmieten verlangt, die Preise für die Dienstleistungen werden von den Betreiber:innen festgelegt. Auch dort hat die selbstständige Dienstleisterin wenig Spielraum. Das Risiko, dass das Geschäft nicht geht und gar kein Verdienst hereinkommt, tragen sie aber sehr wohl. Ileana erzählt, dass etwa der September ein „*toter Monat*“ sei, den sie mit Erspartem überbrücken müsse.

Es fällt auf, dass beide Frauen lange brauchen, bis sie in Österreich wirklich ankommen, zB beziehen sie Jahre lang keine Familienbeihilfe. Sie erzählen, dass ihre Kolleginnen keine Anmeldebescheinigung

hätten, keine Steuernummer, keine Kranken- oder gar Pensionsversicherung. Teilweise liege das daran, dass viele Frauen in Europa von Arbeitsplatz zu Arbeitsplatz ziehen und sich deshalb nicht um bürokratische Angelegenheiten kümmern, die mit einem festen Wohnsitz verbunden seien. Allerdings erstreckt sich dies auch auf die Frauen, die längerfristig bleiben. Sie leben außerhalb des Sozialsystems, obwohl sie hier erwerbstätig sind. Gefördert wird dies dadurch, dass sie sich am Rand der Gesellschaft in einer engen Blase bewegen, denn viele wohnen zum Beispiel auch am Arbeitsplatz. Ihre sozialen Kontakte beschränken sich also auf das Rotlichtmilieu. Als Folge wissen sie nicht, wie sie Rechte erwerben können bzw. welche sie schon erworben haben, und auch nicht, wie sie Leistungen in Anspruch nehmen können. Dieser Zustand, so vermutet Ileana, werde von den Nachtlokalbetreiberinnen ganz bewusst aufrecht erhalten, um das Machtgefüge nicht zu stören.

Dem Klischee, dass Sexdienstleisterinnen sehr gut verdienen, widersprechen beide Frauen. Tatsächlich bekommen sie – obwohl andere bei ihrer Arbeit kräftig mitschneiden – pro Stunde mehr Geld auf die Hand als andere prekär Beschäftigte. Allerdings haben sie keinerlei soziale Absicherung, weder in der Gegenwart noch für die Zukunft. Wie auch bei anderen selbstständigen Dienstleisterinnen sind die Preise pro Stunde hoch, weil nicht acht Stunden am Tag gearbeitet wird bzw. werden kann. Denn Sexarbeit ist kein Job wie jeder andere, daran lassen Anna und Ileana keinen Zweifel. Beide mögen ihre Tätigkeit definitiv nicht und verheimlichen sie sorgsam vor den Familien in den Herkunftsländern. Ileana leidet an Migräneanfällen, die sich deutlich verschlechtert haben, seit sie ihrer Arbeit nachgeht – und sie erträgt den Job nur höchstens 14 Tage pro Monat; Anna hat drei schwere Gallenoperationen hinter sich, die dazu beigetragen haben, dass sie den Job aufgeben wollte. Es liegt nahe, dass sich der Körper gegen die ungeliebte Tätigkeit und die von beiden Frauen als unangenehm und einschränkend empfundenen Arbeitsbedingungen zur Wehr setzt. Dass der „*peinliche*“ Charakter der Tätigkeit – um mit Annas Worten zu sprechen – eine Rolle dafür spielt, dass von staatlicher Seite keine Rahmenbedingungen geschaffen werden, die (soziale) Sicherheit geben, ist für die beiden Frauen klar. Vieles von dem, was sie erzählen, lässt das Bild eines rechtsfreien Raumes entstehen, in dem die Frauen zwar nicht frei agieren können, aber weitgehend frei von Rechten sind.

„Viele Leute denken: Ah, arbeitet als Prostituierte, ah, hat viel Geld. Nein, viele Frauen nicht einmal was zum Essen haben, weil sie nichts verdienen.“

Über das redet keine Frau, die arbeitet. Will keine Probleme haben. (...) Ich kenne ein Lokal hier in Klagenfurt. Ich will keine Namen sagen. Kostet die halbe Stunde 95 Euro. Und er zahlt 45 der Frau. Viel zu wenig. Gibt es die ganze Stunde, kostet 190, und die Frau bekommt 80 Euro. Gibt es Whirlpool, die Stunde 260 Euro, und die Frau bekommt 110. Die Getränke, ein Piccolo kostet 30 Euro, die Frau hat sechs Euro.“ (Anna)

„Jetzt ich bin neu in Laufhaus. Ist besser, weil hast du Ruhe. (...) Weil bis jetzt ich habe nur im Nachtclub gearbeitet. Aber da arbeitest du immer nachts. Sechs Nächte, eine frei. Zwei, drei Jahre. Das ist zu viel. Für Körper, egal wie jung du bist.“

[Im Laufhaus] ist ein Standardpreis. Ist fast 100 Euro halbe Stunde und fast 160 Euro Stunde. (I: Wieviel kostet die Miete?) Wo ich bin, ist 800 pro Woche.“ (Ileana)

„Anmeldebescheinigung, solche Sachen kennen die Frauen, die arbeiten im Lokal, nicht. Weil das einfach brauchen nicht. Die Frau heute ist hier, morgen vielleicht in Salzburg, übermorgen ist sie in Switserland, sagen wir mal so. Oder in England. Wo findet bessere Geld, dort ist sie. Aber bei mir war es etwas anderes.“ (Anna)

„Ich glaube, die Chefs sind alle informiert über [die Hilfsangebote für Sexdienstleisterinnen]. (...) Ich sag dir, warum sie nicht wollen. Wegen den vielen Geschichten, was hab ich dir erklärt oder was hat auch die andere Frau erklärt. Von dieser Frau, welche hilft Prostituierten, soll man nicht wissen. Verstehst du? Soll die Prostituierte bleiben dumm.“ (Ileana)

„Ich sage, wie es funktioniert fast bei jeder Frau. (...) Es spart keine, wenigstens nicht hier. In diesen Job kommen keine Frauen ohne Probleme. Entweder sie kümmert sich um Familie. Haben nichts, wo sie wohnen können. Haben Probleme mit Schulden. Alleingeliebene Mütter mit Kindern, so wie zum Beispiel ich. Oder da ist Gewalt. Also ohne Probleme landet keine hier. Wer sagt: Ah, ich liebe diesen Job und ich gehe..., (schüttelt den Kopf). Und ich kenne echt, echt so viele österreichische Frauen. Wirklich von Österreich, von Kopf bis Füße, was arbeiten auch heute in einem Laufhaus (...). Das sind nicht nur ausländische Frauen, nein, die meisten aber schon.“ (Anna)

mann

problem arbeit

Abbildung 13: Worthäufigkeit Interview Sara (55 Jahre)

Sara (55 Jahre)

wächst in einem Dorf in Kenia bei ihrer Mutter auf. Sie besucht niemals eine Schule. Die Mutter ist gesundheitlich angeschlagen, leidet unter anderem an starken Rückenschmerzen. Es gibt Hinweise darauf, dass Sara in ihrer Jugend Gewalt erlebt hat.

Anfang der 1990er Jahre lernt sie in Kenia einen Österreicher kennen und lieben, dem sie nach gut einem halben Jahr nach Kärnten folgt. Die beiden heiraten, und die Partnerschaft funktioniert anfangs gut. Allerdings erhält Sara vorerst keinen dauerhaften Aufenthaltstitel, denn der Ehemann ist offiziell nicht erwerbstätig und kann nicht für ihren Unterhalt sorgen. Außerdem kommt er mit dem Gesetz in Konflikt. Sara ist auf kurzfristige Visa angewiesen, die sie nur im Ausland beantragen kann, zB in Italien.

Dieser Zustand ist für Sara schwer erträglich. Hinzu kommt, dass der Ehemann psychisch, körperlich und sexuell gewalttätig wird. Er ist eifersüchtig und möchte ihr das Arbeiten verbieten, schlägt und vergewaltigt sie. Sara geht trotzdem halbtags arbeiten, erspart sich auf diese Weise so viel Geld, dass sie sich mit rund 30 Jahren scheiden lassen und eine eigene Wohnung nehmen kann.

Sara arbeitet Vollzeit als Reinigungskraft, Küchenhilfe und Tellerwäscherin, hat wieder eine Beziehung und wohnt an verschiedenen Orten in Kärnten. 2007 nimmt sie die österreichische Staatsbürgerschaft an.

Sie leidet schon lange an den psychischen Folgen der Gewalterlebnisse, seit 2020 drängen sich diese aber mehr in der Vordergrund: Alpträume, Angstzustände und Depressionen. 2021 bricht sich Sara das Bein. Der Bruch will nicht verheilen, und ihre schon lange vorhandenen Rückenschmerzen werden schlimmer.

Zum Zeitpunkt des Interviews lebt Sara in einer 53 m²-Gemeindewohnung und ist arbeitslos. Sie erhält eine Therapie und Medikamente, um die psychischen Probleme in den Griff zu bekommen. Das Bein ist noch immer angeschwollen und verfärbt, die Rückenschmerzen stark. Der Versuch, eine Berufsunfähigkeitspension zu bekommen, ist gescheitert; die Arbeiterkammer ist dabei, Einspruch einzulegen. Sara besucht ein Projekt der Kärntner Volkshochschulen, um lesen und schreiben zu lernen.



„Wie ich war jung, ich habe auch viel gearbeitet. Ich bin gegangen vielleicht zwei Stunden zum Markt, weil auch meine Mutter hat Kreuzweh gehabt, ein Problem mit der Gesundheit. Ich war die Einzige zu Hause. Sie hat mir so leidgetan. Manchmal sie wollte etwas kaufen auf dem Markt, aber Markt ist weit weg. Und keine Bus. (...) Vorher ich habe gesagt zu meiner Mutter: ‚Ma, was brauchen wir morgen? Salz, Zucker?‘ Sie

hat gesagt: ‚Morgen wir gehen auf den Markt, kaufen Salz und Zucker und so und so‘. So war alles im Kopf. Dann ich stehe auf vor sieben. Wenn sie ist munter, ich war schon unterwegs.

Ich bin gekommen wegen Liebe. Ich habe getroffen meinen Mann in [Herkunftsland]. (...) Und dann ich bin gekommen nachher. Ja. Und dann wir haben geheiratet.

Er hat nicht gearbeitet, hat nur gemacht Schwarzarbeiten, war Mechaniker. Ja. Und Mann macht Probleme mit dem Gesetz oder so. Hat verkauft etwas illegal.

Die haben [zum Mann] gesagt, du musst arbeiten, sie muss auch versichert sein. Dann sie kann da bleiben. Weil immer ich habe bekommen drei Monate, dann ich muss wieder weg. (...) Immer ich war in Italien oder Kroatien allein. Zwei Monate. Dann ist er gekommen, und ich habe wieder bekommen ein Visum für drei Monate. Einmal war Weihnachten, war sehr schwer, ich habe nur geweint, und er hat mich geschlagen.

Anfang war alles okay. Sonst ich nicht heiraten, aber nach einer Zeit war es schlimmer und schlimmer.

Er wollte nicht, dass ich arbeite, er wollte, dass ich bleibe zu Hause. (...) Er wollte, weißt du, dass er hat ein bisschen die Kontrolle. Wenn ich etwas brauche, dass ich muss sagen: ‚Bitte, bitte‘. Und meine Familie, they are nicht so reich. They are arm. So ich habe gearbeitet und manchmal ich habe geschickt meiner Mutter Geld. Und er war sehr sauer. Hat er gesagt, kommst du her, um zu arbeiten, um zu schicken deiner Mama? Ich habe gesagt, das ist meine Mama und das ist mein Geld. Ich arbeite jeden Tag. Ich brauche nicht dir sagen, bitte, gib mir Money, gib mir Geld, ich schicke to my Mutter. Und dann er war auch sauer.

(I: Sie haben gearbeitet, obwohl er nicht wollte?) Ja, ich habe gesagt zu der Schwester, bitte such für mich Arbeit. Sie hat gearbeitet in Caritas. Sie war ganz lieb. (...) Okay, ich kann nicht lesen und schreiben, aber such für mich. Sie hat gesagt: Sicher, ich such für dich Arbeit. Gibt’s paar Arbeiten, du musst nicht lesen und schreiben. Ja, und sie hat gesucht (...) Dann ich habe gearbeitet so ungefähr halbtags. Und hat gepasst, und ich habe gespart mein Geld. (...) Zum Schluss ich habe Geld gehabt, so ich habe gesagt, wenn ich mache Scheidung, ich kann mir leisten meine Wohnung, eine kleine Garçonniere. War alles okay. Ich habe gesucht noch andere Arbeiten, weil vier Stunden hat nicht gereicht für Miete und Essen, also alles. Dann ich habe auch (...) zum Putzen am Abend drei Stunden.

Ich habe gemacht Küchenhilfe, Reinigung, Abwäscherin. (I: Und die ganze Zeit, seit Sie geschieden waren, haben Sie immer Arbeit gehabt bis 2021?) Schon, ja. Nicht immer, manchmal stempeln, wenn gibt’s keine Arbeiten oder so. (I: Und das Geld hat gereicht? Von der Arbeit haben Sie genug verdient?) Na okay, zum Leben, aber nicht so, aber geht zum Leben, ja.

Ich habe auch Problem, weil ich kann nicht schlafen, (...) Depression ich habe. (I: Seit wann haben Sie das?) Seit drei Jahren. (...) Das ist auch von mein früher. Wie ich war jung, ist viel passiert, ja. (I: In [Herkunftsland]noch?) In [Herkunftsland]noch. Und dann mit meinem Mann, so und so, weißt du. Mein Mann hat mit mir geschlafen, ich wollte nicht, weißt du. (...) Dann hat er mich vergewaltigt und so, und ich war jung. So alles und geschlagen und so. So alles kommt jetzt. (I: Sie erinnern sich.) Schlimm, ja. Manchmal ich habe Alpträume. Ich gehe auch jetzt Therapie. Das ist jeden Montag in der Caritas. Mit der Gruppe und eine allein. Ich gehe auch zu Arzt. Ich habe Tabletten, ich muss nehmen in der Früh und am Abend für Beruhigung.

Jetzt ich arbeite nicht. (...) Seit 2021. (I: Was ist passiert?) Ich habe gebrochen mein Fuß, ja, und jetzt ist es so schwer zu gehen oder zu arbeiten. Und ich habe so Kreuzweh, das auch dazu. Jetzt ich bin bei AMS.

(I: Haben Sie den Eindruck, dass Sie wieder arbeiten werden können?) Ich glaube nicht. (I: Nein.) Wenn ich mache meine Wohnung, ich muss immer sitzen, jede 20 Minuten wegen Kreuzweh und Fußweh. (...) Ist wirklich sehr schwer. Ich wollte so gerne arbeiten, aber wie die Gesundheit momentan ist. (...) Ich habe immer so viel gearbeitet als Küchenhilfe. Abwaschen ist auch sehr schwer, ja. Immer mit Kreuz.

Sara kommt **mit schlechten Voraussetzungen nach Österreich**: Sie hat nie eine Schule besucht, kann also weder lesen noch schreiben. Trotzdem ist ihre Migration fast drei Jahrzehnte lang eine Erfolgsgeschichte. Denn lange meistert sie mit Fleiß und stiller Beharrlichkeit die zahlreichen Hürden, die sie in Österreich vorfindet: den unsicheren Aufenthaltsstatus, den straffälligen und gewalttätigen Ehemann, den Aufbau eines eigenständigen Lebens in Kärnten sowie viele Jahre schwerer körperlicher Arbeit. Sie ist nicht bereit, das am Rande der Legalität verlaufende Leben des Ehemanns zu teilen,

sondern möchte regulär arbeiten. Sie weigert sich, in Abhängigkeit zu leben und geht gegen den Willen des Mannes arbeiten, und bereitet die Scheidung aus der von schwerer Gewalt belasteten Ehe strategisch vor und bleibt geduldig, bis es ökonomisch möglich ist, ein selbstständiges Leben zu führen. Der Auslöser dafür, dass dann – mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit – ein Teufelskreis ausgelöst wird, ist ein an und für sich harmloser Unfall: ein gebrochenes Bein. Doch gleichzeitig mit den Komplikationen beim Heilungsprozess drängen psychische und körperliche Belastungen an die Oberfläche, die bis dahin darunter gebrodelt haben. Dass Brüche nicht verheilen, kann nachweislich psychosomatische Ursachen haben²⁴, ebenso – wie bereits erwähnt (s. S. 38) – Rückenschmerzen. Was sich jetzt manifestiert, sind erstens die Jahrzehnte dauernde körperliche Belastung, die schon in der Kindheit mit zweistündigen Fußwegen zum Einkaufen auf dem Markt begonnen hat und sich in Österreich mit niedrig qualifizierten Jobs fortgesetzt hat, zweitens und vor allem aber die Folgen der massiven Gewalterfahrungen in ihrer Ehe.

Mit dem Unfall könnte sich für Sara ein Teufelskreis zu drehen begonnen haben, aber vorerst ist sie, nachdem sie einmal im sozialen Hilfesystem sichtbar geworden ist, vor allem in den Genuss von Hilfsangeboten gekommen, die sie bisher schon gebraucht hätte, aber nicht gesucht hat: Sie bekommt über die Caritas eine psychotherapeutische Behandlung und lernt – mit 55 Jahren – doch noch Lesen und Schreiben. Saras Geschichte zeigt, dass am Beginn eines möglichen Teufelskreises oft Angebote stehen, zu denen es in manchen Fällen Jahre lang keinen Zugang gegeben hat. Es werden Chancen eröffnet – und sehr häufig auch genutzt, was heißt, dass schnell ein Weg aus Arbeitslosigkeit, Krankheit, Armut und anderen Problemlagen gefunden wird. Wenn aber die Angebote nicht greifen, nicht passen und es zur einer länger andauernden Arbeitslosigkeit kommt, ist ein Teufelskreis sehr wahrscheinlich. In Saras Fall gibt es positive wie negative Signale: einerseits der Kurs, der ihren Spießrutenlauf zwischen Formularen und Schildern, die sie nicht lesen kann, beendet, und die Behandlung der psychischen Wunden, andererseits die Schwere von Saras psychischen Beeinträchtigungen, ihre Berichte über Ärzte, die nicht zu verstehen scheinen, was sie belastet, und den Zusammenhang von Körper und Psyche nicht bedenken, und schließlich ihr Bemühen um eine Arbeitsunfähigkeitspension – was, wie andere Gesprächspartner·innen erzählen (zB Oskar, S. 22, Gerda, S. 94) – häufig in einen Jahrelangen Kampf mündet, bei dem man sich mitten in einem Teufelskreis befindet.

„Ich habe gesagt, ich habe meine Brille vergessen. Manchmal, okay, ich lüge, aber was ich kann machen? Gibt es Leute und die sagen: Okay, nimmst du mit, gehst du nach Hause, dann kannst du bringen. Aber gibt es nette, wenn du bist wirklich krank, die sehen das, die sagen: Okay, gib's her. Ich machen für dich. Mach bitte da auch unterschreiben. Ja. Ja. So einfach ist nicht.

Gibt's auch ein paar [Ärzte], die nicht gut, sehr komisch. (...) Mir tut sehr weh, ich habe Schmerzen, aber der sagt: Nimm diese Tabletten, dann geht es wieder. Der denkt, du machst nur Spaß: (...) ‚Was willst du? Du bist so jung.‘ Ich habe gesagt: ‚Um Gottes Willen‘. Es ist nicht einfach.“ (Sara)



Abbildung 14: Worthäufigkeit Interview Ava (38 Jahre)

Ava (38 Jahre)

wächst mit mehreren Geschwistern in einer sozial gut gestellten Familie in Kabul auf. Sie beginnt ein Studium. 2005 heiratet sie mit 19 Jahren. Der Ehemann ist streng religiös und zwingt Ava dazu, beim Weggehen Burka und Handschuhe zu tragen. 2008 kommt ein Sohn auf die Welt. Der Mann ist gegen Ava und den Buben gewalttätig. Zum Beispiel verletzt er das Kind mit einem heißen Löffel, weil es religiöse Inhalte nicht richtig wiedergibt.

Ava verlässt mit Unterstützung der Eltern immer wieder den Mann, absolviert ein Wirtschaftsstudium und unterrichtet gleichzeitig an einer Frauenhochschule. Als ihr Mann den Sohn zu sich holen möchte, flüchtet sie 2016. Davor besteht sie zwar die letzten Prüfungen an der Hochschule, aber es fehlt die Zeit, auf die Ausstellung der Zeugnisse zu warten. Ava und ihr Sohn sind vier Monate unterwegs, sehr häufig zu Fuß, bevor sie in Österreich eintreffen. In Wien gelingt es Ava nicht, einen Asylantrag zu stellen, also setzt sie sich in den Zug und hat in Klagenfurt mehr Glück. Während des Asylverfahrens ist sie in einer kleinen Stadt in der Steiermark untergebracht, wo sie und ihr Sohn sozial gut eingebunden sind. Ava lernt Deutsch und arbeitet freiwillig in der Bibliothek sowie in der Küche einer Non-Profit-Einrichtung.

2018 erhält Ava Asyl. Sie ist 33 Jahre alt. Ihrem Plan, nach Wien zu ziehen und ihr Studium so zu ergänzen, dass sie in Österreich arbeiten kann, kommt eine neuerliche Ehe in die Quere. Sie verliebt sich in einen Landsmann, dessen Familie sie aus Kabul kennt, und heiratet ihn nach islamischem Recht. Der Mann zieht aus dem europäischen Ausland nach Kärnten. Auf Druck seiner Familie wird Ava schwanger und bekommt ein weiteres Kind. Die Ehe endet sehr bald, und Ava steht 2021 mit 36 Jahren wieder an einem Anfang.

Die Trennung belastet sie und ihren älteren Sohn, der sich mit dem neuen Vater gut verstanden hat, psychisch schwer. Ava braucht lange, bis sie sich dazu aufrufen kann, wieder aktiv zu werden; die bis dahin guten schulischen Leistungen des Sohnes im Gymnasium lassen nach. Das jüngere Kind leidet an ADHS.

Ava beginnt abermals, Deutsch zu lernen – vieles, was sie schon konnte, hat sie in den Jahren zu Hause bei Mann und Kindern wieder vergessen. Eine Freundin gibt ihr den Tipp, Hilfe bei der Diakonie de La Tour zu suchen. Dort kommt sie in ein Programm, das eine Kinderbetreuung anbietet.

Zum Zeitpunkt des Interviews lebt sie mit ihren beiden Kindern in einer 77 m²-Wohnung in Klagenfurt, ist nach wie vor in Betreuung der Diakonie der La Tour: Sie lernt Deutsch und orientiert sich beruflich. Doch sie hat noch keinen Weg gefunden, ihre gute Qualifikation zu nutzen: Es fehlt das Abschlusszeugnis der afghanischen Hochschule, und ihre Deutschkenntnisse sind zwar schon gut, reichen aber nicht aus, um zu unterrichten (wie sie es im Herkunftsland getan hat). Der ältere Sohn – er ist 14 Jahre alt – hat im Gymnasium wieder gute Noten, der kleinere – er ist drei Jahre alt – geht halbtags in einen Kindergarten. Verzweiflung, Ratlosigkeit und Zukunftsangst ziehen sich durch Avas Interview.



„Ich habe Wirtschaft, so wie BWL, studiert. Aber leider am Ende des Jahres bin ich geflüchtet. Ich habe vier Jahre studiert. Nur das Abschlusszeugnis habe ich nicht. (...) Ich habe drei, vier Jahre als Professorin gearbeitet im Fraueninstitut und Management unterrichtet. (...) Hier das geht leider nicht. Es geht schon, wenn ich perfekt kann Deutsch sprechen, Level C1 oder mehr, so wie Muttersprache, weil ich muss unterrichten.

Ich habe Probleme mit meinem Mann gehabt, weil er war sehr stark islamisch, so wie Taliban, und mich schlagen, mein Kind schlagen. Ich muss Burka mit Handschuhen tragen. Aber ich konnte das nicht.

Wegen das ich bin hergekommen, weil er wollte mein Kind haben. Ich konnte das nicht machen. (...) Ich respektiere Koran. Ich bin auch Moslem. Aber nicht so stark. Wegen Koran ich schlage nicht mein Kind. (...) Aber er hat mein Kind mit dem Löffel verbrannt, hat gesagt, sag das, sag das. Und das war ein Kind und konnte nicht. (...) Hier hat er eine Narbe. Ich habe gesagt nein. Nein. Bei mir ist kein Problem, aber wollte nicht, dass mein Kind so lebt. Ich wollte, dass mein Kind ruhig lebt.

Dann ich bin hergekommen, sehr schwierig, weil vier Monate ich war unterwegs. Vier Monate zu Fuß. Mit dem Kind. (...) Manchmal ohne Essen, ohne Trinken. Muss man draußen schlafen.

Ich bin mit Zug von Ungarn nach Wien gekommen. Damals ich habe mich FRISCH angezogen, Schminke gemacht. Ich habe gesagt: ‚Wo ist Polizei? (...) Ich bin geflüchtet.‘ Aber nirgends war in Wien Polizei. Ich bin wieder in Zug. Ich möchte WEITER. Dann ich komme nach Klagenfurt und bin zu Polizei gegangen. Ich habe gesagt: ‚Ich bin Flüchtling.‘ Die Polizei hat gesagt: ‚Echt? Von wo bekommen Schminke?‘ Weil ich mag immer schminken und sauber sein. Ich habe gesagt: ‚Ich bin so mit Zug gekommen und ich Flüchtling.‘

Dann ich anfangen Deutschkurs. Ich habe freiwillig gearbeitet bei Bibliothek in [Ort in der Steiermark], beim Kolping-Heim in der Küche. Ich habe für Kinder, die gekommen sind aus der Schule, Essen vorbereitet. Schnitzel, Salat und so. Dann ich habe gewartet, bis mein Interview-Termin kommt. Ich bin zum Interview gegangen. Ich habe erzählt meine Geschichte. Ich habe nie gedacht, weil damals alle Afghanen-Leute bekommen negativ. Damals war es SEHR streng. Und ich habe gesagt: ‚Sowieso ich bekomme auch negativ.‘ Aber Gott hat mir geholfen und ich habe positiv bekommen. (...) Darf ich in Österreich bleiben und arbeiten. Damals ich war glücklich.

Zuerst ich habe gesagt: Ah, ich darf hierbleiben, und ich möchte JETZT anfangen bei Arbeit und mein Leben zu machen. Ich habe so gedacht. Und IMMER, wenn ist positiv, kommt etwas, das ist schwer, weil die Regeln und Sprache. Und das stoppt dann. Es dauert ein bisschen, bis man Sprache sowieso lernt und dann Arbeit sucht auch. Und ich habe einen Fehler gemacht damals auch, weil ich habe noch einmal einen Mann kennengelernt. Er macht mein Leben wieder kaputt. Das war mein großer Fehler.

Erst ich wollte nach Wien. Weil dort ist viele Möglichkeiten, kann ich Weiterbildung machen und gut lernen etwas. Aber wegen Mann ich bin hergekommen. Ich wollte nicht jetzt eine Kind haben, weil ich wollte zuerst ARBEITEN und dann in ein paar Jahren kann ich Kind bekommen. Seine Mama hat gesagt: ‚Nein. Ich brauche Enkelkind. (...)‘ Ich habe gesagt: ‚Okay. Kein Problem. Ich werde auch alt. Ich bekomme ein Kind.‘

Wir haben geheiratet, aber nicht offiziell. (...) Nur religiös. Wir haben nicht zusammen gewohnt, (...) aber besucht jeden Tag und rausgehen. Am Anfang war ECHT gut. (...) Ich war nervös, habe sehr viele Schaden gesehen und schlechtes Leben gehabt. Jetzt Gott hat gesagt: ‚Schau! Jetzt ich mache dein Leben.‘ Ich habe so gedacht. Aber nein, es war wieder schlecht. Wieder. Ja. Das war schlimm.

Der Große ist ruhig, perfekt, SEHR brav. Der Kleine hat ADHS, sehr aktiv, immer weinen, immer. Ich habe nicht arbeiten können, nicht Deutschkurs gehen, zu Hause, keine Kontakte, depressed. Der Kopf stoppt damals. Ich wusste nicht: Was soll ich machen? Ich war traurig. Ich habe gedacht: Okay. Jetzt kann ich NICHTS machen mehr. Ich bin kaputt.

Deutsch ist nicht Muttersprache. Wenn man nicht Kontakt hat, sowieso vergisst man. Und ich habe vergessen sehr viel. Wenn man traurig ist, dann alles weg. Dann wieder angefangen mit Deutschkurs bei ÖIF. Und ich schaue, ah, viele Frauen ist ohne Mann mit Kindern, so: ‚Oh, ich bin nicht alleine.‘

Hier leider in Klagenfurt keine österreichische Freunde. Das auch ist schwer. Aber in [kleiner Stadt] hatte ich damals zwei, drei sehr gute Freundinnen aus Österreich. Die auch mir damals sehr viel geholfen. (...)

Aber jetzt wir weit weg. Kann ich nicht mehr besuchen oder so. Die waren sehr nett. Hier leider nicht. Weil [Ort] ist klein, kleine Stadt. Alle Leute kennen sich. Aber Klagenfurt ist schon groß. Alle sind beschäftigt mit Arbeit und so.

Manchmal ich gehe auf dem Straße: Oh, ich bin nichts. (I: Das sind Sie nicht.) So wie nichts, denke ich. (I: Das ist aber nicht so.) Ich war im Beruf und so, immer. So bin ich hier nichts.

In diesem Dezember Kurs ist fertig. Auch Zeit von Magistrat ist fertig. Das ist auch fertig. Und ich habe Angst, jetzt WIEDER Stress. Weil wenn ich kann nicht mehr Deutschkurs machen, und auch kein Magistrat, ich bringe keine Geld mehr dann.“

Es gibt zwischen Ava und Sara kaum Gemeinsamkeiten, aber sie teilen die Erfahrung von **Gewalt in der Partnerschaft**. Beiden Frauen gelingt es, deren Folgen für eine Weile zu unterdrücken: solange sie funktionieren müssen – Sara, um sich ein Leben in Österreich aufzubauen, Ava, um die Flucht und damit die Zukunft ihres Kindes zu sichern. Doch die psychischen Wunden brechen auf: bei Sara nach vielen Jahren durch ihr gebrochenes Bein (das ihr die Bewegungsfreiheit nimmt, wie früher die Ehe), bei Ava mit dem Scheitern einer weiteren problembelasteten Beziehung. Bei beiden kommt noch die Migration mit ihren Begleiterscheinungen hinzu. Wissenschaftliche Erkenntnisse weisen darauf hin, „dass mit der Migration erhöhte psychosoziale Belastungen einhergehen können (insbesondere bei sozial/sozioökonomisch benachteiligten Menschen und solchen mit Fluchterfahrungen)²⁵. Gleichzeitig haben auch Gewalterfahrungen in der Familie (sowohl im Kindes- als auch im Erwachsenenalter) nachweislich mittel- und langfristige gesundheitliche und soziale Folgen²⁶. Ava und Sara tragen also gleich zwei Bürden, die ihre psychische und körperliche Gesundheit belasten: Sie berichten von Depressionen und körperlichen Erkrankungen – beides steht in einem engen Zusammenhang mit einer erhöhten Armutsgefährdung. Und Avas Geschichte schlägt einen Bogen zum Kapitel über die frühen Wurzeln von Armut, denn ihr 14-jähriger Sohn ist nicht nur Gewaltopfer und -zeuge, sondern hat auch schon ein Leben mit zahlreichen und tiefen Brüchen hinter sich (s. S. 21 und 23). Während Sara viele Jahre nach den – nie angezeigten – Gewalterfahrungen doch noch psychotherapeutische Unterstützung erhält, haben weder Ava noch ihr Sohn diesbezüglich Angebote erhalten. Und Ava hilft sich mit Medikamenten-Tipps weiter, die sie im Freundeskreis bekommt.

„(I: Und diese Erinnerungen waren früher nicht?) War früher auch, aber waren nicht so schlimm. Weil jetzt ich kann nicht schlafen ohne Licht. Ich habe Angst manchmal zum Gehen nach draußen. Ich wollte manchmal nur alleine sein. Und dann kommt das, ja, schlimm: Ich höre so wie Stimme, aber ist keiner da. (...) Und immer ist es so, wenn ich schlafe, ich höre wie Teufel, die sagen: Ich bring dich um und so und so. Ich sehe sie schon wirklich wie Menschen. Und dann ich kann nicht mehr schlafen. Dann ich bin munter, ich bete, ich bete. Dann ich habe Angst zu schlafen. Manchmal ich schlafe nur zweieinhalb Stunden.“ (Sara)

„Ich habe studiert, ich habe alles gemacht, aber jetzt NICHTS. Nichts im Kopf. Ich kann nicht reden. Kann nicht. Das ist schwer. Ja. Es ist so, aber kann ich nicht ändern. (...) Ich bekomme heute ein Foto von Medikamentenpackung von meiner Freundin wegen dem Stress. Weil ich habe jetzt VIEL Stress. Viel. Weil ich weiß nicht: Was soll ich jetzt machen? Manchmal ist mir schwindelig. Was soll ich machen? Dieser Weg, dieser Weg, welcher Weg?“

Wegen meinen Kindern ich IMMER lache, weil ich wollte nicht, dass meine Kinder traurig oder depresso oder so sind. Und, ja, jetzt, Gott sei Dank, ich akzeptiere diese Leben und sage: „Okay. Das war so. Kann ich NICHTS machen.“ Ich probiere mein Bestes.

Schauen Sie meinen Hals. Wegen Stress jetzt ich bekomme so eine große Lymphom. Und ich muss operieren das. Sowieso Stress, immer Stress, Stress, Stress, das macht Mensch kaputt.

Der Älteste geht ins Gymnasium, vierte Klasse. Er ist ein braver Junge und nett. Er ist sehr intelligent, er redet Deutsch perfekt. (...) Nur wie dieser Mann ist weggegangen, weil er (...) hat gefragt: ‚Kann ich sagen Papa?‘ Und er sagt: ‚Ja, natürlich.‘ Und immer Papa, Papa. Und auf einmal Papa

weg. Er war auch sehr nervös, und ein bisschen die Noten und so gehen runter in Mathematik und so. Aber jetzt wird wieder besser. Und ich habe gesagt: ‚Nein. Musst du weitergehen, gut lernen, dann guten Job haben, ein gutes Leben haben.‘ (Ava)

Ava hat von den vier Gesprächspartner:innen mit Migrationsgeschichte die beste **Qualifikation** und aufgrund ihrer familiären Herkunft auch gute **persönliche Ressourcen**. Sie ist es gewohnt, sich erfolgreich zur Wehr zu setzen (gegen den Ehemann) und sich selbstbewusst in einer für Frauen nicht sonderlich förderlichen Umgebung zu bewegen (in Afghanistan). In Österreich wurden ihre guten sozialen und bildungsbedingten Ressourcen bisher nur ansatzweise sichtbar (zB bei ihrer Freiwilligenarbeit während der Wartezeit auf den Asylbescheid, den sofortigen Bemühungen, Deutsch zu lernen, oder auch daran, dass ihr Sohn erfolgreich ein Gymnasium besucht). Ihre guten Startvoraussetzungen für ein Leben in Österreich werden von den oben erwähnten Belastungen teilweise aufgehoben, umso mehr als Ava nach dem positiven Bescheid vor allem Hürden wahrnimmt, die ihren Plänen, bald zu arbeiten und ein Leben in Österreich aufzubauen, entgegenstehen. Angesichts der Sprachprobleme und der praktischen sowie finanziellen Unmöglichkeit, ihr Studium in Österreich formal zu Ende zu bringen, scheint die Sehnsucht nach dem Vertrauten und einem privaten Glück zu siegen. Dies lässt sie unvernünftig handeln, wie sie heute meint. Avas „großer Fehler“, die zweite Ehe, verhindert vorerst ein Ankommen in Österreich, denn sie bleibt in ihrer Herkunftskultur. Schließlich steht sie mit 36 Jahren da wie schon drei Jahre davor: allerdings mit einer weiteren Enttäuschung, die auf die Psyche drückt, und einem kleinen Kind mit ADHS, das den Besuch von Kursen oder eine Erwerbstätigkeit noch einmal erschwert.

Avas bessere Ressourcen stellen sich im Vergleich zu den drei anderen Frauen bis dato weniger als Vorteil denn als Herausforderung dar, denn sie hat höhere Erwartungen an ein erfolgreiches Berufsleben. Niedrig qualifizierte und prekäre Arbeiten, wie sie für die anderen Frauen selbstverständlich sind, wären für Ava ein Abstieg und eine Entwertung dessen, was sie kann. Als Geflüchtete und später Asylberechtigte findet sie im Gegensatz zu den anderen sofort Zugang zum **österreichischen Sozialsystem** – und gerät mit ihm sehr bald in **Konflikt**. Von IDA, einem Austausch- und Bildungsangebot für Mütter, erfährt sie im Freundeskreis und nicht vom AMS, das sie im Gegenteil sperrt, weil sie keinen Kinderbetreuungsplatz nachweisen kann. Das Projekt der Diakonie de La Tour, in dem sie derzeit in Betreuung ist und von dem sie bei IDA erfahren hatte, war ihren AMS-Betreuer:innen unbekannt. Sie musste erst darum kämpfen, daran teilnehmen zu können. Ava ist klar, dass sie nicht auf Universitätsniveau unterrichten kann, wie sie das in Afghanistan getan hat, weil ihre Deutschkenntnisse dafür nicht ausreichen. Ihr Wunsch, in den elementarpädagogischen Bereich zu wechseln, wird vom AMS nicht unterstützt: Sie bekommt zu hören, ihre Sprachkenntnisse seien nicht ausreichend, und die Ausbildung müsse sie selbst bezahlen. Das erinnert an den Bericht von Stefanie, die – origineller Weise – gerne eine Ausbildung machen würde, um Migrant:innen Deutsch als Fremdsprache beizubringen, für die das AMS ebenfalls nicht die Kosten übernehmen möchte (s. S. 35). Oder an Oskar, der sein freiwilliges Engagement gerne beruflich ausgeübt hätte und dessen konkreter Qualifizierungswunsch ebenfalls abgelehnt wurde (s. S. 60). Forschungsergebnisse aus Wien legen nahe, dass Asylberechtigte mit einem hohen formalen Bildungsabschluss (aus dem Herkunftsland) regelmäßig Schwierigkeiten haben, mit dem AMS eine gewinnbringende Kommunikation aufzubauen – und umgekehrt.²⁷ Dass das AMS regelmäßig konkrete Qualifizierungswünsche ablehnt, und zwar unabhängig von der Herkunft der Klient:innen, erschwert eine erfolgreiche Eingliederung von Asylberechtigten in den Arbeitsmarkt: Indem ihre Qualifikationen ungenutzt bleiben und sie zur baldigen Aufnahme von Hilfsarbeiten gedrängt werden, erfahren sie eine Entwertung, was ihre häufig ohnehin vorhandenen

psychischen Beeinträchtigungen verstärkt und damit die Wahrscheinlichkeit für eine nachhaltige Erwerbstätigkeit vermindert – und das Entstehen von Teufelskreisen fördert. Apropos psychische Beeinträchtigungen: Für Ava war es zB nicht möglich, in einem Pflegeheim zu arbeiten, weil sie angesichts der Situation der alten Menschen, die häufig keinen Besuch bekommen, noch mehr in ihre Depression gerutscht ist.

„(I: Wie haben Sie die Diakonie gefunden?) Ich war bei Frauengruppe IDA. Meine Freundin war dort, hat gesagt: „Komm! Weil du bist so alleine und traurig und so. Komm! Dorthin kommen Frauen mit Kindern.“ Ich habe gesagt: „Okay. Ich komme. Ja. Ich brauche so etwas.“ Ich bin zu IDA gegangen, und dann von IDA ich bekomme diese Information, es gibt dieses Projekt.

Ich bin zum AMS gegangen. Ich habe gesagt: ‚Ich will dieses Projekt anfangen.‘ Zuerst hat gesagt: ‚Haben wir keine [Ahnung]. Wir wissen nicht, wo dieses Projekt ist.‘ ‚Wieso wissen Sie nicht?‘ Und immer hin und her. Und jetzt ich bin angemeldet, Gott sei Dank, und ich mache das.

Ich habe VIEL versucht bei AMS. Immer AMS mich abgemeldet: ‚Nein. Du hast Kinder.‘ Und so und so. Aber jetzt ich habe gesagt: ‚Dieser Kurs hat Kinderbetreuung. Und ich kann Kinder dorthin mitnehmen. Hat gesagt: ‚Okay. Passt.‘ Dann ich war angemeldet bei AMS.

In Universität oder Management oder so muss ich sehr gut Englisch oder sehr gut Deutsch sprechen, weil ich unterrichte, muss ich SEHR perfekt sprechen. Dann ich habe gesagt, okay, ich will mit Kindern arbeiten. Mit Kinder ist ein bisschen leichter. Nicht in der Schule, weil Schule auch braucht sehr hohe Deutschniveau. Im Kindergarten oder so. Und dann ich probiere das. Dann sagt er [beim AMS]: ‚Nein. Geht nicht. Musst du B2 haben. Und wenn du B2 haben, (...) musst du auch privat 2.000 Euro zahlen. Und für zwei Jahre kannst du diese Ausbildung machen, privat. Und, ja, dann kannst du in Kindergarten arbeiten als Kindergartenassistentin.“ Und das konnte ich nicht wegen Geld und privat bezahlen und so. (...) Ich liebe, mit KINDER zu arbeiten. Schauen wir mal, ob ich schaffe das. Eine Ausbildung bei AMS finden, das wäre gut für mich. (...) Das ist letzte Chance. Geht nicht, dann ich anfangen, etwas arbeiten.

Ich habe probiert jetzt Altenpfleger. Aber wirklich, kann ich das nicht machen. Nein. Weil das war für mich schwer, seelisch. (...) Ich habe viele Stress gehabt, genug. Wenn ich sehe diese armen Leute und die liegen, und niemand kommt Besuch. Das ist nicht gut für mich.“ (Ava)

So wie bei Anna und Ileana stehen auch bei Ava ihre Kinder im Mittelpunkt ihrer Überlegungen. Sie hat es als Alleinerzieherin besonders schwer. Das für viele Mütter zermürbende Pingpong-Spiel zwischen der Suche nach einem Job und einem **Kinderbetreuungsplatz**, mit Interventionen von Magistrat (zuständig für die Sozialhilfe) und AMS (zuständig für die Arbeitsvermittlung) ist nicht spezifisch für Kärnten, sondern findet zB in Wien genauso statt²⁸. Ava erzählt, dass sie für einen Job eine Bestätigung für einen Kindergartenplatz für ihr jüngeres Kind vorweisen müsste – und dass der Kindergarten eine Jobbestätigung verlange. AMS und Sozialamt drängen auf Arbeitsaufnahme, auch mit der Androhung, die Bezüge zu streichen. Ava sieht sich nicht heraus. Erst der Besuch bei einem Kinderarzt bringt Abhilfe: Er kann nämlich einen Kindergarten dazu bringen, Avas Sohn zumindest halbtags aufzunehmen – ihr bleibt die Zeit zwischen 8:30 und 12:30 Uhr, um einer Arbeit nachzugehen oder Kurse zu besuchen: Von vier Stunden Arbeit wird sie eine dreiköpfige Familie nicht erhalten können, und ob sie eine Arbeit findet, die sie gerade in dieser Zeit machen kann, ist auch unsicher. Der Mangel an (preisgünstigen) Kinderbetreuungsplätzen und der eingeschränkte Zugang zu ihnen sind bei Ava eine massive Hürde für den Einstieg in den Arbeitsmarkt.

„Ich liebe meine Kinder. Aber WEGEN Kinder kann man nicht dann etwas machen. Wieder nicht.

Mein Betreuer beim Magistrat ist sehr ein strenger Mann. SEHR streng. Weil er hat mir viel Stress gegeben. (...) Die Situation war so. Er hat gesagt: ‚Du musst gehen arbeiten.‘ Und wenn ich habe versucht, Arbeit zu finden. Ich habe gesagt: ‚Okay. SPAR oder HOFER, ich arbeite.‘ Die Arbeit hat

gesagt: ‚Wo lässt du dann dein Kind?‘ Kindergarten. Kindergarten hat gesagt: ‚Musst du eine Bestätigung von Arbeit bringen.‘ Dazwischen die akzeptieren dich nicht. (I: Kenne ich. Ja.) Ich habe gesagt zur Arbeit: ‚Bitte akzeptiert mich und gebt mir Bestätigung. Dann ich schicke mein Kind Kindergarten. Die akzeptieren, wenn ich Arbeit habe.‘ Die haben gesagt: ‚Nein. Musst du von Kindergarten eine Bestätigung uns bringen, dass dein Kind im Kindergarten‘.

Ich habe versucht, Kindergarten zu finden, aber, nein, funktioniert nicht. Ich habe gesagt: ‚Bitte! Wenn mein Kind geht Kindergarten, dann kann ich arbeiten, kann ich weiter etwas lernen. Und so, ja, auch für Kind ist gut. Immer mit mir zu Hause auch für Kind ist nicht richtig.‘ Aber alle Kindergarten hat gesagt: ‚Nein. Bleib zu Hause aufpassen auf deine Kinder!‘

(I: Ihr Betreuer am Sozialamt, was hat er gesagt?) Zweimal ich war bei ihm. Sagt, ‚Du musst arbeiten, Frau (xxx).‘ Ich habe gesagt: ‚Bitte, Sie kennen besser als ich Österreich. Ich habe Asyl und Sie sind hier geboren, Sie wissen, wie ist Regeln und so. Ich KANN nicht. Ich WILL. Ich will das, aber ich kann nicht. Weil wenn ich gehe dort, sagen die das, und bei euch sagt ihr das.‘ Und ein respektloser Mann war das. Nicht sagt Hallo [grüßt nicht]. Hat gesagt: ‚Ja. Warum alle Leute bekommen Kinder? Warum bekommst du ein Kind hier?‘ Ich habe gesagt: ‚Das passiert.‘ Was kann ich sagen? Manchmal passiert etwas. Ich habe nie gedacht, dass kommt in meinen Leben so. Er hat gesagt: ‚Einen Monat bekommst du kein Geld‘ Und ich habe gesagt: ‚Bitte! Wenn ich bekomme kein Geld, wie kann ich zahlen Miete? Wie kann ich etwas kaufen für meine Kinder wegen Essen? Bitte mach das nicht.‘ Und ich bin zu Chefin gegangen und ich habe geweint. Ich habe gesagt: ‚Was soll ich machen? Findet für mich eine Kindergarten, heute ich gehe arbeiten. Ich habe keine Angst vor Arbeiten, weil ich habe früher auch gearbeitet. Ich MAG arbeiten.‘ Und da sagt sie: ‚Okay, ein Jahr lang noch.‘ (Ava)

Ileana hingegen hat es mit einer Ganztagschule für ihr Kind versucht und dies – unzufrieden mit der Betreuung – wieder beendet. Die schlechte Qualität der Nachmittagsbetreuung, so ihr Eindruck, gefährde die Zukunftschancen ihres Kindes, und damit das Migrationsziel.

„Ich bezahle nie im Leben mehr diese Nachmittagsbetreuung. (...) Weil diese Dame hilft mir mit gar nichts. Verstehst du? Warum soll ich bezahlen Nachmittagsbetreuung, wenn die nicht einmal machen Hausübung mit ihr? Hab‘ ich probiert ein Jahr. Jeden Tag hab ich geschaut, ob hat sie Hausübung gemacht. In einer Woche vier Tage nicht gemacht und ein Tag ja. Weißt du, was ist das Problem? (...) Arbeitest du, dein Mann auch. Und das Kind kommt vier, fünf Uhr nach Hause, sehr müde, wie war mein Kind. Vielleicht sind nicht alle Kinder gleich, aber mein Kind ist sehr müde gekommen. Weißt du, wie kompliziert, dass ich noch geschafft, mit ihr machen Hausübungen um diese Uhrzeit? Sag du mir, was hilft mir das. Nur weil wir können beide arbeiten, aber was hilft das meinem Kind. Jeden Tag müde? (...) Warum sollen wir gehen beide so wie deppat arbeiten? Und niemand aufpassen auf Kind. Niemand schaut, ob hat gemacht Hausübung oder nicht. (...) Und dann soll mein Kind auch arbeiten so wie ich; oder nicht so wie ich, ‚tschuldigung, nicht in meiner Arbeit, das wird nie im Leben, aber so wie in Fabrik.“ (Ileana)

Einige Problemfelder teilen die vier Migrantinnen (und ihre Männer): vor allem die **Schwierigkeiten mit der deutschen Sprache**. Alle vier sprechen fließend Deutsch, allerdings mit vielen Fehlern^{xiii}. Ava hat die besten Deutschkenntnisse: Sie bringt erstens gute Voraussetzungen mit, da sie Englisch spricht und überhaupt bildungsaffin ist. Doch für eine qualifizierte Tätigkeit reicht es nicht, das gilt auch für Ileana, die erklärt, dass sie viel besser Deutsch sprechen und insbesondere schreiben müsste, um ihrer Ausbildung entsprechend in Österreich einen kaufmännischen Beruf ausüben zu können. Sie hat aber genauso wie Anna oder Sara niemals einen Deutschkurs besucht. Gute Deutschkenntnisse erweisen sich – wenig überraschend – einmal mehr als der Angelpunkt für Ausbildung und eine nachhaltige Integration in den Arbeitsmarkt.

^{xiii} Die vier Transkripte wurden sprachlich geglättet, damit sie besser verständlich sind.

3.2.8. Der Bruch ungeschriebener Regeln



Abbildung 15: Worthäufigkeit Interview Edwin (53 Jahre)

Edwin (53 Jahre)

wächst bei seiner alleinerziehenden Mutter auf, die nach dem frühen Tod von Edwins Vater den Familienbetrieb weiterführt. Edwin steigt nicht in ihre Fußstapfen, sondern beginnt an der Universität Klagenfurt zu studieren. Nach einem Jahr wechselt er die Studienrichtung und während des folgenden Studiums einmal den Schwerpunkt. Während seiner Zeit an der Universität geht er keiner Beschäftigung nach. Mit 25 Jahren schließt er das Diplomstudium ab.

Edwin absolviert seinen Zivildienst. Danach beginnt er ein Doktoratsstudium und sucht gleichzeitig einen Job, allerdings erfolglos. Mit 29 Jahren promoviert er und stellt fest, dass er keine Chance auf die Art von Job hat, auf die er gehofft hatte. Auch alle anderen Bewerbungen verlaufen ohne positives Ergebnis.

Er ergänzt sein Studium mit einer praxisnahe Ausbildung mit Fremdsprachenschwerpunkt, die er mit 31 Jahren abschließt. Seine Jobsuche danach dauert fünf Jahre, bis sie mit Hilfe eines AMS-Programms zu einem ersten Arbeitsplatz führt: Er entspricht Edwins hoher Qualifikation, ist allerdings nicht in Kärnten.

Um die langen Pendelfahrten am Wochenende zu beenden, bewirbt sich Edwin nach acht Monaten bei einem wichtigen Kunden seines Arbeitgebers, was diesem allerdings zu Ohren kommt. Es wird Edwin nahegelegt zu kündigen. Er hat noch keinen Anspruch auf Arbeitslosengeld erworben und lebt nach dem unerwarteten Jobverlust fünf Monate ohne Sozialversicherung.

Dann findet er eine neue Stelle in einem Kärntner Industriebetrieb, in dem er eineinhalb Jahre in verschiedenen Abteilungen tätig ist. Er wird mit der Begründung gekündigt, er „halte interne Prozesse nicht ein“.

Es folgen 15 Jahre, in denen Edwin ständig auf Jobsuche ist, es aber weder ihm noch dem AMS gelingt, einen Einstieg in den regulären Arbeitsmarkt zu finden. Er unternimmt einige Versuche einer weiteren Ausbildung, die zu keinem Ende kommen. Zwischenzeitlich engagiert er sich in einer Betroffenenvertretung, indem er im Hintergrund (vor allem wissenschaftliches) Material für das Lobbying sammelt und aufbereitet.

2023 erhält Edwin die Möglichkeit, ein mindestens sechsmonatiges Verwaltungspraktikum zu absolvieren. Für ihn völlig überraschend und ohne einen für ihn nachvollziehbaren Grund wird er nach dem Probemonat gekündigt. Die Zeit, ihn einzuschulen, fehle, und er passe nicht in die Institution, lauten die Gründe.

Zum Zeitpunkt des Interviews wirkt der unerwartete Jobverlust noch nach. Edwin bezieht wieder sein geringes Arbeitslosengeld von rund 680 Euro zuzüglich 245 Euro Mietbeihilfe, was er im Bedarfsfall mit kleinen Geldbeträgen aus einer Erbschaft ergänzt. Er lebt zurückgezogen, geht kaum aus, hat aber eine Partnerin mit eigener Wohnung.



„Während des Studiums habe ich nix gearbeitet. Ich hätte gerne, aber das, was ich machen wollte, da bin ich auch nicht hineingekommen. (...) Dass ich zu einem Radio gehen wollte. Aber die haben alle schon ihre Leute gehabt. (...) Da ist das auch weggefallen. Ich habe dann bald resigniert. Ich habe dann nicht mehr viel was weitergesucht, weil ich einfach nicht mehr gewusst habe, was ich schauen soll.

Ich habe versucht mit dem, was ich studiert habe, einen Job zu finden. (...) Da habe ich immer gleich die Absagen gehabt, weil das meiste waren so Ein-Personen-Unternehmen. Und gut, dann habe ich gedacht, ok, vielleicht will mich jetzt auch keiner, weil ich ein Doktorat auch noch mache.

Dann hab ich halt [weiterführende Ausbildung mit Fremdsprachen-Schwerpunkt] gemacht. (...) Da habe ich halt gesucht bei Firmen. Und da sind auch nur Absagen gekommen.

[bei Job1]: Ich wollte auch nimmer viereinhalb Stunden in jede Richtung jedes Wochenende unterwegs sein. (...) Da habe ich mich bei [Kunde des Arbeitgebers] beworben, und die haben aber nicht dichtgehalten. Die haben gesagt, dass ich mich beworben habe und das hat mir der [xxx] sehr übelgenommen. Und da habe ich halt gekündigt auf seinen Wunsch hin.

[bei Job 2]: Man hat mir immer mehr Aufgaben abgenommen, sodass ich fast nix mehr zu tun gehabt hätte. (...) Da habe ich angefangen, eine Datenbank zu entwerfen, auf Basis einer anderen. Ich bin jetzt kein ausgebildeter Datenbankspezialist. Ich habe mir das selber irgendwie angeeignet. Habe dann in einem Meeting gesagt, dass die fast fertig ist, und im nächsten Meeting stelle ich die vor. Dann hat man mir den Vorwurf gemacht, dass ich eigenständig Sachen anfangen, ohne mit der Geschäftsleitung Absprache zu halten. Das waren letztendlich die Gründe für die Kündigung. Eigentlich keine Gründe, keine wirklichen. Am Anfang habe ich das auch bei Vorstellungsgesprächen gesagt. Man hat mich verduzt angeschaut und sich gedacht, da muss was anderes gewesen sein. Ich war nicht glaubwürdig.

(I: Sie waren nicht einmal 40 Jahre alt, wie Sie praktisch dann keinen Job mehr gefunden haben.) (...) Ich hätte mir das auch nicht erwartet. Ich habe am Anfang einige Vorstellungsgespräche gehabt. Ich habe mir gedacht, siehst, es hat sich ja was getan. Ich war dort und da. Weil früher habe ich ja lang keine gehabt. (...) Man hat sich dann aber doch nicht für mich entschieden.

Dann hat's eben geheißsen, Sie waren acht Monate bei der Firma, jetzt eineinhalb Jahre bei der. Warum immer überall so kurz? Und ja, ich meine, ich habe halt gesagt, wieso, warum. Vielleicht hat man mir nicht geglaubt oder was auch immer, aber jedenfalls war's für mich auch nicht gut.

[bei Verwaltungspraktikum]: Eine Woche vorher (...) hat sie gesagt, sie hat Interesse, dass ich bleibe wirklich bis zur Pension, weil wenn sie schon viel Zeit und Geld in mich investieren. Ich habe gesagt, was für einen Grund hätte ich, nicht bleiben zu wollen? (...) Am Dienstantrittstag bin ich gekommen, dann hat sie zu mir gesagt: ‚Ach, Sie sind doch tatsächlich gekommen‘. Dann habe ich noch gesagt: ‚Hätte ich sollen zu Hause bleiben, wäre Ihnen das lieber gewesen?‘ Ich hab's nicht verstanden. Ich vermute, dass sie nie wirklich vorgehabt hat, mich zu behalten. Keine Ahnung, was da läuft.

Ich war ein Monat dort und habe gehen müssen. Das habe ich ihr wirklich sehr übel genommen, weil sie hat zu mir gesagt, ich soll mir Zeit lassen, ich werde nicht alles von heute auf morgen erlernen, und andererseits hat sie wieder gesagt: ‚Wir haben die Zeit nicht, die wir brauchen würden, dass wir Sie ausbilden.‘

Ich bin nicht jemand, der jetzt sich verbiegt. Oder der katzbuckelt sozusagen. Das hab ich ihr wohl auch gesagt. Also ich habe gesagt, ich bin so nicht, und das habe ich auch nicht notwendig.

Sie hat auch gesagt, (...) ich bin irgendwie anders. Die meisten schwimmen mit dem Strom, ich bin außen vor, ich durchschaue vielleicht viel, ich hinterfrage mehr, weil sie hat ja fast nur Frauen draußen und viele waren auch jung. Also die mich (...) eingeschult hat, die war 13 Jahre jünger als ich. Das war nicht so schlimm, aber ich habe auch 23-Jährige gehabt, die mir Sachen gesagt haben. Leg das ins Handaktenlager und so. Aber ich meine, da ist ja nix dabei. Da kann ich 100-mal Doktor sein, aber das waren halt Sachen, das muss man mir zuerst einmal sagen.

Ich will nicht fortgehen. Ich will nicht Kino gehen. Ich war immer sehr ein häuslicher Mensch. Eben ein richtig introvertierter Typ.“

Edwins Geschichte fügt **eine neue Spielart von Armut** hinzu, sein Teufelskreis unterscheidet sich aber schließlich und endlich kaum von jenen der anderen Gesprächspartner-innen. Er ist nicht merkbar von frühen Armutswurzeln belastet, wenn auch der frühe Tod eines Elternteils immer Spuren hinterlässt. Seine Kindheit und Jugend verbringt er in einer Mittelschichtfamilie. Er verfügt über den besten formalen Bildungsabschluss zuzüglich einer praxisnahen Ausbildung, ist körperlich und psychisch gesund sowie gesellschaftlich engagiert. Und trotzdem ist er langzeitarbeitslos und hat ein äußerst geringes Einkommen mit einem dementsprechend kargen Lebensstil. Edwin ist kein Einzelfall: Von Armut betroffen können auch Menschen sein, die wie Edwin höchst qualifiziert sind und keinen der Faktoren aufweisen, die (zB nach EU-SILC) mit einer erhöhten Armutsgefährdung verbunden sind. Ein Beleg dafür, wie vielfältig die Gesichter der Armut sind – aber auch, wie schnell man in Armut geraten kann bzw. wie schwer es ist, aus ihr herauszufinden.

In unserer Gesellschaft gibt es **ungeschriebene Regeln und Gesetze**; bricht man sie, fällt man als Unangepasste-r mehr oder weniger stillschweigend ein Stück weit aus dieser Gesellschaft heraus – aber zunächst nicht sehr weit, solange sich die Regelverstöße nicht allzu sehr häufen. Bei zu viel Unangepasstheit reagiert die Gesellschaft unerbittlich. Edwins Lebensgeschichte ist von solchen kleinen Regelverstößen durchzogen: Es fängt damit an, dass er ungewöhnlich lange für sein Studium braucht. Edwin ist 26 Jahre alt, als er sich nach dem Zivildienst und neben dem Doktoratsstudium erstmals auf Jobsuche macht, und 29, als er promoviert – und zwar ohne jemals erwerbstätig gewesen zu sein.

Danach hat er genaue Vorstellungen, was er gerne arbeiten möchte. Er findet sich also in der gleichen Situation wie Markus nach seinem Lehrabschluss, aber mit anderen persönlichen und finanziellen Ressourcen. Während Markus innerlich zwar auf seinem Berufswunsch beharrt, aber nicht weiß, wie er ihn verwirklichen könnten (und auch keine richtungsweisende Hilfe erhält), ergreift Edwin die Initiative: Er schließt eine praxisnahe Ausbildung an, die inhaltlich an das Studium anschließt. Die Beschreibung der Jobsuche, die dann folgt, erinnert manchmal wortwörtlich an die Erzählung von Stefanie: Sie und Edwin suchen mit einer guten Ausbildung (beide mit Fremdsprachenschwerpunkt) erfolglos einen Arbeitsplatz zuerst in Kärnten, dann auch in Graz und Wien: zunehmend rat- und hilflos darüber, woran es liegen könnte, dass keine der vielen Bewerbungen erfolgreich ist. Während Stefanie über dieser Erfahrung psychisch zusammenbricht, findet Edwin durch die Unterstützung des AMS einen guten Arbeitsplatz. Er steigt also mit 35 Jahren de facto ins Erwerbsleben ein.

Im Hintergrund einen neuen Job zu suchen, während man in einem aufrechten Beschäftigungsverhältnis ist, wird in aller Regel als Loyalitätsbruch wahrgenommen. Edwin bricht also ein ungeschriebenes Gesetz und bedenkt dabei auch nicht, wie die Kommunikationsbeziehungen in einer wichtigen geschäftlichen Partnerschaft funktionieren. Der Arbeitsmarkt gibt ihm trotzdem eine weitere Chance. Doch bereits nach eineinhalb Jahren verliert er auch diesen Arbeitsplatz. Was er selbst darüber erzählt, legt nahe, dass er abermals ungeschriebene Regeln nicht eingehalten hat: indem er Aufgaben erfüllt hat, die ihm nicht zugeteilt waren, und die Hierarchieebenen nicht berücksichtigt hat. Selbstständiges und engagiertes Arbeiten hat nicht in allen Unternehmenskulturen gleichermaßen Platz, auch nicht auf allen betrieblichen Hierarchieebenen und fast immer nur, wenn darüber offen und zeitnah informiert bzw. eine Rückversicherung eingeholt wird. Und so können Engagement und Initiative als Regelbrüche, Zurückgezogenheit als Kommunikationsverweigerung interpretiert werden: *„Bin ich eher der ruhige, introvertierte Typ und hab auch gerne Ruhe beim Arbeiten.“*

Dass Edwin bei den folgenden Bewerbungsgesprächen diese Regelbrüche offen anspricht, mag seiner Jobsuche nicht förderlich gewesen sein. Ebenso wenig sein Engagement in einer Betroffenenorganisation, weil er damit ebenfalls signalisiert, dass er ein anspruchsvoller Mitarbeiter sein würde.

Wann Edwins **Teufelskreis** begonnen hat, ist nicht so leicht zu sagen: Spätestens aber mit dem Verlust seines zweiten Arbeitsplatzes, denn dann ist er im AMS-System, offiziell langzeitarbeitslos und macht die gleichen Erfahrungen wie die anderen befragten Armutsbetroffenen: Er absolviert immer die gleichen Kurse, kommt in Kontakt mit Arbeitsvermittlungsfirmen und erlebt auch eine einmalige Sperre des Arbeitslosengeldes. Anders als aber zum Beispiel Wolfgang, der bei seiner erstmaligen längeren Arbeitslosigkeit auf rund eineinhalb Jahrzehnte Erwerbsarbeit zurückblicken kann, hat Edwin, als er ungefähr im gleichen Alter in die Langzeitarbeitslosigkeit rutscht, nur etwas mehr als zwei Jahre gearbeitet und davor schon lange und oftmals Job gesucht: im AMS-System, aber ohne AMS-Bezug – man könnte den Anfang des Teufelskreises auch schon dort ansetzen.

In den 15 Jahren, in denen Edwin anschließend auf Jobsuche ist, entfernt er sich immer weiter vom Arbeitsmarkt: Seine Qualifikation verliert angesichts der kurzen Erwerbsbiografie (und damit mangelnder Erfahrung) sowie der kurzen Verweildauer in den Jobs (die ihn dem Verdacht aussetzt, er sei nicht „*sesshaft*“) an Bedeutung. Und so wird er vom Arbeitsmarkt für die Jobs, die ihm realistischerweise offenstehen, als **überqualifiziert** wahrgenommen. Die schon zu Beginn seiner Arbeitssuche gestellte Diagnose einer Bekannten, dass niemand einen Mitarbeiter mit Dokortitel in einer Position auf den unteren Hierarchie-Ebenen haben wolle, gewinnt bei Edwin mit den Lebensjahren noch weiter an Bedeutung. Einen älteren Akademiker als Hilfskraft anzustellen, ist für Arbeitgeber-innen wohl genauso unerwünscht, wie umgekehrt für Edwin die Vorstellung, Hilfsarbeiten zu verrichten.

„Weil wenn man ein Doktorat hat wie ich, sagen viele, dann ist man überqualifiziert. Was willst du machen? Das ist dann schwierig. (...) Mir hat jemand gesagt, auf der einen Seite habe ich ein Doktorat und auf der anderen Seite ist es sowas wie ein mehrsprachiger Sekretär. Das sind zwei Paar Schuhe. Du kannst einen Doktor nicht in einem Sekretariat haben. Der ist ganz oben. Der ist in der Geschäftsleitung.

Mir hat auch eine Frau, die früher lange im Berufsleben war, gesagt: (...) ,Da will dich keiner nehmen, weil da sagen sie, einmal bist eine Zeitlang dort, eine Zeitlang da, und beim nächsten bist vielleicht schon nach einem halben Jahr weg – dass sie die Befürchtung haben, dass ich nicht bleibe. Dass ich nicht sesshaft werden kann sozusagen. Weil das ist für Dienstgeber auch schlecht, wenn sie sich dann immer wen neuen suchen müssen.

Ich will jetzt nicht als Hilfsarbeiter irgendwo enden, weil das wäre auch schade um die ganzen Fähigkeiten und Ressourcen, was ich habe.“ (Edwin)

Edwin erwähnt ein für das Kapitel über die **Mittelschicht** in Armutsnähe (s. Kap. 4) interessantes Detail: Bei einem Bewerbungsgespräch wird seine Freiwilligenarbeit in der Betroffenenvertretung als selbstständige Erwerbstätigkeit missverstanden – und Edwin ist mit der Frage konfrontiert, warum er denn plötzlich „*arbeiten*“ wolle, und hält es für möglich, dass auch andere diesem Missverständnis unterlegen seien und das seine Chancen am Arbeitsmarkt geschmälert habe. Ist selbstständige Erwerbstätigkeit auch der Bruch einer ungeschriebenen Regel? Auch zu viel der Unangepasstheit? Die Erfahrungen von Gerda geben einen weiteren Hinweis, dass dies durchaus der Fall sein könnte: Sie arbeitet den Großteil ihres Lebens im Büro, verrichtet dort Sekretariatstätigkeiten und macht Abrechnungen, findet dann aber auf selbstständiger Basis einen Job als Eventmanagerin, wo sie für die gesamte Organisation und Vermarktung (inklusive Redaktion eines Journals) zuständig ist. Als der Event nach sechs Jahren eingestellt wird, sucht Gerda danach vergebens eine neue Stelle; ihr wird gesagt, sie sei mit ihren 43 Jahren zu alt – und überqualifiziert für die Bürojobs, die sie früher gemacht hatte, bzw. unterqualifiziert für Jobs wie den, den sie bis vor kurzem erfolgreich gemeistert hatte. Ist die Zuschreibung „überqualifiziert“ vielleicht nichts anderes als eine freundliche Metapher für unpassend bzw. unangepasst, von der Ausbildung her und als ehemals selbstständig Tätige-r?

„Oder wie in einem anderen Gespräch, der hat gemeint, ich bin selbstständig. Wieso ich jetzt auf einmal arbeiten will? Weil das mit der [Betroffenenvertretung] ist ja unbezahlt, halt so nebenbei: Studien zusammenfassen, was halt in meinem Lebenslauf steht. (...) Vielleicht haben das andere auch geglaubt.“ (Edwin)

„Im Anschluss daran habe ich keine Arbeit mehr bekommen. Ich war überall schon zu alt, überqualifiziert. Als Sekretärin hat man mich nicht mehr genommen, weil ich ja vorher organisiert habe und so weiter und geschrieben habe. Journalistische Ausbildung habe ich in dem Sinn auch keine. Also Learning by Doing, damals war das noch möglich, dass man als Nicht-Maturantin oder Nicht-Studienabsolventin in so eine Position gekommen ist. (...) Nach diesen sechs Jahren gab es keine Möglichkeit mehr, eine Arbeit zu bekommen. Ich habe Dutzende Bewerbungen geschrieben. Gesundheitlich ist es mir schlechter gegangen.“ (Gerda)

Edwin ist auch in anderer Hinsicht ein Vertreter der Mittelschicht. Er hat eine Erbschaft gemacht, die es ihm ermöglicht, von dem niedrigen Arbeitslosengeld zu leben. Sie macht zwar einen Bezug der Sozialhilfe unmöglich, gibt aber Edwin seiner Wahrnehmung nach eine gewisse Unabhängigkeit von öffentlichen Sozialleistungen, was ihm wichtig ist. Armutsbetroffene haben in aller Regel kein Vermögen und kein Eigentum, also auch keinen „Notgroschen“, der ihnen bei Sonderausgaben hilft. Die Mittelschicht-Befragten häufig sehr wohl – und wenn nicht sie selbst, dann ihr soziales Umfeld, was sich zum Beispiel in einer Erbschaft niederschlagen kann. Vermögen (und sei es noch so klein) federt Einkommensarmut ab, das zeigt Edwins Beispiel, aber auch Gerdas Bericht: Sie stammt ebenfalls aus einer Mittelschichtfamilie und lebt aktuell von der Mindestpension. Sie hat schon hinter sich, was Edwin befürchtet. Ihr kleines Erbe ist aufgebraucht, Sonderausgaben sind nun nicht mehr möglich.

Ich habe 21,95 Euro pro Tag. Das sind (...) 680 Euro noch was, wenn es 31 Tage sind. (I: Da können Sie mit der Sozialhilfe aufstocken?) Ich habe das nicht, Sozialhilfe, weil – ah ich weiß nicht, inwiefern – weil da muss man wirklich jeden Job dann annehmen, also wirklich jeden. Und wenn er noch so schlecht und was weiß ich was ist. (...) Es ist halt ein Kampf. Ich muss auch immer wieder einmal auf meine Ersparnisse zurückgreifen, die natürlich weniger werden. (...) Also so viel habe ich nicht auf der Seite, aber zuviel eben, um eine Mindestsicherung beantragen zu können.“ (Edwin)

(I: Grabgebühr. Ich habe es auch da stehen: die Brille, andere Sonderausgaben, Gas, Auto. Ist das in den letzten Jahren passiert? Hat es das vorher auch schon gegeben, dass ...?) Es ist so, dass ich von meiner Mutter etwas Geld geerbt hatte. Das war so schrecklich, weil das ist immer weniger geworden. Das war so, als wenn ich in einem Zug drin sitze, der auf einen Abgrund zusteuert. Und ich sitze da drin und ich habe gewusst, ich komme da nicht raus. (I Das Geld hat so, wenn ich jetzt mitrechne, vier, fünf Jahre gehalten und dann war es weg.) Mhm, mhm.“ (Gerda)

3.3. Zwischen den Generationen: Eltern- und Kinderarmut

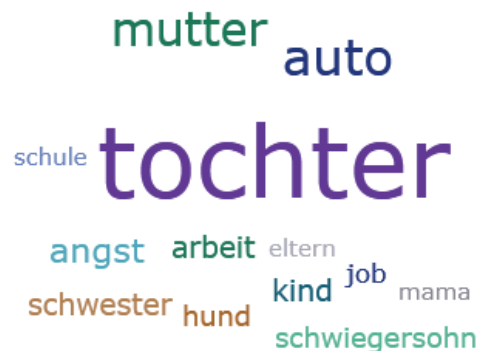


Abbildung 16: Worthäufigkeit Interview Gerda (63 Jahre)

Gerda (63 Jahre)

wird in eine Mittelstandsfamilie geboren. Ihre Mutter erzieht sie mit psychischer und teilweise auch körperlicher Gewalt. Gerda schließt die Handelsschule ab, orientiert sich eine Weile und startet einen Berufsweg, der von vielen Jobwechseln geprägt ist: Sie ist Rezeptionistin, Sekretärin, macht die Buchhaltung. Kein Job schafft es so richtig, ihr Interesse zu wecken, teilweise zeigen sich Symptome einer Überlastung, teilweise gibt es Konflikte mit den Vorgesetzten.

Sie ist über 30 Jahre alt, als sie eine Lebensgemeinschaft eingeht und schwanger wird. Danach verändert sich der Charakter der Beziehung. Ihr Partner übt psychischen Druck aus: verlangt penible Ordnung zu Hause, möchte einen strengen Erziehungsstil durchsetzen und drängt darauf, dass Gerda arbeiten geht. Als das Kind eineinhalb Jahre ist, verlässt er die Familie und kümmert sich nicht weiter um sie.

Gerda zieht zur Mutter, dann in eine Sozialwohnung und kommt langsam wieder auf die Beine. Erschwert wird dies, weil das Kind erkrankt. Drei Jahre nach der Geburt steigt Gerda wieder ins Berufsleben ein und sattelt nach einer Weile um: Sie wird Eventmanagerin auf selbstständiger Basis. Es folgen arbeitsreiche Jahre, die Erfolg, aber wenig Einkommen bringen. Die Alleinerzieherin kommt gerade über die Runden, muss hin und wieder ihre Mutter um finanzielle Unterstützung bitten.

Nach einigen Jahren wird das Projekt, das Gerda betreut, eingestellt und sie arbeitslos. Sie ist 43 Jahre, ihre Tochter zehn Jahre alt. Gerda findet danach nie wieder Arbeit. Mit der Zeit zeigen sich körperliche und psychische Krankheiten. Auf Anraten des AMS beantragt sie eine Arbeitsunfähigkeitspension, die sie mit knapp 50 Jahren nach wiederholten Versuchen mit Hilfe der Arbeiterkammer zugesprochen erhält.

Die Tochter absolviert eine Lehre, heiratet jung und bekommt ein Kind. Sie leidet unter schweren körperlichen und psychischen Problemen. Die Ehe scheidet, der Mann erhält das Sorgerecht für das Kind.

Zum Zeitpunkt des Interviews ist die Tochter geringfügig beschäftigt und bezieht Sozialhilfe; sie lebt in Gerdas Nachbarschaft und benötigt deren finanzielle und praktische Unterstützung. Gerda bezieht die Mindestpension; das kleine Erbe nach ihrer Mutter, das finanzielle Engpässe eine Zeitlang aufgefangen hatte, ist aufgebraucht.



„Mein Lebensgefährte war Polizist, der irgendwann auch zu Hause Polizist war.

Ein Mensch kann zwei Gesichter haben, habe ich festgestellt, habe ich lernen müssen. Er war charmant, er war höflich, er war zuvorkommend. Wir haben uns dann gemeinsam entschieden, ein Kind zu haben. Und kaum war ich zu Hause, war die Augenhöhe weg.

Er hat gesagt: ‚Die Wäsche, die in der Früh gewaschen wird, muss am Abend gebügelt im Schrank liegen oder hängen.‘ Zitat Ende. Und es muss in der Wohnung alles so aufgeräumt sein, dass man auch bei einem Stromausfall im Dunkeln alles findet, weil alles muss auf seinem Platz sein.

Er hat auch einen Erziehungsstil verlangt von mir, den ich – jetzt fehlt mir das richtige Wort – nicht akzeptieren wollte (...). Weil wenn die Kleine zum Beispiel gequengelt hat beim Essen, dann hat er einmal praktiziert, da hat er sie aus dem Hochstuhl genommen, in den DUNKLEN Flur gesetzt und gesagt, sie muss jetzt so lange im dunklen Flur sitzen bleiben, bis sie ruhig ist.

[Nach der Trennung] war ich versteinert, (...) habe eine Sozialwohnung bekommen, wo ich ein Jahr wohnen durfte mit meiner Tochter. Da bin ich wieder auf die Beine gekommen, emotional. Da wurde meine Tochter aber krank.

Ich bin so eine Mama, die sich beschäftigt hat und gelesen hat, dass bis zum dritten Lebensjahr so viel passiert, speziell auch zwischen dem zweiten und dem dritten. Und ICH war auch noch nicht so weit, mich vom Kind zu lösen.

Sie hat übrigens Verhaltensauffälligkeiten gezeigt, schon von klein auf, nachdem der Papa nicht mehr da war. ‚Papa, wo bist du? Papa, wann kommst du?‘ Sie hat sich auf den Boden geworfen und geweint. Und ich habe psychologische Unterstützung für sie gesucht und gefunden, aber nicht in dem Ausmaß, wie ich mir das gewünscht hätte. Also das war so eine Wunde in ihr. Eine Psychologin hat einmal die Schultern gezuckt, hat gesagt: ‚Es gibt viele solche Kinder. Die müssen einfach damit klarkommen.‘ Meine Tochter ist nicht damit klargekommen. Bin dann nach Wien mit ihr, weil sie so Zwangshandlungen hatte. Es musste immer alles gleich sein. Sie musste zuerst durch die Tür gehen. Ich durfte nicht vor ihr einschlafen.

Ich habe da [Eventmanagement] sehr viel Selbstbestätigung bekommen. Das zweite Aufgabengebiet war, ich durfte eine [Zeitung] herausgeben. ICH als NICHT einmal Maturantin, nur Handelsschülerin! Habe mich aber voll hineingekniert und habe die Themenauswahl, die Textierung, die Zusammenarbeit mit dem Grafiker, die Bildauswahl, teilweise auch selber fotografieren, alles selber machen können, dürfen, müssen.

Nach diesen sechs Jahren gab es keine Möglichkeit mehr, eine Arbeit zu bekommen. Ich habe Dutzende Bewerbungen geschrieben. Gesundheitlich ist es mir schlechter gegangen. Ich habe mittlerweile eine 70-prozentige Behinderung. (...) Habe eine Selbsthilfegruppe gegründet. (...) Lebe seit Jahren mit Schmerzen, bemühe mich aber, nicht durchgehend in Resignation und Pessimismus zu versinken.

Die Arbeiterkammer hat mir [bei der Arbeitsunfähigkeitspension] sehr geholfen. Weil zuerst wurde das abgelehnt. Irgendwann habe ich es dann immer nur für ein Jahr bekommen und dann aber dauerhaft.

Meine Tochter ist 28. Sie ist in der gleichen Situation wie ich, dass sie Armutserfahrung sammeln muss. Sie hat mit 17 einen Jungbauern kennengelernt, (...) die Beziehung hat sieben, acht Jahre gedauert.

Mittlerweile wohnt meine Tochter in einer Mietwohnung (...) im NEBENhaus von MIR. (...) In der ersten Zeit [nach der Scheidung] war ich Auffangstation. Sie ist bei mir gelegen, hat drei Tage nichts gegessen. (...) Ich hatte Angst manchmal, sie allein zu lassen.

Meine Tochter kostet und kostete MICH aufgrund ihrer gesundheitlichen und finanziellen Situation sehr, sehr viel Kraft.

Ich kann mich auch nicht so abgrenzen (...). Jetzt bin ich schon so alt, aber ich habe es noch immer nicht gelernt. Ich leide mit jedem mit. Wenn ich mit dem Auto fahre und es schüttet, schon zweimal bin ich stehen geblieben, wenn ich jemanden gesehen habe, der ohne Schirm gegangen ist, und habe dieser Frau – einmal war eine Frau mit Kind –, habe ihnen meinen Schirm gegeben. Ich bin so, so ein MITFÜHLENDER Mensch. Und das kostet aber sehr viel Kraft. Ich bin noch immer dabei zu lernen, das zu ändern. (I: Wollen Sie das ändern?) Ja. Weil ich merke das schon (...) Ich leide sehr mit. Und mit meiner Tochter sowieso.“

Gerda wächst in einer Mittelschichtfamilie auf. **Armut ist in ihrer Kindheit und lange Jahre danach kein Thema.** Dass sie im Lauf ihres Lebens in einem recht langsam ablaufenden Prozess in Armut gerät, hat mehrere Ursachen. Dazu gehören die – vor allem psychische – Gewalterfahrung in der Kindheit und Jugend, eine für ihre Ansprüche und Fähigkeiten zu schlechte Ausbildung (und in weiterer Folge berufliche Tätigkeiten, die sie nicht wirklich interessieren und daher zu häufigen Jobwechseln führen), dann die psychische Gewaltausübung durch den Partner (gegen sie und das gemeinsame Kind), schließlich der Wechsel in die selbstständige Erwerbstätigkeit und schwere gesundheitliche Beeinträchtigungen. Gerdas Biografie enthält damit einige der Schlüsselfaktoren, die häufig dafür verantwortlich sind, dass Angehörige der Mittelschicht in (die Nähe von) Armut kommen, nämlich eine Arbeit als Ein-Personen-Unternehmer-in sowie Erkrankungen, wie in Kapitel 4 näher beschrieben wird.

Bis zur Geburt ihres Kindes beschreibt sich Gerda zwar als wenig zufrieden mit ihrem Berufsleben, aber sehr weit weg von Armut. Mit dem Wandel ihres Partners, der versucht, sie und das Kind mit Druck zurechtzubiegen, und dem Scheitern der Beziehung gerät Gerda – vorerst versteckt – zumindest in die Nähe von Armut. Auf der einen Seite erholt sie sich körperlich und psychisch gut und findet den „*besten Job*“ ihres Lebens, in dem sie unendlich viele Stunden mit großem Engagement arbeitet; auf der anderen Seite zeigt ihr Kind von den ersten Lebensjahren an immer wieder körperliche sowie psychische Auffälligkeiten (die sie behandeln lässt), und die selbstständige Arbeit bringt kaum genug Einkommen, um den Haushalt der Alleinerzieherin zu finanzieren. Trotz voller Erwerbstätigkeit ist sie auf die finanzielle Unterstützung der Mutter angewiesen, also Working Poor. Ihre Tochter wächst in (der Nähe von) materieller Armut auf. Sie ist zehn Jahre alt, als Gerda endgültig aus dem Arbeitsprozess ausscheidet und in ihren persönlichen Teufelskreis gerät, der nicht anders aussieht als jener der anderen Befragten: geprägt von zahlreichen erfolglosen Bewerbungen, vielen vergeblichen Versuchen des AMS, einen Wiedereinstieg in den Arbeitsmarkt zu ermöglichen, und schließlich einem langen Kampf um die Arbeitsunfähigkeitspension. Notstandshilfe, Arbeitsunfähigkeitspension und Mindestpension – das war und ist stets gleichbedeutend mit einem Leben unterhalb der Armutsgefährdungsschwelle: für Gerda, aber auch ihr Kind. Das heißt, wie Gerda erzählt, ständig mit dem knappen Einkommen zu jonglieren: dort und da eine Rechnung unbezahlt liegen zu lassen und sie erst im letzten Moment zu begleichen – und dafür eine andere liegen zu lassen. Eine größere Energienachzahlung ist dann häufig nicht leistbar – und Gerdas Mutter muss einspringen, die ungeachtet des komplizierten Verhältnisses zu ihrer Tochter stets hilft.

Gerdas Tochter wächst also in Armut auf – und ist inzwischen selbst von Armut betroffen und gesundheitlich beeinträchtigt. Armut in der Kindheit ist eine der Wurzeln von Armut im Erwachsenenalter, die im ersten Kapitel vorgestellt wurden; aber nur eine von mehreren, wie die Lebensgeschichten der Kärntner Armutsbetroffenen nahelegen, denn von den 13 armutsbetroffenen Befragten, über deren Kindheit ausreichend Informationen vorliegen, sind fünf in armutsbetroffenen Familien aufgewachsen, aber acht in der Mittelschicht. Tritt Armut in der Kindheit und Jugend aber gemeinsam mit anderen Risikofaktoren auf, dann steigt die Wahrscheinlichkeit, dass auch später im Leben Armutserfahrungen gemacht werden. Gerdas Tochter zum Beispiel war wie ihre Mutter der psychischen Gewalt ihres Vaters ausgesetzt. Doch Armut bahnt sich ihren Weg nicht nur von der Elterngeneration zu den Kindern, sondern auch in die umgekehrte Richtung^{xiv}: Gerda lebt auch deshalb immer am Limit,

^{xiv} Eine Studie der Armutskonferenz über die Auswirkungen der aktuellen Teuerung auf Armutsbetroffene und Mittelstand zeigt, dass Eltern, die ihre wegen der höheren Preise und Kreditraten in finanzielle Schwierigkeiten geratene Kinder unterstützen, auch selbst in die Nähe von Armut geraten – dass also die Kinder ihre Eltern in Armut ziehen (vgl. Dawid 2023, S. 87f.).

weil sie ihre Tochter finanziell unterstützt hat und nach wie vor unterstützt. Auf diese Weise wurde zum Beispiel ein kleines Erbe aufgebraucht, das eigentlich ein guter Alterspolster für Gerda gewesen wäre. Sie verhält sich, so wie es ihre eigene Mutter getan hat, hat aber in Wahrheit nicht die finanzielle Ressourcen dazu.

Sie stellt das Wohlergehen ihres Kindes über das eigene, wie fast alle Gesprächspartner_innen mit Kindern: und zwar Armutsbetroffene und Mitglieder der Mittelschicht gleichermaßen. Das ist gut an den Wortwolken abzulesen, die sich durch diesen Bericht ziehen. Bei acht der neun befragten Mütter und Väter findet sich das Wort „Kind“ oder auch „Tochter“ bzw. „Sohn“ im Zentrum und überdurchschnittlich groß gedruckt: Gerda (S. 94), Ileana (S. 75), Ava (S. 83), Martina (S. 103), Christoph (S. 67), Anna (S. 72), Patrizia (S. 100), Lukas (S. 109); bei den vier zuerst genannten Müttern sind dies überhaupt die zentralen Begriffe, die im Interview am häufigsten gefallen sind. Immer wieder haben in den Wortwolken aber auch „Mutter“ und „Vater“ einen prominenten Platz.

Ganz zentral ist die „Mama“ in der Wortwolke des jüngsten Gesprächspartner Theo (s. S. 18), der auf eine überaus problembelastete Kindheit und Jugend zurückblickt. Theo ist 22 Jahre alt und hat noch alle Chancen, aus der Armut, in der er zum Interviewzeitpunkt lebte, herauszukommen. Aus dem, was er über seine Mutter erzählt, wird klar, dass er schon die zweite, aber möglicherweise sogar die dritte Generation ist, die in der Familie Armutserfahrung macht. Die Gründe wiederholen sich: Ein bildungsfernes und zudem repressives Elternhaus, niedrige Qualifikation und ein Leben als Alleinerzieherin haben die Mutter in Armut gebracht, dazu kommen mehrere Ausprägungen von Suchterkrankung. Aber auch die doppelt so alte Arbeitsmigrantin Anna erzählt von ihrer armutsbetroffenen und alleinerziehenden Mutter, und dass es für sie nicht möglich gewesen sei, einen Bildungsweg einzuschlagen – auch erschwert dadurch, dass es in ihrem Herkunftsland kaum Sozialleistungen gegeben habe. Sie stellt also eine Verbindung zu den strukturellen Rahmenbedingungen her, die maßgeblich darüber entscheiden, ob Armut „vererbt“ wird oder nicht, indem zum Beispiel auch sozial benachteiligten Kindern eine gute Bildung ermöglicht wird. Annas gesamte Migrationsgeschichte hat übrigens nur ein Ziel: ein besseres Leben für ihre Kinder, koste es sie selbst, was es wolle.

„Die Mama war alleinerziehend, hat keine Berufsausbildung machen dürfen von ihren Eltern aus. Sie hat halt geschaut, dass sie schon Jobs kriegt und so, aber es war halt immer schwer für sie allein.“ (Theo)

„Damals ich habe keine Möglichkeit gehabt, was lernen. Weil meine Mutter uns fünf Kinder allein großziehen, das war eine Katastrophe für meine Mutter. Nicht leisten können die Schule weiter. Und Hilfe war in diese Zeit nicht da.“ (Anna)

Im Vergleich der Befragten lebte Christoph zum Interviewzeitpunkt in besonders engen Verhältnissen, finanziell und vom Wohnraum her. Er beschreibt die Armut in seiner Kindheit anschaulich, und auch er hat – wie Anna – seine Lektion gelernt: Er tut alles in seiner Macht Stehende, um seinen beiden Kindern die Erfahrungen zu ersparen, die er selbst gemacht hat. Der Unterhalt für die getrennt bei der Mutter lebenden Kinder gehört zu den Fixkosten, die er automatisch abrechnet und noch vor der Miete bezahlt. Und keinesfalls möchte er, dass die Kinder so wie er selbst keine Weihnachtsgeschenke oder nur solche vom Müllplatz bekommen. Dafür steckt er zurück, wo er kann, spart sich die Euros im Wortsinn vom Mund ab. Auch er möchte nicht, dass es noch eine dritte Generation von Armutsbetroffenen in seiner Familie gibt und legt damit ein Verhalten wie die überwiegende Mehrheit von armutsbetroffenen Vätern und Mütter an den Tag. Dass Armut trotzdem über mehrere Generationen weitergegeben werden kann, zeigt jedoch, dass hier Hilfe und Unterstützung nötig sind: für die Kinder, damit sie die Nachteile der Armut nicht zu spüren bekommen, und für die Eltern, damit sie aus der Armut finden und den Kindern ein förderndes Umfeld bieten können.

„Wir waren eine arme Familie. Wir waren sechs Kinder, kann man sagen, insgesamt. Der Vater war allein arbeiten, und zu Weihnachten hat es nicht geheißen, du kriegst jetzt ein Geschenk von Toys “R” Us, sondern da gehen wir Schutte und kannst dir was aussuchen.

Gehungert hat keiner. Sagen wir so: Zum Essen war genug da. Solche Sachen, wozu du halt nicht Lust hast als Kind. Als Kind sagst: ‚Jetzt will ich einmal ein Schnitzel essen oder irgendwas.‘ ‚Nein, haben wir nicht so viel Geld.‘ Kartoffeln mit Nudeln. Grenadiermarsch heißt das, glaube ich.

Ich denke mich immer so in meine Kindheit zurück. Jetzt kannst du Extraportion haben, weil du jetzt mehr oder weniger allein bist. Und eine Schokolade. Als Kind hast du das nicht haben können, hast eine Portion gekriegt. (...) Es waren ja andere auch, was hungrig waren. Natürlich haben immer die mehr gekriegt, was gearbeitet haben. Wenn du nur Schule gegangen bist, hast weniger gekriegt zum Essen. Mir ist das nur von den Portionen her aufgefallen oder so vorgekommen. Dann habe ich den Vater immer so angeschaut, hat gesagt: ‚Ja. Der arbeitet acht Stunden auf der Baustelle. Du sitzt nur vier, fünf Stunden da in der Schule. Weißt du? Du brauchst nicht so viel.‘

Ich fange von Jänner bis Dezember an, alle Monate einen kleinen Teil Geld auf die Seite tun, dass ich Dezember für Weihnachten wieder ein bisschen was Größeres für die Kinder kaufen kann und so.“ (Christoph)

Der *Österreichische Sozialbericht 2024* beinhaltet eine OECD-Studie, die die Folgen von sozio-ökonomischen Benachteiligungen in der Kindheit auf empirischer Grundlage abschätzt:

„In einer Situation sozioökonomischer Benachteiligung aufzuwachsen, hat in Österreich zwar nur geringe Auswirkungen auf die späteren Beschäftigungschancen, aber erhebliche Auswirkungen auf das spätere Einkommen und die Gesundheit der Betroffenen. Unselbstständig erwerbstätige Männer und Frauen, die während ihrer Kindheit am stärksten von Benachteiligung betroffen waren, verdienen 23 Prozent bzw. 15 Prozent weniger als jene mit günstigerer Kindheit. Dies ist größtenteils auf Unterschiede bei den Stundenlöhnen und der jeweiligen beruflichen Tätigkeit zurückzuführen. Betroffene berichten auch über einen schlechteren Gesundheitszustand, der sich pro Jahr im Verlust von zwei bis zweieinhalb Wochen Lebenszeit bei voller Gesundheit niederschlägt.“²⁹

Für die Einkommenseinbußen spielt Bildung die *„wichtigste Rolle: In Österreich ist niedrigeres Bildungsniveau der Grund für eine 25-prozentige Verdiensteinbuße bei Männern, bei Frauen beträgt dieser Wert sogar 42 Prozent. Eine andere wichtige Referenzgröße ist der Gesundheitszustand, der bei Männern insgesamt für Verdiensteinbußen von 25 Prozent verantwortlich ist.“³⁰ Die Autoren betonen: „Sozioökonomische Benachteiligung von Kindern beschränkt sich nicht ausschließlich auf rein finanzielle und materielle Aspekte. Eine gewichtige Rolle spielt auch die soziale und kulturelle Dimension der Benachteiligung von Kindern, die mit Unterschieden im Funktionieren der Familie und mit dem Erziehungsverhalten der Eltern zusammenhängt.“³¹ All das deckt sich mit dem, was die Kärntner Armutsstudie qualitativ abgesichert ermittelt hat.*

Was das aussagekräftige Datenmaterial der OECD-Studie nicht wiedergeben kann, sind erstens die anderen Faktoren, die in der Kindheit das Armutsrisiko erhöhen, und zweitens die verschlungenen Wege, die Armut innerhalb von Familienstrukturen einschlagen kann. Die Interviewpartner-innen können dies aber sehr wohl. Udo zum Beispiel ist in einer Mittelschichtfamilie aufgewachsen, wäre also in den Statistiken nicht als Kind mit sozioökonomischen Benachteiligungen aufgeschienen, trotzdem war Armut in seiner Familie präsent, denn Udos schwer alkoholkrankte Mutter hatte schon vor der Ehe mit seinem Vater Erfahrung mit Armut (und Gewalt) gesammelt und hat nach der Scheidung immer wieder in Obdach- und Wohnungslosigkeit gelebt. Udo blieb in Kindheit und Jugend von materieller Armut verschont und wusste trotzdem, was Armut bedeutet – und die Armutserfahrung der Mutter war Jahre lang in seinem Leben präsent.

„Meine Mutter ist halt auch immer schwer missbraucht worden, also schon im Elternhaus und dann auch von ihrem Freundeskreis und so weiter.

Meine Mutter ist (...) von einem Obdachlosenschlafplatz zum anderen, und die hat halt nie was gehabt, also die hat wirklich nur von der Stütze gelebt und von dem Geld, was mein Vater ihr nach der Scheidung jeden Monat freiwillig gegeben hat.

Ich hab' mich viele, viele Jahre, also fast mein ganzes [Leben] immer damit beschäftigt, was war der Auslöser, dass es meiner Mutter so dreckig gegangen ist. Die Frage warum, die hat mich lange begleitet. Es hat sehr viel Zeit gekostet, diese Frage auszublenden. (...) Ich hab' nie verstanden, warum musste sie leiden? Was ist passiert, dass sie den Anschluss verloren hat, dass sie aufgegeben hat? Wo war der Punkt, dass sie gesagt hat: Nein, ich mach' mich lieber jeden Tag zu und scheiß' drauf? Bis ich draufgekommen bin, dass einen Menschen sehr viel innerlich quälen muss, dass man sagt, woah, ich muss mein Gehirn erst einmal ausschalten.“ (Udo)

4. Das Eigenheim als Armutsfalle oder als Rettungsanker



Abbildung 17: Worthäufigkeit Interview Patrizia (54 Jahre)

Patrizia (54 Jahre)

wächst als Patrick in einem winzigen zweisprachigen Dorf in Südkärnten auf. Patrick schließt eine Kochlehre ab und arbeitet ein paar Jahre als Koch und Kellner. Dann tritt er in die Fußstapfen seines Vaters und seines Bruders und wird Fernfahrer. Diesen Beruf übt er insgesamt 18 Jahre lang aus, unterbrochen von zwei Auslandseinsätzen als UNO-Soldat (insgesamt 32 Monate), bei denen er wieder als Koch tätig ist.

Mit Mitte 30 heiratet Patrick, er beginnt, das 300 Jahre alte Anwesen seiner Familie abzureißen und ein neues Haus zu bauen. Ein Kind kommt auf die Welt, ein paar Jahre später ein zweites. Als er 43 ist, zieht seine Frau aus.

Im Jahr darauf macht er bei der Arbeit einen Flüchtigkeitsfehler, der einen beträchtlichen Schaden an seinem LKW verursacht; er verliert den Job und findet als Fernfahrer keinen mehr. Seine Ehe wird geschieden. Es ist eine hässliche Trennung, die noch zum Interviewzeitpunkt heftige Emotionen auslöst.

Noch im selben Jahr kehrt er zum Kochen zurück, macht sich selbstständig und führt für zwei Jahre einen Gasthof. Erste Anzeichen einer schmerzhaften neurologischen Erkrankung treten auf. Nach dem Gasthof eröffnet er ein Lokal in Klagenfurt und führt es fünf Jahre – allerdings nur noch eines davon als Patrick. Denn mit 47 Jahren beginnt er, sich in der Öffentlichkeit in Frauenkleidern zu zeigen. Mit 49 wird der Wechsel des Geschlechts amtlich, aus Patrick wird Patrizia.

Zwei Jahre später gibt Patrizia das Klagenfurter Lokal auf. Sie übernimmt eine Almhütte, wenn auch nur für einen Sommer – denn es ist der Corona-Sommer 2020. Zu den Lockdowns kommt schlechtes Wetter, die staatlichen Unterstützungszahlungen reichen bei weitem nicht aus, Patrizia geht insolvent. Sie muss das teure, selbst gebaute Haus in ihrem Herkunftsort verkaufen und in eine winzige Sozialwohnung nach Klagenfurt ziehen. Ein Jahr später folgt der Privatkonkurs. Zum Interviewzeitpunkt ist Patrizia auf die Notstandshilfe angewiesen, die neurologische Krankheit hat sich mittlerweile stark verschlimmert, sie lebt mit Schmerzen. Zum Interviewzeitpunkt ist sie gerade dabei, sich wieder neu zu erfinden: Sie will Schneiderin werden und das AMS bewegen, ihr die Ausbildung zu finanzieren.



„Dass ich transident bin, das ist nicht übersehbar. Und es war in der Kindheit nicht leicht für mich. Ich weiß es von klein auf, ja. Und später, wenn man in diese klischeehafte Gesellschaft hineingedrückt wird, ohne dass man gefragt wird, ob man das überhaupt will, dann ist man zum Scheitern jedes Mal verurteilt. (...)“

Bis irgendwann einmal der Knoten platzt und man sagt, so, ich kann nicht mehr anders, weil sonst hat das Leben für mich keinen Sinn mehr.

Ich habe mir gedacht, war wahrscheinlich ein Illusionsgedanke von mir, dass dadurch, dass ich dann verheiratet bin, eine Aufgabe habe, Kinder habe, das Ganze, dass sich das legt und ich nachher... Irrtum. Das legt sich nicht. Was in einem drin ist, ist in einem drin. Wie man ist, ist man. Das war leider ein Irrglaube.

Ich kann mich noch erinnern, wie ich damals eine LKW-Karriere gehabt hab, wie ich dann unterwegs war bissl im Fernverkehr, weil ich ein bissl Europa sehen wollte.

Ich hätte sollen das machen, was ich ursprünglich im Kopf gehabt habe. Ich wollte eigentlich das alte Bauernhaus rundherum einfach eine Altbausanierung machen, neue Decken und schauen, dass ich das Ganze schön trocken kriege, und vorne hinaus einen kleinen Wintergarten dazu. Das hätte alles zusammen gereicht bis da oben auf. Und es wären nie 200.000 Euro Schulden gewesen, sondern es wären maximal 50.000 bis 60.000 zu zahlen gewesen, und dann wären wir fertig gewesen. Schon lange fertig gewesen. (...) Im Endeffekt habe ich mich nachher dazu durchringen lassen. Ich habe schon überlegt gehabt, ob ich nicht vielleicht sogar neu bauen sollte oder so, aber ich hätte sicher nie so gebaut, wie es geworden ist, wenn ich nicht die Frau kennengelernt hätte. Hab ich mir gedacht, für die Familie musst schon was Gescheites machen. Das war gerade der Schuss nach hinten.

Dann hab ich noch den Versuch unternommen, in der Gastronomie selbstständig zu sein, war da nicht un-erfolgreich. Es ist trotzdem alles den Bach hinuntergegangen.

(I: Dann waren Sie selbstständig. Da war aber auch nicht genug Geld da, oder hat das dann gereicht?) Na, es hat nicht reichen können. Die Löcher stopfen, die da waren. Die Schulden, die da waren. (...) Da hinübergeben, dort hinübergeben, damit ja eine Ruhe ist. Immer irgendwo was hinpatzeln, damit man da irgendwie drüber kommt. Das muss ich frei heraus sagen, das ist ein Stress. Das drückt auf die Psyche unglaublich. (...) Und trotzdem macht man weiter, weiter, weiter, weiter, weil man einfach schon mitten-drin ist in dem Ganzen.

2016 habe ich mich ja auch in der Öffentlichkeit als Frau gezeigt schon. (I: Und sind dann Leute [Freunde] weggefallen?) B: Ja, ja, freilich. (I: Na, so freilich ist das nicht.) Na ja, das ist leider freilich da in Kärnten.

Ich habe einen Gasthof geführt zwei Jahre. Nachher hab i in Klagenfurt so eine kleine Kneipe gehabt fünf Jahre lang. Und nachher war ich noch ein Jahr auf der Alm in der Steiermark, weil i gerne Almhütte machen wollte. Dann kam Corona, und das hat mi gefressen. I hab wahnsinnig viel Buchungen verloren. Und nachher war obendrein noch Schlechtwetter sehr viel.

Ich wollte mir ein neues Standbein aufbauen. Und da versuchen, auch woanders hinzugehen, nicht da in diesem mittelalterlichen Klagenfurt, muss ich sagen. Weil da wohne ich nur zur Not, nicht weil ich will. Und deswegen hab ich gesagt, will ich schauen, dass ich woanders etwas finde, wo ich mir leichter tu.

Für mich war Corona noch der Gnadenschuss, wie man so schön sagt dazu. Dass ich in die Insolvenz geschlittert bin. Ich habe dabei den Familienbesitz verloren. Ich habe alles zwangsverkaufen müssen. Der Familienbesitz war über 300 Jahre in unserem Besitz, und das waren Niederlagen, die ich erlebt hab in meinem Leben.

Was will ich mit 690 Euro im Monat? Das is weniger wie die Mindestsicherung. (...) ,Wir freuen uns, Ihnen 690 Euro zu überweisen.‘ Hab‘ ich zurückgeschrieben, was glauben Sie denn?! Mit dem zahl‘ ich gar nix. (...) Schreit der Kurz hinaus: ,Koste es, was es wolle‘. Ein Scheißdreck war das ,Koste es, was es wolle‘.

Mit der heutigen Erfahrung, ich hätte schon Anfang 2019 die Bremse ziehen sollen. Zack, bumm, Arbeit niederlegen, zum AMS gehen. (...) Stattdessen weitergemacht, und dann ist die Spirale immer tiefer, immer weiter hineingegangen.

Von Jammern wird man nicht reich. Reichtum ist nicht die Brieftasche. Reichtum ist da oben drinnen. Im Kopf. Man sollte seinen Kopf dafür benutzen, um das Ganze richtig zu machen. Bin ich einkaufen gegangen, Käse 50 Prozent. Keiner kauft ihn. Sag ich, seid ihr blöd oder was, den nehme ich gleich mit. Dem fehlt ja nix. Wenn ein Käse ein bissl älter wird, ist er sogar besser, weil er reifer ist. ,Na, na, um Gottes Willen, rennt ja ab, muss man wegschmeißen.‘“

Auf den ersten Blick wirkt Patrizias Geschichte, mit dem Wechsel der Geschlechtsidentität, gewiss äußerst speziell. Auf den zweiten Blick jedoch ist es **eine ganz alltägliche Geschichte**: ein **Hausbau**, mit dem man sich finanziell übernimmt; dementsprechend hohe **Schulden**; **Jobverlust**; **Scheidung** – das sind regelmäßige Stationen auf dem Weg in die Armut. Und **Einkünfte aus selbstständiger Arbeit hart an der Grenze zwischen Überleben und Ruin**, unabhängig von den anderen Elementen von Patrizias Geschichte, lösen ebenfalls immer wieder Teufelskreise der Armut aus. Ein-Personen-Unternehmer:innen haben häufig nicht nur ein kleines und unsicheres Einkommen, sondern sind auch im österreichischen Sozialsystem, das auf unselbstständige Erwerbstätigkeit ausgerichtet ist, vergleichsweise schlecht abgesichert – im Erwerbssalter genauso wie in der Pension.

Die Frau, mit der Patrick seinerzeit verheiratet war, kam aus Wien zu ihm ins Südkärntner Dorf; sie ging nicht arbeiten und kümmerte sich daheim um die Kinder. Für diese Familie baut Patrick sein Elternhaus nicht nur um, wie er es eigentlich vorgehabt hat – sondern vollständig neu: eine wirtschaftlich verheerende Entscheidung. Das Geld hat seit damals nie mehr gereicht, die Schulden wird auch Patrizia nicht mehr los:

„(I: War dann am Ende des Monats noch Geld da?) Na, gar keines mehr. (...) (I: Sie haben auch nichts ersparen können damals?) Na, gar nix. Null. Das war mein Todesstoß dann auch in der Selbstständigkeit, weil ich habe dann nur die ganzen Löcher stopfen können. Das Geld in der Selbstständigkeit wäre genug gewesen, wenn ich nicht pausenlos irgendwelche Löcher zum Stopfen gehabt hätte. War eines zu, ist das nächste offen gewesen. Und so war das immer so ein schöner Teufelskreis.“ (Patrizia)

Patrizia ist eine Kämpferin, sie gibt nie auf. Nach dem erzwungenen Ausstieg aus dem Fernfahrergewerbe nützt sie (oder besser Patrick) die persönlichen Ressourcen, kehrt in das erlernte Metier in der Gastronomie zurück und beginnt dort dreimal neu. Das letzte Projekt auf der Alm startet freilich zum denkbar ungünstigsten Zeitpunkt, nämlich just als die Corona-Lockdowns das Wirtschaftsleben zum Erliegen bringen. Am Übergang von einem (Klagenfurter) Lokal zum neuen reichen Patrizias Umsätze nicht aus, um hinreichende staatliche Corona-Hilfzzahlungen zu bekommen, und die Almhütte hat keine Chance zu überleben.

In der Gastronomie kann sie mittlerweile krankheitsbedingt nicht mehr arbeiten, aber ihre wichtigste Ressource ist ungebrochen: ihre bemerkenswerte Resilienz. *„Und sein Leben wieder auf die Füße stellen, ist ein Riesenerfolg. Und ich habe mir gesagt, ich stelle mich wieder auf die Füße, nur sicherlich nicht, indem mir die anderen sagen, was ich zu tun habe, sondern ich sage, was ich zu tun habe.“ (Patrizia)* Sie ist stolz darauf, so gut wirtschaften zu können, dass trotz niedrigem Notstandshilfebezug am Monatsende der Kühlschrank noch voll ist, und kritisiert Menschen, denen das nicht gelingt:

„Da machen Leute was falsch. Nicht: die arbeiten zu wenig. Die machen was falsch. (...) Das geht von der vorigen Generation aus. Wo unsere Eltern gesagt haben, unsere Kinder brauchen nicht so leiden wie wir, die Nachkriegskinder, was unsere Eltern waren. Sie können es besser haben. Na ja, dadurch haben diese Kinder nix gelernt. Keinen Haushalt, kein Wirtschaften, gar nix.“ (Patrizia)

Aus der transidenten Geschlechtsidentität, die in ihrer Kindheit ein Handicap war, will sie jetzt eine neue Zukunftschance machen:

„Ich hab’ eigentlich [als Kind] im Großen und Ganzen schon in Richtung, was man als Bub halt tut. Weil wenn ich die Sachen gemacht habe, die mir Spaß gemacht haben, bin ich ausgelacht worden. Das waren natürlich Mädchensachen. Ich hab’ mich von klein auf mit der Wäsche beschäftigt. Ich hab’ die Konfektionsgröße gewusst bei den Damen und bei den Mädels. Meine nicht. Die hat mich nicht interessiert. Das waren natürlich die Sachen, wo ich dann immer aufpassen hab’ müssen, dass ich mich nicht verplappere bei den Leuten, vor allem bei den Männern.“ (Patrizia)

Daher also die Idee, eine Ausbildung zur Schneiderin zu machen.

Wie das letzte Zitat zeigt, war natürlich auch die zunächst unsichere Geschlechtsidentität samt schlussendlichem Übergang vom Mann zur Frau eine ständige psychische Belastung.

„(I: Wann haben Sie sich geoutet?) 2013. Nachdem mir das passiert ist mit dem LKW, weil ich habe damals eine Panikattacke gehabt und bin dann ins Krankenhaus gekommen. Mit Verdacht auf Herzinfarkt. Die haben mich durchgecheckt und haben gesagt, Sie können heimgehen, Ihnen fehlt nix, Sie sind gesund. Ich habe gesagt, ich kann nicht heimgehen. Nachher haben die gleich reagiert. Dann bin ich in die Psych gegangen, und dort unten habe ich das erste Mal richtig zu reden angefangen drüber. Die haben das VERSTANDEN. Dann haben sie gesagt zu mir, ich soll einmal eine Nacht dableiben. Ich habe nicht gewusst, warum ich dort bleiben soll am Anfang. Dann hab ich gesagt, eigentlich ist eh wurscht. Dann habe ich zu kapiere angefangen, warum sie das wollen hat, die Ärztin, dass ich dort bleibe, damit ich einmal sehe, wie es den anderen geht. Damit ich einmal verstehen lerne, dass das, was ich habe, kein Problem ist. Wenn ich sehe, was die anderen für Probleme haben. Und durch diese Erfahrung bin ich dann gestärkt herausgegangen vom Krankenhaus. Und dann hab ich gesagt, so, jetzt sag ich, was los ist. Auch in meinem Ort.“ (Patrizia)

Die am Ende des Zitats angesprochene gute Einbindung in den kleinen Heimatort (wo ihre Geschlechtsumwandlung nämlich ohne weiteres akzeptiert wurde) ist wohl eine der Wurzeln von Patrizias Resilienz, ebenso wie das offensichtlich behütete Aufwachsen in einer Familie, die seit 300 Jahren am Ort ansässig war und ein bäuerliches Anwesen vererben konnte.



Abbildung 18: Worthäufigkeit Interview Martina (45 Jahre)

Martina (45 Jahre)

ist von Beruf Pflegeassistentin, als Altenpflegerin in einem Heim verdient sie gut. Ihr Mann arbeitet beim Bundesheer; es gibt zwei Töchter, acht und knapp zwei Jahre alt – so sieht die Situation der Familie aus, als sie vor fünf Jahren in einem Projekt eines renommierten Bauträgers ein Haus kauft; über die beträchtlichen Eigenmittel hinaus, die das Paar zur Verfügung hat, nimmt es dafür einen hohen Kredit auf. Der Bau ist (durchaus planmäßig) noch nicht fertig, als die Coronakrise ausbricht. Der Bauträger und zahlreiche von ihm beauftragte Firmen gehen in Konkurs, das Projekt kann nicht fertiggebaut werden. Martina und ihr Mann wenden all ihre noch übrigen Ersparnisse auf, um ihr Haus auf eigene Faust fertigzustellen.

2022 steckt sich Martina dreimal mit zwei verschiedenen schweren Infektionskrankheiten an, die sich zu einer chronischen Erkrankung verfestigen. Sie leidet unter anderem an starken Schmerzen, Kraftlosigkeit, schweren Kreislaufproblemen, Gelenkentzündungen und schlechten Blutwerten. Die Ärzte können nicht wirklich helfen.

Ab November 2022 ist sie nicht mehr arbeitsfähig. Das Pflegeheim, in dem sie angestellt ist, versucht sie im Krankenstand zu kündigen; dagegen setzt sie sich mit Hilfe von Arbeiterkammer und Betriebsrat erfolgreich zur Wehr. Allerdings bekommt sie ein minimales Krankengeld, weil ihr nominelles Einkommen stets niedrig gewesen und nur durch Extrazahlungen aufgefettet worden ist.

Der Verdienst ihres Mannes allein reicht aber angesichts der hohen Kreditraten nicht aus; trotz neuem Haus, zwei Autos und anderen Relikten ihres einst guten Lebensstandards ist die finanzielle Situation der Familie verzweifelt. Gegen einen Verkauf ihres Traumhauses sträubt sich Martina jedoch energisch; immerhin hofft sie, gesund zu werden und wieder ihr gewohnt gutes Einkommen zu erzielen.



„Ich habe ein Haus gebaut, meine ganzen Ersparnisse im Haus. Ich habe zwei Kinder, sechs und 13. Mein Mann ist Beamter, verdient aber auch nur seine 2.000 Euro. Und Kreditrate ist 1.500 Euro. Brauche ich eh nicht mehr weiterreden. Also es ist sehr schwierig.

Entweder ist mein Mann wieder dann auf 5.000 oder ich wieder auf 1.500 [im Minus]. Wir haben NIE Schulden gehabt. Wir haben echt alles zusammengespargt.

Zur Zeit wurschtelt man sich halt durchs Leben. Aber diese Geldsorgen machen einen halt psychologisch ein bisschen fertig.

Man lernt einfach, mit NICHTS irgendwie trotzdem zu überleben. Ja. Das ist schwierig, weil ich es vorher nie müssen habe.

Gott sei Dank, meine Freundinnen und Freunde habe ich jetzt schon so, dass ich sage: ‚Weißt was? Mehr Freude hätte ich mit einem Päckchen Nudeln oder mehr hätte ich von einem Päckchen Reis oder von einem Sack Kartoffel.‘ Und sie haben das echt umgesetzt. (...) Statt Pralinen kriege ich echt mein Päckchen Nudeln, und da ist mir SEHR geholfen.

Ich habe zum Beispiel eine gute Freundin, die bringt mir immer irgendwas Neues jetzt für die Kleine (...). Oder sie schreibt: ‚Was hat die Kleine jetzt für eine Größe?‘ Nachher weiß ich: Mah, ich kriege wieder was. Das sind so kleine Sachen, die echt mein Herz berühren.

In der Schule habe ich es gesagt, wie es ist. Und die Lehrerin hat dann an mich gedacht, hat mir jetzt einen Zettel von der Bauerngemeinde mitgegeben. Die kleiden einmalig zu Weihnachten die Kinder mit einem warmen Gewand und einer Jacke ein.

Ich kaufe mittlerweile viel im Sozialshop ein. Weil mir ist das wurscht, ob ich da die einzige Österreicherin bin oder nicht.

Was MICH echt ein bisschen erschüttert, muss ich sagen, im Sozialshop: Die Ausländer haben große Familien. Fünf, sechs Kinder. Wenn ich jetzt sage: ‚Mah, ich würde gern drei Hühnerkeulen mitnehmen, dass ich eine einfrieren kann‘ – nein, kriege ich nicht. Ich kriege zwei Hühnerkeulen, weil zweimal Fleisch in der Woche muss reichen. Ich habe Gott sei Dank vorher auch nicht so oft Fleisch gegessen.

Nachher gehst halt rein in Caritas-Shop. Man klaubt da nachher alles durch. Das sind so schwierige Sachen. Mein Mann würde sich da nicht getrauen reingehen. Das macht wieder die Frau.

Meine große Tochter ist bereits echt so, sie sagt: ‚Mama, ich fahre keinen Ausflug mit, weil wir derleisten uns den eh nicht.‘ Und sie will auch nicht in der Schule fragen, so wie irgendwelche ausländischen Kinder: ‚Könntet ihr mich finanzieren oder könntet ihr mir das zahlen?‘

Was schlimm ist, dass man für die Kinder fast keine Geburtstagsparty machen kann. Kinder wollen Freunde einladen, (...) dass das nicht möglich ist, dass man echt als Familie dasitzt mit dem Kind mit einer selbst gebackenen Torte, wenn das überhaupt drin ist. Den Geburtstag im Juli mit der großen Tochter haben wir echt nur mehr ein paar Muffins gemacht. Weil das ist sich noch ausgegangen, nicht einmal mehr eine Torte. Aber sie hat es akzeptiert. Sie sagt immer: ‚Hauptsache, du wirst wieder gesund.‘ Aber die Kleine versteht das eher weniger mit sechs. Die will ihre Kindergartenfreunde einladen. Die will ihre neuen

Schulfreunde einladen. (...) Es ist schwierig, weil man erklärt ihr was, aber: ‚Ja, Mama. Die können ja trotzdem kommen.‘ Aber man hat halt die Mittel nicht dazu.

Die große Tochter unterstützt mich sehr. (...) Gestern hat sie den ganzen Haushalt am Abend gemacht nach dem Kochen. Nachher habe ich gesagt: ‚Wann wirst jetzt Geografie lernen?‘ Ich glaube 59 Länder und Städte. Nachher hat sie gesagt: ‚Ich habe um fünf den Wecker gestellt. Ich werde um fünf lernen und um sechs prüfst mich bitte ab.‘ Nachher habe ich sie heute um sechs abgeprüft, und sie hat alles gekonnt.

Die ganze Zeit wird mir gesagt: ‚Sie sind ja kein richtiger Sozialfall, weil Sie haben noch ein aufrechtes Dienstverhältnis. Und irgendwann werden Sie ja wohl wieder arbeiten gehen.‘

Ich bin so GLÜCKLICH, dass ich DIESES Auto gekauft habe. Wie wenn da wer runtergeschaut hätte. Weil sonst hätte ich eine Fahrmöglichkeit auch nicht. Weil ich habe das Problem von Kind an, mit Bus und Bahn erbreche ich immer. Ich weiß nicht, warum. Ich kriege Drehschwindel und ich speib‘ alles voll.

Weil das Arge ist, wenn du so zu der [soziale Einrichtung] gehst oder sonst wo: ‚Sie besitzen ja ein Haus. Nachher müssen Sie das Haus verkaufen, wenn Sie nicht mehr zurechtkommen.‘ Nachher habe ich gesagt: ‚Ich habe ein Leben lang dafür gearbeitet, dass ich dieses Haus GEBAUT HABE, GEKAUFT HABE.‘“

Martina fällt aus allen Kategorien heraus: Sie hat Vermögen und kann sich trotzdem die kleinsten Ausgaben des Alltags nicht leisten, seit sie (zumindest temporär) nicht mehr arbeitsfähig ist. Das liegt an einem Zusammentreffen von drei Faktoren:

- Arbeit in einer schlecht bezahlten Branche (konkret im Sozialbereich), überdies mit einer riskanten Kombination aus niedrigem Nominaleinkommen und hohen Zulagen
- Erkrankung (mit besonders niedrigem Krankengeld von 677 Euro pro Monat)
- sehr hoher Kredit für das Eigenheim (wenn auch mit fixer Verzinsung, die Inflation spielt also keine Rolle)

Die Ähnlichkeiten zu Patrizia sind augenfällig, wenn auch die Gründe für das Ausscheiden aus der unselbstständigen Erwerbstätigkeit andere sind (eben Krankheit und nicht Kündigung). Der größte Unterschied ist freilich, dass Patrizia ihr Haus und damit ihr gesamtes Vermögen zum Interviewzeitpunkt schon verloren hat – Martina hingegen hält noch eisern an ihrem Lebenstraum vom Eigenheim fest. Immerhin besteht eine gute Chance, dass sie ins Erwerbsleben zurückkehren und an ihr durchaus komfortables früheres Einkommen anknüpfen kann.

Wohl auch deshalb behält sie ihr **Auto**, das sie sich momentan eigentlich nicht leisten kann; aber sobald sie an ihren Arbeitsplatz zurückkehrt, ist sie auf das Auto angewiesen, weil sie jeden Tag 59 Kilometer pro Richtung fahren muss. (Ein weiteres Beispiel dafür, wie schwierig es im ländlichen Kärnten oft mit der Mobilität ist.)

Die große Frage ist: **Was macht sie bis zur (noch nicht gesicherten) Rückkehr in den Beruf?** Verkauft sie ihr schon ziemlich altes Auto, braucht sie, sobald es ihr gesundheitlich wieder besser geht, ein neues – hat dafür aber nicht die finanziellen Mittel; verkauft sie das Haus, muss sie danach noch einmal ganz von vorne beginnen. Verkauft sie beides nicht, weiß sie weiterhin nicht, wovon sie Essen und Schulsachen für die Töchter kaufen soll. Beihilfen bekommt sie nämlich keine, solange sie über Vermögen verfügt – und ein Einkommen des Ehemannes, das eigentlich ausreichend wäre, gäbe es nicht die enormen Kreditraten.

Weil die Armutserfahrung für Martina noch so neu ist, erzählt sie besonders genau und eindringlich, **wie der Geldmangel ihr Leben und das ihrer Kinder verändert:** Einkauf im Sozialmarkt, übertragene Kleider für die Kinder (aus dem Caritas-Shop oder von Freundinnen), kein Urlaub, keine Teilnahme der Kinder an kostenpflichtigen Schulveranstaltungen, das tägliche Umdrehen jedes Cents. Und nicht

zuletzt: ständig neue kleine Schulden machen. Wer schon länger armutsbetroffen ist, kennt alle diese Strategien in- und auswendig.

„Das Kind braucht Schuhe, was tust dann? Jetzt habe ich halt online bestellt auf Rechnung, wo man 30 Tage später oder so zahlen kann. Nachher habe ich geschaut, dass ich das irgendwie zusammenspare, dass ich 30 Tage später zahlen kann.“ (Martina)

Für die **Kinder** ist letztlich egal, ob im Hintergrund ein Familienvermögen vorhanden ist: Im Augenblick führen sie zumindest vorübergehend ein Leben in Armut. Die kleinsten Ausgaben, wie zB für das Klassenfoto, sind nur möglich, wenn die Mutter geradezu betteln geht. An den Schulaktivitäten können sie nicht teilnehmen, und neue Kleidung ist nicht möglich. Dazu kommt, dass Martinas Krankheit den Alltag insbesondere der älteren Tochter erschwert, die teilweise neben der Schule den Haushalt übernimmt. Und die Anspannung und Sorgen der Eltern übertragen sich immer auch ein Stück weit auf die Kinder – allen gegenteiligen Bemühungen zum Trotz.

geschäft
kontakt mann firma
arbeit
entwurf
projekt verein

Abbildung 19: Worthäufigkeit Interview Karola (51 Jahre)

Karola (51 Jahre)

kommt aus Klagenfurt und hat nach der Matura Kolleg-Ausbildungen zur Designerin und Grafikerin absolviert. Kurze Zeit arbeitet sie als Werbegrafikerin, dann als angestellte Designerin in einem Kärntner Industriebetrieb. Sie geht eine Lebensgemeinschaft ein.

Die Firma, bei der sie arbeitet, geht in Konkurs; Karola entwirft weiterhin dieselbe Art von Industrieprodukten, jetzt aber als Selbstständige. Ihre Aufträge bekommt sie von verschiedenen internationalen Firmen, die drei wichtigsten sitzen in Fernost. Das geht ein paar Jahre lang sehr gut, dann springen ihre asiatischen Hauptabnehmer ab.

Sie nützt ihren noch von ihrer Anstellung her bestehenden Anspruch auf Arbeitslosengeld. In einem AMS-Kurs im Rahmen des Unternehmensgründungsprogramms lernt sie Buchhaltung und anderes, was ihr die weitere Selbstständigkeit erleichtern wird.

Mit Ende 30 steht sie wieder auf eigenen Füßen: Über die Teilnahme an einem Kunstprojekt findet sie einen neuen Zugang zum Design – sie entwirft von nun an nicht mehr für die Industrie, sondern individuelle Sonderanfertigungen für Private wie auch Bauherren. Sie ist in Kärnten und Wien, aber auch im Ausland präsent und erfolgreich. Fachfremde Nebenjobs bessern das Einkommen noch auf.

Ihr Mann muss nach einer schweren Erkrankung, die er mit Mühe und Not überlebt, mit geringen Bezügen in Frühpension gehen.

Die Corona-Lockdowns treffen Karola ins Mark: 2019 hatte sie viel Arbeit an einem Großprojekt, das aber schon 2018 im Voraus bezahlt worden war – dadurch erhält sie kaum Corona-Hilfsgelder.

2020 gründet sie mit ein paar anderen Kreativen eine Art Kooperative; durch ein gemeinsames Verkaufslokal sparen sie Zeit und Kosten. Doch das Geschäft läuft nach Lockdowns, Teuerung und Rezession äußerst schleppend. Wieder schafft ein Nebenjob Linderung. Aber die Kreditraten für das Eigenheim mit Werkstatt für ihre Produkte lasten so schwer auf Karola und ihrem Mann, dass ein Verkauf im Raum steht.



„In meiner Angestelltenzeit in der Firma war es ja auch so, klingt jetzt komisch, aber ich habe mir dort offensichtlich so eine psychosomatische Krankheit zugelegt. Ich habe Asthma gekriegt. Habe aber eine Lungenfunktion von über 89 Prozent. Und bin aber trotzdem unter der Dusche gestanden und habe die Tür aufgerissen, weil ich gedacht habe, ich kriege jetzt überhaupt keine Luft mehr, ich erstickte in dem warmen Dampf. (...) Und auch plötzlich so Hautgeschichten, dass du auf einmal so Unreinheiten kriegst und denkst: Um Gottes willen, ich schau aus wie ein Kirschbaum im Frühling. Und das mit 26, das gibt es ja nicht.

Dann habe ich gesagt: Gut, dann mache ich es selber. Und bin selbstständig geworden im Sinne von: Ich bin da reingeschmissen worden. (...) Meine Eltern haben mich gefragt: Selbstständig? Bist du wahnsinnig? (...) Mein Vater (...) hat mir dann vorrechnen angefangen, was das für eine Katastrophe ist, in die ich mich da grad begib. War natürlich sehr hilfreich. Hat mich unglaublich motiviert, aber hat mich doch nicht abschrecken können.

Mit [Asiaten] zu arbeiten ist sowieso ganz eine eigene Geschichte, weil da kann man überhaupt keine Kritik üben, weil die wollen ja ihr Gesicht wahren. Und auch du verlierst dein Gesicht, wenn du dem sagst, dass das, was er da jetzt fabriziert hat, nichts mit dem ursprünglichen Entwurf zu tun hat. (...) Also das ist sehr unangenehm, und da muss man halt dann elendslang verhandeln und den so hinbringen, dass er glaubt, das war jetzt seine Idee, dass es jetzt so macht, wie es eigentlich ursprünglich ausgesehen hätte.

Aber das kannte ich schon, weil mein Chef in [Firma], der war genau gleich. Da habe ich auch immer zuerst einmal einen Umweg fahren müssen über Wien, Gramatneusiedl, über den Wechsel und wieder zurück. Dann waren wir da, wo ich eigentlich schon am Anfang gewesen war. Aber es war dann seine Idee.

Und dann haben drei Auftraggeber zugleich, die eigentlich meine Hauptauftraggeber waren, innerhalb von einem kurzen Zeitraum die Zusammenarbeit aufgekündigt, weil ich sie ja jedes Monat mit x Entwürfen zugekleistert habe. Also die haben hunderte Entwürfe, Serien fix-fertig entwickelt, teilweise bis zum Musterbau, in der Lade gehabt. Und die haben irgendwann einmal genug gehabt und haben gesagt: So, und von dem können wir jetzt die nächsten ein, zwei Jahre noch weiter zehren. (...) Dann bin ich dagestanden, hab ich mir gedacht: So. Ich habe quasi rund um die Uhr gearbeitet für die drei; und habe überhaupt keine Zeit gehabt, mir daneben andere Kunden aufzubauen, falls die einmal weg sind. Und das ist dann genau passiert, die waren weg und ich habe nichts gehabt.

Und habe mich dann [beim AMS] behandeln lassen müssen wie ein Analphabet, der grad aus der Volksschule rauskommen ist. Die haben mich in Kurse stecken wollen, wo ich gesagt habe: Entschuldige, ich war selbstständige Unternehmerin, was wollt ihr von mir? Die haben mich in Bewerbungskurse geschickt, wo man lernt, wie man ein Bewerbungsschreiben macht. Ich habe mit [Asiaten] 27-seitige E-Mails in Englisch verfasst und ich weiß nicht, was alles für Vertragsbedingungen ausgehandelt. Dann wollt ihr mich da... hab ich so einen Hals gekriegt. (I: Ist das gut angekommen?) Ja, die waren begeistert. (lacht)

Ich muss produzieren, ich muss neue Kunden finden, ich muss einkaufen, ich muss verkaufen, ich muss meine Buchhaltung machen. Ich habe auch einen Haushalt, ich habe zwei Hunde, ich habe einen Mann, ich muss was essen, ich muss zusammenräumen, ich muss Vertrieb machen, ich muss online präsent sein, ich muss Fotos machen, ich muss die bearbeiten, ich muss Grafik machen, ich brauche Verkaufsunterlagen. Also ich bin alles in Personalunion, und das rund um die Uhr.

Als Einzelunternehmer bist du in einem derartigen Dauerradl, dass du eigentlich nicht mehr zum Schnaufen kommst. Und dann sollst du dich noch weiterbilden. Ja, wann denn bitte? Zwischen Mitternacht und vier in der Früh? Da hätte ich dann Zeit. Schlafen ist eh total kontraproduktiv. Umsatztechnisch volle Pleite, nicht? Man liegt nur herum, es passiert nichts.

Und so hat sich das eben entwickelt, dass ich in Wien Fuß gefasst habe; und das hat sich immer weiter aufgebaut, solange bis Corona gekommen ist. Und da ist mit einem Schlag alles, aber wirklich alles zusammengebrochen. Ich habe mit [Vertreterinnen verwandter Berufe] zusammengearbeitet, wovon die meisten sich in Luft aufgelöst haben, weil sie entweder ihren Job verloren haben oder umgesattelt haben.

Das Wort Urlaub kenne ich nur von anderen. Die fahren auf Urlaub. Weil ich kann es mir weder zeitlich noch finanziell leisten. Ich arbeite eigentlich das ganze Jahr. So ist das halt, nicht? Also hat auch sehr viel mit Selbstausschöpfung zu tun. Wirklich bis das Weiße aus den Augen kommt, ja.

Ich habe jetzt wirklich Monate gehabt, wo ich nicht einmal die Miete reingespielt habe, weil einfach meine Fixkosten alles auffressen. Es war echt heftig teilweise, weil diese ganzen Corona-Nachwirkungen, die sind noch immer da. Das sieht halt keiner. Weil wir tun alle so, wie wenn alles weitergehen tät wie bisher. Ist es aber nicht. Weil ganze Bereiche sind zusammengebrochen.

Armut sieht man nicht. Meine Kollegin, die hat auch gesagt: Es gibt Monate, wo sie nicht gewusst hat, was sie ihren Kindern zum Essen servieren soll. Und sie war schick angezogen und eine arrivierte [Berufsbezeichnung], super. Und gern gesehen. Nur dass man davon nicht mehr wirklich leben kann, über das redet auch keiner.“

In Karolas Geschichte treffen wir auf **schon bekannte Elemente**: hohe **Schulden** für das Eigenheim; eine schwere **Erkrankung** und nachfolgende Arbeitsunfähigkeit (diesmal des Partners); **prekäre Einkommensverhältnisse als Ein-Personen-Unternehmerin**; der Einbruch des Geschäfts in den Corona-Lockdowns, ohne zureichende staatliche Hilfen. Zum Interviewzeitpunkt verdient Karola alles in allem, aus selbstständiger und geringfügiger unselbstständiger Tätigkeit, im Schnitt 800 Euro pro Monat (die, wie bei allen Selbstständigen, weder regelmäßig noch gesichert sind); zusammen mit der niedrigen Rente ihres Mannes lassen sich so gerade die Kosten für das Haus bestreiten, zum Leben bleibt kaum etwas. Ihre Eltern springen ein: eine Ressource, die für den Mittelstand charakteristisch ist (und die den Kindern armutsbetroffener Eltern ausnahmslos verwehrt bleibt).

„Es war [nach der Erkrankung des Ehemannes] nicht so, dass wir gleich unser Haus verkaufen haben müssen und unseren Kredit fällig gestellt bekommen haben. Wir haben den Kredit einfach hinausgezögert, nicht? Also der ist dann halt einmal ruhend gestellt worden. Wir haben diesen Aufschub gekriegt, glaub', zuerst vier Monate, und dann haben wir noch einmal zwei Monate herausgeholt, dass wir eben insgesamt ein halbes Jahr keine Kreditraten zahlen haben müssen.

Meine Eltern haben mich auch immer wieder einmal unterstützt. Ja. Wenn das nicht gewesen wäre, täte es mich eh nicht mehr geben.“ (Karola)

In Form von **Kontoüberziehungen** wachsen die Schulden, wenn auch in kleinen Schritten, noch weiter an. Davon wissen auch Patrizia und Martina ein Lied zu singen:

„So schleppst du dich halt von Jahr zu Jahr. Du baust dir ja natürlich auch immer mehr Minus auf. Weil du müsstest so viel mehr verdienen, dass du das wieder einmal ausgleichst, was du schon aufgebaut hast.“ (Karola)

„Die Bank hilft mir wohl immer und gibt mir halt doch über dem Rahmen, aber sagt, das muss wieder zurückkommen irgendwie in irgendwelcher Art.“ (Martina)

„Jetzt müssen Sie sich einmal vorstellen, Sie machen ein Kommerzkonto auf und haben das Privatkonto, das überzogen ist. Sie müssen irgendwo das Privatkonto auffüllen. Das dauert. Da fressen einen die Zinsen. Überziehungszinsen, wissen Sie selber, dass die hoch sind. Na, dann haben wir das geschafft, dann war das nächste Loch. So ist es immer weitergegangen, weitergegangen, weil bis ich das geschafft habe, war einmal auch das Kommerzkonto im Minus. Jetzt habe ich das auch wieder auffüllen müssen und irgendwann ist alles nicht mehr gegangen.“ (Patrizia)

Karola hat (ebenso wie Patrizia) das **Glück**, auf Grund früherer unselbstständiger Erwerbstätigkeit im AMS-System zu sein und damit eine soziale Absicherung zu haben, die lebenslangen Selbstständigen

fehlt. Das bedeutet ein fixes Einkommen (ohne Antrag) und bezahlte Weiterbildungsmöglichkeiten (Karola lernt professionelle Buchhaltung) bzw. Starthilfen in die Selbstständigkeit:

„(I: Und nach dieser LKW Geschichte waren Sie beim AMS?) Da war ich beim AMS, bis ich dann gesagt habe, so, ich will was machen. Dann habe ich gesagt, in der Gastronomie ist am besten, wenn ich selber was mache. Und nicht für irgendjemand funktionieren muss, sag ich einmal. Das ist irgendwie nicht so mein Stil (I: Haben Sie da eine Unterstützung vom AMS gekriegt?) Ja, ja, freilich. Neugründungsförderung. (...) Das AMS hat mir auch nach der Öffnung einen Monat noch gezahlt. Also als Hilfe, wenn du in Selbstständigkeit gehst. (I: Das hat damals gut funktioniert?) Ja, ja absolut. Na, ich kann übers AMS wirklich nicht schimpfen. Darf ich gar nicht. Mir haben sie geholfen.“ (Patrizia)



Abbildung 20: Worthäufigkeit Interview Lukas (38 Jahre)

Lukas (38 Jahre)

Geboren in einer Kärntner Bezirksstadt, studiert Lukas in Wien Theaterwissenschaft. Sein Hauptinteresse gilt zunächst dem Film.

Noch während des Studiums leistet er Auslandszivildienst in der Entwicklungszusammenarbeit. Dort entdeckt er seine Liebe zum Theater; nach Ende der Dienstzeit bleibt er ein weiteres Jahr und spielt bei einer Theatergruppe.

Als er nach Österreich zurückkehrt, kommt eine Schauspielerin der Theatergruppe mit ihm; sie heiraten, ein erstes Kind kommt zur Welt. Lukas schließt sein Studium mit dem Doktorat ab.

Dann übersiedelt die junge Familie nach Kärnten, Lukas und seine Frau gründen ihre eigene freie Theatergruppe. Die Stücke, die sie aufführen, schreibt Lukas meist selbst. Nach fünf Jahren bekommt seine Frau eine fixe Anstellung an der Schnittstelle von Kunst und sozialer Arbeit, die ihr aber die Freiheit lässt, auch in der eigenen Schauspieltruppe aktiv zu bleiben. Ein zweites Kind wird geboren.

Sie leben in einem Dorf: in einem Haus, das Lukas' Mutter gehört. Über das Gehalt seiner Frau und die Projektförderungen für die einzelnen Produktionen der eigenen Theatergruppe hinaus verdient Lukas auch mit Nebenjobs dazu, teils bei anderen Theatergruppen, teils in vollkommen kunstfernen Bereichen.



„Ich habe im Studium immer wieder gearbeitet. (I: Am Theater oder was?) Am Theater habe ich schon auch immer gearbeitet, aber weniger mit Einkommen. Sagen wir einmal so. (...) Das heißt, ich habe in Wien als persönlicher Assistent zum Beispiel gearbeitet. Ich habe einen Rollstuhlfahrer immer zur Uni gebracht oder zu seinen Wegen. Also sehr oft im sozialen Bereich, weil mich das auch immer interessiert hat. (I: Haben Sie Ihr Studium selber finanzieren müssen?) Meine Mutter war Alleinerzieherin, mit vier Kindern,

hat auch nicht so viel Geld gehabt, aber sie hat trotzdem immer einspringen können. Aber ich bin eigentlich mit der Studienbeihilfe und den Nebenjobs ziemlich gut über die Runden gekommen. Ich habe wenig gebraucht, ich habe immer sparsam leben können.

Eigentlich hast du sowas ja unentgeltlich machen müssen, einen Auslandszivildienst. Du hast nicht so gezahlt gekriegt wie bei uns. In dem Projekt, wo ich war, habe ich schon was gekriegt. Aber es waren halt 100 Dollar pro Monat. (I: Da haben Sie auch nicht davon leben können, nicht einmal dort, oder?) Es ist sich ausgegangen in [Land]. (...) Wenn du vor allem im ländlichen Raum gearbeitet und gelebt hast, hast um einen Dollar essen gehen können. Und ja, in der Theatergruppe habe ich dann am Anfang auch nicht viel verdient. Das war keine große Gruppe, die viel Ressourcen gehabt hat. (...) Da habe ich halt auch noch mit Erspartem gelebt teilweise. Und ich habe auch so gewisse Sachen dann einfach nicht ausgegeben, die man normalerweise zahlt. Ich habe keine Krankenversicherung gehabt in diesem Jahr, zum Beispiel. (...) Ich habe dann schon an allem gespart, sozusagen.

Sie [die Ehefrau] hat mit mir zusammen eben im Theaterbereich gearbeitet. Und hat dann schon teilweise auch bei anderen Theatergruppen ein bisschen mitgearbeitet. Und da ist halt dann auch dazugekommen, dass du ja dann Gott sei Dank so ein Kinderbetreuungsgeld bekommst. Das war halt auch super, weil damals war das für uns eh viel Geld. Damit sind wir schon recht gut über die Runden gekommen.

Es war halt einfach so diese Mischung, eigene Produktionen mit ein bisschen Subventionen und Mitgliedsbeiträgen, Studienbeihilfe, Kinderbetreuungsgeld und andere Arbeiten, die ich halt sonst irgendwo gemacht habe, irgendwo Ofen setzen, Rasen mähen, ernten helfen...

Ab 2015 ungefähr hat sich dann die Fördersituation ein bisschen gebessert. Da haben wir immer noch wenig für das, was wir gemacht haben, (...) natürlich immer noch weit weg vom ‚fair pay‘ und immer noch weit weg von dem, was zum Beispiel Freunde in meinem Alter verdienen in ihren Jobs. Das sowieso.

Dann so ab 2016 hat dann [Ehefrau] begonnen, bei den [Arbeitgeber] zu arbeiten. Das war auf der einen Seite schwierig, weil dann für die eigenen Produktionen weniger Zeit war. Aber es war halt einfach eine Erleichterung auf der anderen Seite für sie, weil sie dann ein fixes Einkommen gehabt hat, (...) aber auch eine gewisse Freiheit für mich. Weil vorher war halt immer die Verantwortung für beide. Ich habe halt immer alles doppelt denken müssen, sozusagen. Jetzt kann ich einfach irgendwo zusagen, wo halt es nur um mich geht, sagen wir einmal so.

Wir sind in Österreich sehr stark vernetzt, vor allem wo es darum geht, für bessere Bezahlung von Künstler:innen zu kämpfen.

Wir leben nicht so schlecht, aber wenn ich's dann halt sehe im Vergleich, was Freunde von mir verdienen und andere Familien verdienen, und wie viel die einmal Pension kriegen werden, und wie viel ich einmal Pension kriege, dann kriege ich halt schon immer wieder ein bisschen Stress mittendrin.

Ich schaue schon, dass es bei [Nebenjobs] eher im Theaterbereich bleibt, aber manchmal will ich auch ganz aus der Theaterwelt ein bisschen raus und mach einfach mal einen anderen Job irgendwo. Weil das auch ganz gut tut und da oft die Stundenlöhne besser sind.

Wir wohnen in einem Haus, das gehört meiner Mutter. Und wir zahlen Miete für unseren Wohnbereich, den wir haben, können aber andere Teile des Hauses auch nutzen, weil das Haus eigentlich leer steht, also meine Mutter dort nicht wohnt. Das heißt, es ist dadurch unsere Situation ein bisschen einfacher, weil wir für den Wohnraum, den wir haben, eigentlich wenig Miete zahlen.

Insofern haben wir, haben unsere Kinder, glaube ich, nicht weniger Möglichkeiten als andere. Dadurch, dass wir auch Unterstützung haben von unseren Familien und dass wir gewisse Sachen reduzieren. Jetzt unsere Kinder nicht zehn Freizeitprogramme haben, sondern nur eins oder zwei. Tut aber den Kindern auch gut, glaube ich. Weil man sieht bei vielen Freunden oder so, die von einem Kurs zum nächsten fahren müssen (...), wo ich mir denk: okay, will ich das eigentlich?

Auto ist schon ein teurer Faktor, das muss man schon sagen, da gibt man schon viel aus. (...) aber leider sind wir in Kärnten im ländlichen Raum immer noch stark aufs Auto angewiesen.

Wir können es uns leisten, ab und zu Skifahren zu gehen. Obwohl das kann sich bald eh keiner mehr leisten. Wir können es uns auch leisten, alle zwei Jahre nach [Herkunftsland der Ehefrau] zu fahren für ein paar Wochen. Viele können das nicht.“

Sowohl Lukas als auch Karola mussten, seit sie selbstständig sind, neben ihrer eigentlichen Arbeit stets Nebenjobs machen, um genügend Einkommen zu haben – bei Lukas heißt das: sein ganzes Erwachsenenleben, denn er war als einziger von Anfang an selbstständig. Er hat auch nie mit den Nebenjobs gehadert.

„Also Theaterprojekte [während des Studiums] waren halt so zwischen 500 und 1.000 Euro. Je nach dem, wie viel ich gemacht habe. Und ich habe halt ganz viele andere Sachen gemacht. Ich habe dort einmal wo ausgemalt ein Haus, dort beim Ernten geholfen. Sachen, die ich teilweise immer noch manchmal mache.“ (Lukas)

„Man hantelt sich so durch mit verschiedensten Jobs, um sich über Wasser zu halten. Ich bin in Gemeinderatssitzungen gesessen, die mich nicht die Bohne interessiert haben, aber hab' halt brav mitgeschrieben, was die Tages[ordnungs]punkte waren und wer was gesagt hat und warum und wieso und habe dann einen Artikel draus geschrieben und habe den bei der Zeitung abgeliefert.“ (Karola)

Lukas wirkt zufrieden mit seinem Leben. Obwohl er persönlich nur etwa 700 Euro netto pro Monat verdient (und zwar, wie alle Selbstständigen, zwölf und nicht 14 Mal im Jahr), reicht das Geld bei ihm aus. Das liegt am fixen (wenn auch keineswegs fürstlichen) Einkommen seiner Frau, an seinem von vornherein sehr bescheidenen Lebensstil, aber vor allem daran, dass er keine Schulden hat und von den Ressourcen seiner Familie zehren kann: Er lebt in einem Haus, das seiner Mutter gehört und für das er eine Miete weit unter den marktüblichen Preisen zahlt. Seit kurzem spart er auch beträchtlich an den Energiekosten, weil das Haus eine Photovoltaik-Anlage bekommen hat – bezahlt von Lukas' Mutter. Das (de facto) Eigenheim ist im konkreten Fall also keine Armutsfalle, sondern ganz im Gegenteil die Absicherung gegen Armut.

Das Monatseinkommen von rund 700 Euro ist das niedrigste von allen 18 Interviewten – und das bei einer Vollzeitbeschäftigung. Das ist kein individuelles Versagen von Lukas, sondern vielmehr für die Kunst typisch, ganz einfach auf Grund der Höhe (oder Tiefe) der öffentlichen Kunstförderungen.

Sofern Lukas (als Kopf seiner Theatergruppe) in der Rolle des Arbeitgebers für sein Ensemble auftritt, versucht er, alle Fair-Pay-Regeln einzuhalten. Da ihm dieses Bemühen aber keine höheren Subventionen einträgt, kann er nur pro Stunde fair bezahlen – und muss die Probenzeiten gegenüber der branchenüblichen Selbstaussbeutung stark reduzieren. Sich selbst beutet er allerdings ganz unfair weiter aus.

„Dadurch, dass wir eine Stundenliste machen und schauen, dass wir [die Fördersumme] richtig aufteilen, damit das im ‚Fair-Pay‘-Rahmen ist, können wir halt jetzt nur drei, vier Stunden proben. Das sind so zwölf Stunden in der Woche Probe.“

Bei so einer Produktion [mit selbst verfasstem Theaterstück] verrechne ich jetzt zum Beispiel nur den Text, und den Text auch noch, sagen wir einmal, zu günstigen Konditionen. (...) Zwischen 3.000 und 5.000 verrechne ich dann für den Text. Der aber ein halbes, dreiviertel Jahr Arbeit bedeutet. Oder mehr.“ (Lukas)

5. Handlungsbedarf und Lösungsansätze aus zwei Perspektiven

Was dazu beitragen könnte und in Kärnten bereits erfolgreich dazu beiträgt, die frühen Wurzeln von Armut zu kappen, die Teufelskreise zu durchbrechen sowie den Austausch von Armut zwischen den Generationen zu unterbinden, wird hier aus zwei Perspektiven gezeigt: zuerst aus Sicht der Betroffenen, die erzählen, was ihnen besonders geholfen hat (Good Practice), was sie als speziell hinderlich empfunden haben (Bad Practice) und schließlich welche Unterstützung sie sich gewünscht hätten oder aktuell wünschen. Zweitens kommen Entscheidungsträger:innen aus der öffentlichen Verwaltung und dem Non-Profit-Sektor zu Wort, die in zwei getrennten Fokusgruppen anhand der Fallbeispiele von Theo (s. S. 18 & 65) und Wolfgang (s. S. 25, 45 & 50) ihr jeweiliges Hilfesystem auf Stärken und Schwächen durchleuchtet haben. Der gesamte zweite Teil der Kärntner Armutsstudie gibt dann eine dritte Perspektive wieder: jene der Kärntner Sozialexpert:innen, die direkt mit den Klient:innen arbeiten; der Online-Fragebogen liefert Informationen mit statistischer Aussagekraft, schließt aber über die Antworten auf die offenen Fragen auch unmittelbar an dieses Kapitel hier an (s. S. 154 & 158).

5.1. Aus Sicht der Betroffenen

In den Interviews wurde mehrfach die Frage gestellt, was den Betroffenen geholfen hätte? Was sie sich gewünscht hätten, um schwierige Situationen leichter zu bewältigen? Was sie sich aktuell wünschen? Wie es häufig bei hypothetischen Fragen in Interviews der Fall ist, wurden vor allem dort konkrete Vorschläge gebracht, wo die Betroffenen bereits erfolgreiche Hilfsangebote kennengelernt hatten. Und so entsteht eine kleine Liste von Kärntner Good-Practice- und Bad-Practice-Beispielen ohne Anspruch auf Vollständigkeit, die zeigt, worauf es aus Sicht der Betroffenen ankommt.



Markus, der inzwischen darüber Bescheid weiß, was es an Lehrberufen gibt, hätte diese **Informationen** gerne vor der Wahl der Ausbildung gehabt – bevor er die für ihn unpassende Lehre begonnen hat. Ileana meint, dass es hilfreich wäre, wenn Sexdienstleister:innen bei ihrer Ankunft automatisch ein persönliches Informationsgespräch absolvieren müssten, damit sie nicht ahnungs- und rechtlos in der Rotlichtblase bleiben. Peter erklärt, dass es nach seiner Burnout-Erkrankung und vor der Entlassung aus dem Krankenhaus, *„gut gewesen wäre, wenn mich irgendwer wirklich bei der Hand genommen hätte, gesagt hätte: ‚Du musst das machen, du musst das machen, du musst das machen.‘“* (Peter) Und er macht sich auch Gedanken darüber, wie man den Informationsstand grundsätzlich verbessern und das Bewusstsein etwa für Armut oder psychische Erkrankungen steigern könnte – und sieht keinen Ausweg, denn: *„Die Kronen Zeitung kann am Samstag in ihrer Beilage etwas über psychische Erkrankungen hineinschreiben. Ich sage Ihnen eins: Das liest keiner. Warum? Ich weiß das von mir selber. Vor 20 Jahren habe ich das auch nicht gelesen, weil es mich nicht interessiert hat.“* (Peter)

Udo erklärt rückblickend auf die Zeit, als er mit zahlreichen psychischen Wunden nach Kärnten kam: *„Ich glaube, was ich jetzt erst in Anspruch nehme, das hätte ich damals schon gebraucht. Ich hätte eine Therapie machen müssen.“* (Udo). Auch Markus denkt heute, es hätte ihm geholfen, *„vielleicht*

auch früher schon eine Reha zu machen.“ (Markus) Theo, der schon mehrmals in Therapie war, wünscht sich einen uneingeschränkten und kostengünstigen Zugang zu **Psychotherapie**. Dem schließt sich Peter an, der aber – inzwischen hervorragend informiert – auch anmerkt, dass sich das Angebot in den letzten Jahren deutlich verbessert habe.

„Zum Beispiel mehr Zugang zu Psychologen. Diese ganzen Psychologen kosten ja ein Schweinegeld pro Stunde. Wenn dir das nicht finanziert wird von einem Landesgericht oder so, dann kann man da nix machen. Weil es einfach zu teuer ist. Eine Stunde 100 Euro zum Beispiel. Ich könnte mir das nicht leisten, wenn ich jede Woche zum Psychiater muss. Es tut ja auch gut mit einem Psychiater zu reden. (...) Ich bin davon überzeugt, dass ich's brauche. Ich habe das ja noch lange nicht verarbeitet mit meiner Kindheit oder so.“ (Theo)

„Die Therapien. Es werden – es hat sich nach wie vor nichts geändert – von der ÖGK zehn Stunden gezahlt, also Kassenvertrag. Teilweise ist es aber so, dass man mit zehn Stunden nicht auskommt. Wo gehst denn dann nachher hin? Weil die erste Therapiestunde kostet 90 Euro bei einem Therapeuten. Davon kriegst du von der Gebietskrankenkasse 50 Euro retour. Die 80 Prozent, was die Krankenkasse eben zahlen TÄTE. Es gibt schon etwas. Das, wo AVS, Caritas und pro mente gemeinsam einen Pool haben. Da ist aber ein halbes Jahr Wartezeit. (...) Da hast aber dann 50 bis 60 Stunden. (...) Am wichtigsten wäre ja, dass man weitertherapiert wird.“

Es hat sich aber etwas verbessert. Sie haben in Klagenfurt eine neue Abteilung gebaut für Psychiatrie. Sie haben in Villach neu gebaut. Da ist einmal wirklich ein Fortschritt da.“ (Peter)

Theo geht bei seinen Wünschen noch mehr ins Detail. Ihm ist klar, dass ein Hilfsangebot für ihn nur dann Sinn macht, wenn er sich mit der Betreuerin oder dem Therapeuten versteht; wenn also ein **Vertrauensverhältnis** – eine Bindung – aufgebaut werden kann. Auch Udo spricht seine Suche nach Bindung an, ebenso Ava: Die Betreuung bei der *Diakonie de La Tour* ist ihr Good Practice-Beispiel, weil dort mit den Menschen geredet werde – wie bei einer guten ärztlichen Behandlung.

„Ich kann jetzt nicht einfach zu einem Psychologen gehen. Ich muss mich mit dem verstehen ja auch. Also es muss passen. Ich habe meine Bewährungshilfe schon, seit ich 15 Jahre alt bin. Mit der hat's immer gepasst, und jetzt habe ich jemanden gekriegt, weil sie gegangen ist, und das ist eine komplette Katastrophe mit dem also. Mit dem verstehe ich mich nicht. Also es muss harmonieren zwischen den Leuten, verstehen Sie? Und das tut es auch nicht immer. Das ist eben das Problem.“ (Theo)

„Ich war immer wieder auf der Suche nach familienähnlichen Verhältnissen. Dass ich (...) am liebsten eine ganze Familie kennenlerne, die mich dann aufnimmt oder so, das waren immer meine Gedanken. Das hätte mir als Mensch, der schon sehr früh von seinem Rudel getrennt wurde, etwas gebracht. DAMALS.“ (Udo)

„Das ist echt gut für mich. Ehrlich und freundlich. Nette Leute. Und die verstehen uns. Das ist gut. Alle verstehen uns. Unsere Probleme, unsere Schwierigkeiten. Zum Beispiel, wenn eine Patientin geht zum Arzt: Wenn Arzt versteht nicht, das ist schade. Aber manche Ärzte sprechen und verstehen, dann wird man gesund, (...) weil er versteht das richtig. Und hier in Diakonie verstehen sie uns sehr gut, das hilft sehr gut.“ (Ava)

Und Anna erwähnt während des Gesprächs immer wieder, wie sehr sie es bedauert, dass ihre Betreuerin bei der *Aidshilfe* (jetzt: *Checkpoint*) den Beruf gewechselt hat, nicht weil sie ihre neue Ansprechpartnerin nicht schätzt, sondern weil es für sie ein einschneidendes Erlebnis war, respektvoll behandelt zu werden und Vertrauen haben zu können. Auch Annas Kollegin Ileana ist voll des Lobs für *Checkpoint* – eindeutig ein Good Practice-Beispiel in der Betreuung von Sexdienstleisterinnen.

„Sie fehlt. Allen, allen. Wissen Sie, warum? Ich sage es Ihnen. Es ist eine schwere Situation, man muss das echt mitfühlen können.“

Sie war auf der Stelle da und hat geholfen. (...) Sie war großartige Frau für diesen Job. Weil viele sieht das nicht so: Ist Prostituierte, ist peinlich, wissen Sie? Und die Frauen erzählen nicht jedem Menschen ihr Leben. (...) Warum braucht sie Hilfe? Oder wenn eine ist drogensüchtig oder Alkoholikerin, solche Frauen werden nicht zugeben: Ja, ich brauche Hilfe. Aber sie hat das auch gemacht, ich weiß das.“ (Anna)

Gut eingelöst wird Theos Bedürfnis nach Bindung von der Non-Profit-Einrichtung, in der er seit der Jugend in Betreuung ist. Er präsentiert sie als Good-Practice-Beispiel und stellt einen Vergleich zu einem anderen Angebot für Jugendliche an, das für ihn weniger bringt. Wichtig ist auch **Niederschwelligkeit und ständige Ansprechbarkeit**, die **Unterstützung bei Alltagsangelegenheiten und bürokratischen Prozessen** sowie **Kostenlosigkeit**.

„Ich bin durch andere Jugendliche da hereingekommen. (I: Das erste Mal? Können Sie sich erinnern, warum Sie da hier waren?) Das weiß ich noch ganz genau. Da hat’s einen Jugendlichen gegeben, den [xxx], der hat gesagt: ‚Gehen wir da hinein, da kann man gratis essen und so, voll gut‘. (...) Die waren auch alle gleich sehr nett. Seitdem bin ich eigentlich immer hereingekommen.

Schon seit ich 15 bin. (I: Das heißt, Sie kennen sie schon ganz lang, die Leute hier?) Ja. Das ist eine super Einrichtung da, echt. Also die helfen einem wirklich weiter. Auch wo ich in Haft war. Sie sind mich zuerst jede Woche besuchen gekommen. Und dann war das aber zu teuer mit dem Zug, was ich aber verstehen kann. Dann sind sie halt alle zwei Wochen gekommen, aber sie waren immer da.

Es gibt wohl noch ein Jugendzentrum, aber die tun da einfach nur mit dir spielen und so, Playstation. Hier kümmern die sich um dich. Also die machen mit dir Bewerbungen. Was du halt so brauchst, Wohnungsanträge, Sozialanträge. Also die machen das alles mit dir und das ist die einzige Einrichtung, wo man so einfach herkommen kann und sagen kann, he, bitte helf mir, ich brauche Hilfe. (...) Es müsste einfach mehr Hilfen geben. Und vor allem die nichts kosten, weil sich das ja keiner leisten kann. So wie kostenlose Beratungsstellen.“ (Theo)

Auch Theos Vergleich von Heim und Wohngemeinschaft liefert ein Bad-Practice- und ein Good-Practice-Beispiel: Im Heim setzen die Betreuer·innen auf **Druck und Sanktionen** – zu einer Bindung kommt es nicht, Theo lebt sich nicht ein. In der WG haben alle Jugendlichen eigene Beziehungsbetreuer·innen; das Konzept geht auf – und dann doch wieder nicht, denn Theo reizt die Bindung so weit aus, bis sie zerreißt, weil dann doch Sanktionen ergriffen werden (Zitate s. S. 18). Udo äußert sich ähnlich wie Theo: In einem Betreuungssetting ohne Druck – das ist sein Best-Practice-Beispiel *4everyoung* – arbeitet er freiwillig mehr als das Geforderte und Bezahlte, aber bei Druck schaltet er auf stur. Dass gutes Zureden und Nichtlockerlassen – ohne Sanktionsandrohung wohlgemerkt – durchaus Sinn machen, beschreibt Oskar: Zu seinem ersten Alkoholentzug, für den er heute dankbar sei, habe man ihn nur gegen seinen nachhaltigen Widerstand überreden können.

„Es war so, dass mir immer wieder gesagt wurde: ‚Sie müssen dies machen, Sie müssen das machen, Sie müssen jenes machen, weil sonst...‘ Bei ‚weil sonst‘ schalte ich schon ab.

Das Müssen ist doch viel schöner, wenn es aus dem Wollen herausrührt. In meiner Firma – ich bin jetzt ein gutes halbes Jahr drüben – war ich für 15 Stunden angemeldet, ich musste nur drei Tage die Woche kommen, (...) war aber fünf Tage da, ohne Stempeln, einfach nur rein, weil ich die Leute so cool fand. Das sind teilweise meine neuen Freunde geworden, meine Arbeitskollegen sind echt tippi-toppi, muss ich echt sagen. Und ich hab’ endlich wieder dieses Gefühl, es MACHT Spaß, arbeiten zu gehen, das ist nicht wegen dem Geld, sondern es ist dieses Funktionieren da draußen. (...) Die Leute sind alle schwer in Ordnung, die Schlüsselfiguren halten an mir fest. (...) Diese Firma nennt sich 4everyoung. Wir waren vorletzte Woche im Fernsehen und in der Zeitung. Hamma großen Tag der offenen Tür gehabt, war auch der Herr Kaiser da und die Frau Schaunig. (...) Nicht dass ich politisch jetzt so sehr interessiert bin, aber es hat mir schon was gegeben, mich dann in der Zeitung zu sehen. Ich fand das sehr toll, und es gibt ein Gefühl, dass man mit den Leuten verbunden ist.“ (Udo)

„Ich habe gesagt: ‚Nein. Ich mag nicht. Ich bin kein Alkoholiker. Ich trinke halt einmal mein Bier.‘ Das hat mir natürlich keiner geglaubt. Das hat man mir ja angesehen auch. Und da waren zwei Sozialarbeiterinnen, die haben immer fest Druck gemacht: ‚Jetzt machen wir das.‘ Die haben mich da hingeschickt und da hingeschickt. Nachher haben sie mich runtergefahren auch auf die de La Tour nach Treffen, eine Sozialarbeiterin. Deswegen habe ich es nachher gemacht. Zwar mit Widerwillen, wirklich mit Widerwillen, aber nachher ist es schon gegangen.“ (Oskar)

Wolfgang's Good-Practice-Beispiel ist die **Notschlafstelle** der Caritas in Klagenfurt, die für ihn jene Ansprechstelle ist, die er fünf Jahre lang weder in seinem Dorf noch in der Bezirkshauptstadt gefunden hat. Dort stößt er auf offene Türen und Ohren; man berät ihn verständnisvoll und engagiert, verschafft ihm Zugang zum Sozialamt und damit zu einem Einkommen und eröffnet Zukunftsperspektiven. Für die ländliche Gegend, in der er gewohnt hat, wünscht er sich mehr Ressourcen und eine bessere Qualifikation der **Gemeindemitarbeiterinnen**, denn das war die einzige Stelle, bei der man sich um eine Hilfe für ihn bemüht hat, wenn auch ohne nachhaltigen Erfolg. Im Vergleich mit „seiner“ Bezirkshauptstadt beschreibt Wolfgang das **Sozialamt** in Klagenfurt als hilfreich.

„(I: Hätte es irgendwas gegeben, was Ihnen geholfen hätte, dass sozusagen der Weg, den Sie dann eingeschlagen haben, irgendwie GESTOPPT worden wäre?) Dass es so eine Einrichtung, wie sie DA jetzt ist, also rein nur von den Sozialarbeitern, dass es so was unten auch gibt, wo kannst hingehen von acht bis vier mit denen reden. Was kann man da machen? Was kann man da tun? Wie kann man da entgegenwirken? Oder wo kann ich hingehen? Was hilft mir?“

In kleinen Gemeinden, dass (...) geschaut wird, dass die Leute, die dort arbeiten, mehr machen können. Dass sie auch in weiteren Sachen zum Beispiel geschult werden und dass sie auch unterstützt werden. So wie die Dame hat nicht nur Bürgerservice allein gehabt. Die hat das Meldeamt nachher noch gehabt. Die hat Wahlvorbereitungen gehabt. Sie hat die Arbeitseinteilung gehabt für die Gemeinde. Die hat extrem viel zum Tun gehabt. Dass da ein bisschen entlastet wird und ihr zum Beispiel ermöglicht wird, Schulungen zu machen, dass sie eben halt Leuten wie mir BESSER helfen kann und NOCH MEHR helfen kann und nicht nur sagen: Okay, ja. Wir schreiben da jetzt einmal bei Kärntner in Not an, und mehr kann man nicht machen.“

Ich habe dort [Sozialamt] eine Auflage, dass ich mindestens fünf Bewerbungsschreiben im Monat bringen muss. DIE Auflage ist eigentlich vom Betreuer intern, sagt er eben halt. Es soll kein Druck sein, sagt er immer. Dabei bringe ich ihm eh immer zehn, 20, 25 – grad so, wie beim AMS eben halt die Jobs ausgeschrieben sind.“ (Wolfgang)

Die Caritas wird im Zusammenhang mit **Obdachlosigkeit** von mehreren Gesprächspartnerinnen positiv hervorgehoben, weil sie in höchster Not rasch geholfen hat. Ebenso die **Volkshilfe**, die für alle ehemals obdachlosen und für die meisten wohnungslosen Befragten unbürokratisch eine kostengünstige Unterkunft zur Verfügung gestellt hat. All diese Rückmeldungen betreffen Klagenfurt.

„Die vom AMS haben gesagt, irgendwo müssen Sie gemeldet sein, ansonsten müssen Sie zur Caritas gehen und sich dort anmelden. Und dann hab' ich mich bei der Caritas angemeldet, hab' denen meine Geschichte erzählt, und die haben gesagt: ‚Ja, mah, wer ma schon schauen, dass ma so schnell wie möglich...‘ Die haben dann auch noch ein bisschen Geld dazugegeben, dass ich da gleich einziehen konnte. War dann auch gleich wieder gemeldet, also das waren zwei Wochen, die ich da eben ohne eigenen Wohnsitz war, und wo die Caritas dann gleich geholfen hat.“ (Udo)

Stefanie wünscht sich in den **Beschäftigungsprojekten**, die sie seit dem Ausbruch ihrer psychischen Erkrankung immer wieder besucht, eine Möglichkeit, Einzelgespräche zu führen, außerdem regelmäßige Feedback-Schleifen und schließlich eine Tätigkeit, die „den Geist auch ein bisserl anspornt und fördert.“ Ein diesbezügliches Good-Practice-Projekt fällt ihr nicht ein, aber Udo, wobei seine Ansprüche geringer sind: Der lungenkranke Mann fühlt sich bei *4everyoung* allein dadurch respektiert, dass er eine sitzende Tätigkeit ausführen kann und nicht körperlich schwer arbeiten muss. Dass er an sei-

nem Arbeitsplatz zusätzlich immer wieder in die Lage kommt, anderen zu helfen, sei es mit dem einen oder anderen Handgriff oder mit ermunternden Worten in einer düsteren Stimmung, baut ihn zusätzlich auf, ebenso dass ihm Kinder anvertraut werden, die den Betrieb besuchen. Markus ist wie Udo bei *4everyoung* tätig und hat dort ebenfalls schlussendlich die Betreuung gefunden, die er seit fast einem Jahrzehnt gebraucht hätte. Erstmals seit Abschluss seiner Lehre wird ihm eine berufliche Zukunftsperspektive geboten, in einem Tätigkeitsfeld, das ihn interessiert und ihm Freude macht.

„Ich arbeite im Sitzen mit dem Schraubenzieher, und wenn ich stehe, hab' ich meistens mit den Menschen zum Tun, helf' den Menschen weiter; oder auch mal 'n Gespräch, wenn ich merke, es ist jemand depressiv, hol' ich mir den raus und bau' den wieder auf und so weiter. Aber eine sitzende Tätigkeit war noch nie der Fall.“ (Udo)

Der Akademiker Edwin ist noch nie in ein Beschäftigungsprojekt vermittelt worden, das eine seiner Ausbildung entsprechende Tätigkeit vorsieht. Er sei vom *GPS (Gemeinnütziges Personalservice GmbH)*, nicht zu verwechseln mit dem *Gesundheits-, Pflege- und Sozialservice* des Landes Kärnten, abgekürzt ebenfalls *GPS*) nicht aufgenommen worden, erzählt er, weil der Verantwortliche gemeint habe: *„Ich hab' nix. Ich könnte Sie höchstens nur in ein Lager tun und das für ein, zwei Monate. Der hat selber gesagt: Ich sehe ein, wenn Sie nicht in ein Lager gehen werden, weil Sie langweilen sich, wenn Sie studiert und alles Mögliche haben.“ (Edwin)*

Edwin berichtet aber auch von schlechten Erinnerungen an das **Gemeinnützige Personalservice**, die (wie bei anderen Befragten) vor allem den Umgangston betreffen. Wolfgang erzählt zB, er sei nach anfangs guten Erfahrungen in einem Krankenstand äußerst unfreundlich gemaßregelt worden, vor allem aber sei sein Arbeitsvertrag verlängert worden, ohne dass er dem ausdrücklich zugestimmt hätte. Das kurzfristig bessere Einkommen – für sechs statt drei Monate – habe letzten Endes die Mietbeihilfe von 200 auf 20 Euro sinken lassen. Das Geld habe ihm danach gefehlt, denn in ein dauerhaftes Beschäftigungsverhältnis sei er nicht übernommen worden. Das habe mit dazu beigetragen, dass er in Mietrückstand geraten sei und schließlich die Wohnung verloren habe, und das, obwohl er die Mitarbeiterin des GPS ausdrücklich gefragt habe, ob dieses Szenario eintreten könne.

„[Ich bin] durch meine damalige AMS-Beraterin als Hilfsarbeiter zu GPS Kärnten geschickt worden. Ich meine, so wie die arbeiten und wie man da angedet wird, da bin ich am selben Tag wieder weg. Dann bin ich vier Wochen gesperrt worden.“ (Edwin)

„Nachher habe ich wieder zu GPS können. Dort hat nachher die Sozialbetreuerin gewechselt, war eine Neue, die überhaupt keinen Tau gehabt hat. Also wie die mit den Leuten umgegangen ist. Ein Arbeitskollege ist krank geworden und das Büro macht unten um sieben auf. Fünf vor sieben ruft sie ihn an, schreit am Telefon, was ihm einfällt, dass er krank wird, dass das eine Frechheit ist, dass das Konsequenzen haben wird. Zuerst habe ich nur gedacht, okay, der tut ein wenig übertreiben. Nachher bin ich selber krank geworden. Ich habe wirklich eine SEHR schlimme Grippe gehabt. (...) Den ersten Tag habe ich gedacht: Okay, warte ich einmal ab. Ich hoffe, dass es mir morgen, nächsten Tag besser geht. Nachher fahre ich zum Arzt, hole die Bestätigung und schicke das ihnen runter. Am zweiten Tag, ich fahre grad mit dem Bus vom Arzt zurück, ruft mich genau diese Person an, schreit am Telefon mit mir, warum sie noch keine Krankenstandbestätigung von mir unten hat. Nachher habe ich gesagt: ‚Madame, ich war jetzt grad beim Arzt.‘ ‚Ja, hättest ja gestern fahren gekonnt.‘ Nachher habe ich gesagt: ‚Da habe ich nicht einmal gebraucht einen Meter vom Klo weggehen. Nachher will ich sicher nicht in einem BUS drinnen sitzen und eine Stunde mit dem Bus unterwegs sein.‘ Das ist ihr doch wurscht. Sie will heute den noch unten haben. Nachher habe ich zu ihr gesagt: ‚Moment! Im Arbeitsrecht steht drinnen, Krankenstandschein kann bis zu drei Tage später der Firma zugesteckt werden.‘ ‚NICHT BEI UNS!‘ Dann sage ich: ‚Ach so. Gilt bei euch das Arbeitsrecht nicht, das österreichische?‘ Da war sie auf einmal still, aufgelegt.“ (Wolfgang)

Udo beschreibt, wie sich ein schlechtes Betreuungsverhältnis aufschaukeln kann. Seine damalige AMS-Betreuerin habe seinen Wunsch ignoriert, nicht beim GPS zu arbeiten, weil er „*da keine positiven Sachen erlebt*“ habe und mit einer Bezugssperre gedroht. Dort habe ein Mitarbeiter das Vorstellungsgespräch ohne nennenswerte Begrüßung mit der Äußerung gestartet: *„Morgen, sieben Uhr, warm angezogen“*. Der nun folgende Dialog war der Beginn einer zunehmend außer Kontrolle geratenden Situation: *„Freut mich! Wo gehen Sie denn hin?“*, *„Nein, nicht ich, sondern du. Weil wir müssen morgen dies und das machen.“* Sag’ ich: *„Das werden wir aber erst sehen, Vielleicht sollten wir uns vorher mal unterhalten – wer sind denn Sie?“*. Wütend und gekränkt habe er immer mehr Widerstand gezeigt, erzählt Udo, sei daraufhin beschimpft worden. Als er dann vorgegeben habe, das Gespräch aufzuzeichnen, sei er eingesperrt und schließlich richtiggehend an die Wand gestellt worden. Diese geradezu unwirkliche Erfahrung hatte keine negativen Folgen für Udo; danach war er nie wieder für GPS tätig. GPS ist das von den Interviewpartner·innen am häufigsten genannte Bad-Practice-Beispiel, und zwar mit Erlebnissen, die einen Zeitraum von mehr als zehn Jahren abdecken und bis in die Gegenwart reichen.

„Ich war schon so aufgeheizt (...), dass ich mit der keinen klaren Kopf finden konnte, und sie dann zwei Damen dazugeholt hat. Die haben, anstatt mich zu beruhigen, mich halt provoziert und haben halt sowas gesagt wie ‚Schmarotzer‘ und ‚der Herr Udo will ja gar nicht arbeiten‘ und ‚schau dir den doch mal an‘ und so weiter. Also wirklich nicht sehr nett. Bis mir das irgendwann auf die Nerven gegangen ist. (...) Ich hatte so einen MP3-Player eingesteckt. (...) Da sag’ ich: Ups, das tut mir leid, jetzt hab’ ich doch bei dem Gerät glatt auf Aufnahme gedrückt, was machen wir jetzt? Und dann ist es da abgegangen, das können Sie sich nicht vorstellen. (...) Ich wollt’ nur, dass die ihren Mund halten und mich endlich in Ruhe lassen. Und damit die überlegen, was die da überhaupt von sich geben. (...) Haben die Tür gleich abgesperrt und noch einen dazugeholt. Haben gesagt: ‚An die Wand stellen, wir rufen die Polizei und her mit dem Gerät‘. Hab’ ich gesagt: ‚Wenn ich gewusst hätte, was ich jetzt für für eine Show geboten kriege. Schauen Sie, das ist ein MP3-Player, mit dem kann man gar nicht aufnehmen.‘ Dann wurd’ ich halt freundlich gebeten zu gehen; bin am nächsten Tag wieder zu meiner Beraterin, hab’ ich gesagt: So, ich war jetzt bei GPS, wie schaut’s aus, krieg’ ich jetzt die Sperre, weil die mich nicht übernommen haben? Sie: ‚Nehmen S’ das jetzt auf?‘“ (Udo)

Die aus der Sexarbeit ausgestiegene Anna empfindet das Qualifizierungsprojekt *Einstieg in den Umstieg der Diakonie de La Tour* als einmalige Chance in einem Beruf Fuß zu fassen, für den eine Ausbildung nötig ist, und damit in Jobs zu kommen, die nicht prekär sind. Das **Eröffnen einer Zukunftsperspektive** prägt dieses Projekt in besonderem Ausmaß, spielt aber in vielen der hier als Good-Practice-Beispiel vorgestellten Angebote eine tragende Rolle.

Für die Asylberechtigte Ava ist das Projekt *femme.plus* der *Diakonie de La Tour* ihr Best Practice-Beispiel, wie bereits oben erwähnt. Neben dem Vertrauensverhältnis und dem guten Verständnis für ihre spezifische Situation streicht sie auch heraus, wie wertvoll die **Kinderbetreuung während der Projektzeiten** und die **Aktivitäten neben dem Deutschkurs** seien (zB die Suche nach Arbeit, aber auch das Kennenlernen des neuen Lebensmittelpunktes durch gemeinsame Ausflüge). Für die Zukunft wünscht sich die Akademikerin eine **Aus- oder Weiterbildung**, die ihr einen dauerhaften Job ermöglicht, und eine **Gemeindewohnung**.

„Wir lernen dort Deutsch, aber nicht Deutsch so intensiv, sondern so langsam mit Ausflügen. Das ist echt eine gute Methode von Lernen Deutsch. Auch Kind hat Betreuung. Das ist das Beste. Die Mamas lernen und die Kinder haben Betreuungen. (...) Hilft auch bei Arbeit suchen. Wenn man ein Problem hat, die helfen uns sehr viel.“

Eine gute Ausbildung, wenn ich finde, das wäre gut für mich, weil ich weiß, ich mache diese Ausbildung und dann ich habe diesen Job für immer. Und auch eine Wohnung von Gemeinde bekommen, das ist auch SEHR wichtig für mich.“ (Ava)

Der mehrfach vorbestrafte Christoph schließt sich bei seinem einzigen Wunsch Ava an: Er möchte aus dem Pensionszimmer in eine eigene **Wohnung** ziehen, die zeitgemäßen Standards entspricht.

„Eine Garçonniere-Wohnung wäre super. Da wäre ich schon so zufrieden. Wenigstens ein Bett und einen kleinen Balkon, weil dann brauche ich nicht im Zimmer drin rauchen. Ich muss immer drin rauchen und drin schlafen. Weißt du? Und so eine kleine Garçonniere mit einem kleinen Balkon und Bad/WC in der Wohnung haben. Nicht arschkalt, Alter.“ (Christoph)

Die schmerzgeplagte Martina wünscht sich eine **Heimhilfe**, die ihr beim Haushalt zur Hand geht, bis sie wieder in der Lage ist, so „perfektionistisch“ zu sein wie früher, und damit ihre Tochter, die noch die Schule besucht, nicht so oft einspringen muss.

„Mir würde echt eine Heimhilfe helfen, die was zum Beispiel in der Früh kommt, wo ich weiß, heute geht es mir besser oder heute geht es mir schlechter. Auch im Haushalt. Ich war immer so perfektionistisch. Jetzt liegt dort was herum. Jetzt liegt da was herum. Manchmal gehe ich zum Herd, nachher rinnen mir einfach die Tränen runter, weil ich körperlich solche Schmerzen habe, dass ich nicht schaffe zu kochen. Dass ich da ein bisschen eine Unterstützung kriege.“ (Martina)

Bei **arbeitsrechtlichen Fragen** haben mehrere Gesprächspartner:innen ganz selbstverständlich die Hilfe der Arbeiterkammer in Anspruch genommen, worüber stets positiv berichtet wurde. Als Anlaufstelle für Menschen mit Behinderung wurde von guten Erfahrungen mit dem Bundesverband für **Menschen mit Behinderungen** (ÖZIV) berichtet.

Für **Ein-Personen-Unternehmen** hält die branchenerfahrene Karola **Kooperationsnetze** für die rettende Idee:

„Wir kleinen Unternehmen, sagen wir einmal, wir Einzelkrabber, wir müssen uns irgendwie zusammentun und schauen, dass wir uns gegenseitig unterstützen und helfen, aber trotzdem am Leben bleiben. Ich kann mir keinen Marketingmenschen leisten, der dann 500 Euro mindestens oder noch viel mehr im Monat von mir haben will, dass er dann das macht, was ich eh schon alles vorbereiten muss. Aber dass man vielleicht über gegenseitige Umsatzbeteiligungen... zum Beispiel, ich habe so Kooperationen mit Innenarchitekten gehabt. Du baust das in dein Projekt ein, kriegst 20 Prozent von dem Verkaufspreis. Das rechnest du gleich mit ein, die 20 Prozent, da schreibst mir eine Provisionsrechnung, und so läuft das Angebot dann hinaus. Also einfach, dass sich die Leute viel mehr vernetzen (...). Weil über kurz oder lang wird es uns Einzelunternehmer alle nicht mehr geben, weil wir es einfach nicht mehr derblasen. Weil die Bedingungen, kommt mir vor, werden von Woche zu Woche härter. Nicht nur die Teuerung, nicht nur die Inflation... die allgemeine Weltlage, nicht? Weil die drückt ja auch auf die Kaufstimmung.“ (Karola)

5.2. Aus Sicht von Entscheidungsträger-innen aus öffentlichem und Non-Profit-Sektor

An den beiden Fokusgruppen, die Mitte März 2024 in Klagenfurt stattfanden, nahmen ausschließlich Personen in Leitungsfunktionen teil: acht aus der öffentlichen Verwaltung und elf aus dem Non-Profit-Sektor bzw. dem Bereich der Interessensvertretungen. Der Input der Moderatorin war bei beiden Gruppendiskussionen gleich: Im ersten Teil wurden anhand von Originalzitate aus den Interviews (vor allem jenem mit Theo, s. S. 18) frühe Wurzeln von Armut zur Diskussion gestellt. Die dahinterliegende Frage war, wie gut ist in Kärnten das Präventionsnetz ausgebaut, um Lebenswege wie jenen von Theo schon in der Kindheit und Jugend aufzuhalten und damit die Wahrscheinlichkeit von Armut in späteren Leben zu verkleinern? Im zweiten Diskussionsteil ging es um Armut im ländlichen Kärnten; hier diente die Biografie von Wolfgang als Ausgangspunkt (s. S. 50). Die Treffen dauerten 2 Stunden 20 Minuten reine Diskussionszeit. Die Teilnehmer-innen und die Institutionen, die sie vertreten, bleiben hier im Bericht anonym: Die folgenden Zitate weisen lediglich aus, aus welcher Gruppe die Wortmeldung stammt. Auch wenn es innerhalb der Gruppen hin und wieder unterschiedliche Wahrnehmungen gab, überwog doch in jeder Gruppe der Konsens. Die Diskussion konzentrierte sich auf die Maßnahmen der Armutsbekämpfung im jeweils eigenen Bereich.



Grundsätzliche Befunde

- **Es besteht ein breites und gutes Angebot zur Armutsbekämpfung in Kärnten.**


öff. Sektor

„Es fällt NIEMAND durch das System. Oder es ist fast nicht möglich. Du kannst dich nur noch dem System entziehen. Weil jeder, der zu uns kommt und um Hilfe bittet, dem wird auch Hilfe zuteil. Das muss ich schon sagen. Selbstverständlich ist es so, dass, wenn jemand nicht arbeitswillig ist, dass er sanktioniert wird, das ist auch im Sinne des Gesetzes so. Aber wenn jemand notleidend ist, dann haben wir auch mit den Möglichkeiten, die wir jetzt auch wieder gekriegt haben, mit den Erwachsenensozialarbeitern, wirklich jedem zu helfen. Mir ist kein Fall bekannt, wo irgendjemand jetzt bei uns durchs System gefallen ist.“


NP-Sektor


„Ich denke, Kärnten ist in vielen, vielen Aspekten äußerst gut aufgestellt, auch wenn ich es mit internationalen Zahlen vergleiche.“

- **„Luft nach oben“ bei fallbezogener Vernetzung im Non-Profit-Bereich**


Das große Thema in der ersten Hälfte der Non-Profit-Runde war die Vernetzung der Angebote. Theos Beispiel hat einen Nachdenkprozess darüber angeregt, ob die vorhandenen Angebote ausreichend ineinandergreifen, um Armut in ihrer Vielschichtigkeit aufzufangen. Die Runde kam zu dem Schluss, dass es diesbezüglich Verbesserungsmöglichkeiten gebe. Dabei ging es um Strukturen, in denen fallbezogene Vernetzung als Standard vorgesehen ist und nicht von den mehr oder weniger zufälligen Gegebenheiten in Einzelfällen oder einzelnen Einrichtungen bzw. Regionen abhängt.



NP-Sektor


„Es GIBT ein großes Angebot. Ja. Aber ob dieses Angebot so vernetzt ist? Das sollten wir uns auch noch einmal überlegen. Ich würde es vielleicht so zusammenfassen: Die richtigen DINGE tun oder die Dinge richtig tun. Man sollte sich das gesamtheitlich schon auch anschauen. Meiner Meinung nach wird nur immer im System gearbeitet und herumgeschraubt und irgendwas verändert, aber nicht am System.“


 *NP-Sektor* „Dieses vernetzte Arbeiten, ich glaube, an der Stellschraube ist noch massiv zu drehen in Kärnten, dass wir intensiver die verschiedenen Kompetenzen ineinandergreifen lassen in einer guten Netzwerkarbeit.“


Hürden für die Vernetzung verorteten die Teilnehmer:innen sowohl im Non-Profit-Hilfesystem, zB die schlechtere Versorgung mit Hilfsangeboten in ländlichen Gebieten oder die Fluktuation beim Personal, als auch bei den Rahmenbedingungen: vor allem bei den Vorgaben der Fördergeber:innen, die zB sogenannte „Doppelbetreuungen“ verhindern oder so hohe Quoten bzw. kurze Betreuungszeiten vorgeben, dass wenig Zeit für den Austausch zwischen den Einrichtungen und damit auch für eine intensive Begleitung der Klient:innen bleibt.

 *NP-Sektor* „Wir wissen, dass wir uns in Ballungszentren viel leichter tun, weil das Angebot da ist. Aber wie schon angesprochen Hermagor, das wissen wir auch, also ist regional sehr dünn besät. Dass man da wirklich noch einmal mehr intensivieren muss, unsere Mitarbeiter dran zu erinnern: ‚Bitte vernetzt euch!‘ Mitarbeiterfluktuation – wir merken das dauernd. (...) Jüngere Kollegen, Kolleginnen, die wissen dann vielleicht nicht, dass es dort irgendwo für Jugendliche, für Kinder, für Erwachsene oder für ältere Menschen was gibt.“

 *NP-Sektor* „Wenn der jetzt bei der Caritas auch irgendein Angebot in Anspruch nimmt, dann könnte das ja als Mehrfachbegleitung gewertet werden. Oft einmal sind wir damit konfrontiert: Entweder da wird die Person begleitet oder da, obwohl die Person eigentlich im Sinne einer Ausgewogenheit beides bräuchte.“


 *NP-Sektor* „Das ist in Wirklichkeit keine Doppelbetreuung, sondern jeder deckt etwas ab. Das sind klassische künstliche Grenzen, die von Seiten der Gesetzgebung, Politik und so weiter kommen.“


 *NP-Sektor* „Dann ist es durchaus auch so, dass oft einmal einfach hohe Quotenvorgaben zu wenig Ressourcen übriglassen, um eine gute Vernetzung zu pflegen.“


 *NP-Sektor* „Vielleicht ist es besser, den Druck ein bisschen herauszunehmen, längere Betreuungszeiten zu ermöglichen, die Quoten ein bisschen zu reduzieren. Weil dann kann ich qualitativ besser begleiten. Das würde wahrscheinlich für einen Teil dieser Menschen zu einem Erfolg führen.“

- **Verbesserungspotential betreffend die personellen Ressourcen im öffentlichen Hilfesystem**

In der Diskussionsrunde der öffentlichen Hand löste die Präsentation von Theos Fallgeschichte Überlegungen rund um die personellen Ressourcen im öffentlichen Hilfesystems aus, die dann die erste Hälfte der Fokusgruppe dominierten. Es ging zB um Überforderung angesichts der komplexen Problemlagen mancher Klient:innen und darauf aufbauend um die Frage der „richtigen“ **Qualifikation**.

 *öff. Sektor* „Armut wird oft totgeschwiegen. Es wird darüber nicht konkret öffentlich geredet. Und mir kommt halt so vor, wenn jemand jetzt genau (...) in diesem Altersbereich kommt, 20, 25, 30, 35 herum, dann wissen oft gewisse Stellen nicht: Wie soll ich damit umgehen? Was fange ich mit dem an jetzt? Oder grad wenn jemand eine schwere Kindheit gehabt hat.“

 *öff. Sektor* „In den Bezirksverwaltungsbehörden, Gemeinden sitzen Menschen, die diese Aufgabe ausführen. Welche Befähigung haben diese Menschen, um das zu tun? Das ist die Frage, die wir uns stellen müssen. Weil im Sozialhilfegesetz, Bildungs- und Erziehungsgesetz steht zwar drinnen, diese Menschen müssen fachlich und persönlich geeignet sein. Aber was ist das? Auf diese Frage habe ich noch nie eine Antwort gekriegt. (...) Welche Ausbildung braucht jemand, um zu erkennen – und das ist ganz schwer, da durchzudringen –, welche Probleme hat dieser Mensch? Der hat ja nicht nur Geldprobleme. (...) Sondern wir müssen (...) viel früher ansetzen, um dem Menschen zu helfen. Wir leisten Hilfe zur Selbsthilfe. (...) Aber wie helfen wir dem, sich selbst zu helfen?“

 *öff. Sektor* „Wenn jemand in diesem Bereich arbeitet, dass einfach eine Normierung der Ausbildung hergehört, eine gewisse Grundausbildung, die jemand zu absolvieren hat. Jurist ist eine Superausbildung. Es gibt Juristen, die ein sehr gutes soziales und emotionales Verständnis haben.“

Ich kenne das aber auch anders. (...) Ich muss auf den Menschen eingehen. Dazu braucht es einen gewissen Hintergrund, ein gewisses Einfühlungsvermögen, eine gewisse Ausbildung.“

Jenseits der Qualifikation wurden auch die beruflichen Belastungen und die Unterstützungsangebote diskutiert (zB **Supervision**), die den Mitarbeiter:innen des öffentlichen Dienstes offen stehen.


öff. Sektor

„Was mir da so aufgefallen ist, da sind lauter frustrierte Leute drinnen gesessen. Die waren wirklich fertig. Und ich verstehe das auch. Wahrscheinlich ist das wirklich so ein Job auch wie eine Polizistin, ein Polizist. Du hast nur mit negativen Sachen zu tun. Für mich ist die Frage: Werden die begleitet oder haben die eine Supervision oder eine Weiterbildung oder eine Möglichkeit, sich rauszunehmen? Weil die haben mir Geschichten erzählt, das ist ja ein Wahnsinn.“


öff. Sektor

„Wir haben die Möglichkeiten der Supervision. (...) Das Problem ist ja eigentlich, dass diese Leute, die dann eben frustriert sind, das auch nicht annehmen. (...) Diese Leute, die die Arbeit machen, sind in ein System hineingewachsen, sind dorthin versetzt worden, wie auch immer, und müssen jetzt eine Arbeit machen, die sie eigentlich vielleicht gar nicht machen wollen.“

Schließlich ging es auch in der Runde der öffentlichen Hand um das Thema **Ressourcenknappheit**: Es gebe zu wenige Stellen für „richtig“ Qualifizierte, etwa Erwachsenensozialarbeiter:innen. Hinzu komme der ständig steigende administrative Aufwand für die Dokumentation der Arbeit, aber auch für im Zuge der diversen Krisen häufig auszunehmenden Sonderzuwendungen. Auch hier wurde schließlich der Wunsch nach einer besseren finanziellen Ausstattung laut.


öff. Sektor

„Was passiert in einem Sozialamt? Was wird dort gemacht? (...) Es kommt immer mehr zur Geltung, dass man mit den Leuten reden muss. Und ich muss echt sagen, der Tag hat zu wenige Stunden. (...) Weil wir haben eine einzige Erwachsenensozialbetreuerin, zu 50 Prozent. Das läuft übers GPS [Kärntner Gesundheits-, Pflege- und Sozialservice]. Im Sozialamt ist gar niemand drin, der so eine Ausbildung hat. Das geht sich hinten und vorne nicht aus.“


öff. Sektor

„Es braucht das Einverständnis der Politik, weil die Politik im Prinzip ja definiert, wie viel Geld vorhanden ist für gewisse Planstellen. (...) Das ist natürlich ein Kostenfaktor. (...) Nur, es ist eine Investition in die Zukunft.“

• **Innovative Ansätze in der Armutsprävention und -bekämpfung**

In beiden Runden wurde das Konzept der **Sozialraumorientierung** als zukunftsweisend angesprochen: Hier wird das Zusammenleben der Menschen grundsätzlich (zB durch die baulichen Strukturen) so gestaltet, dass mehr Teilhabe möglich ist. Dies enthält auch ein präventives Element, denn wer weniger vereinzelt lebt, dessen Probleme werden eher wahrgenommen und in weiterer Folge mit größerer Wahrscheinlichkeit einer Lösung zugeführt.


NP-Sektor

„Wir leben sehr vereinzelt. Jeder ist sehr auf sich gestellt. Es hat sich auch durch die Digitalisierung wahnsinnig viel verändert. (...) Die Interaktion untereinander, die zu fördern: durch die Art und Weise, wie wir Wohnen gestalten, wie wir ein Leben gestalten. Das ist natürlich im ländlichen Bereich was anderes als im städtischen Bereich. Das sind halt langfristige Präventivmaßnahmen. Die greifen leider nicht gleich. (...) Wie müssen wir jetzt die Zivilgesellschaft auch unterstützen, dass da Zahnräder ineinandergreifen, dass man frühzeitig einfach auch Teilhabe ermöglicht? Weil das ist ja das Entscheidende. Da, wo Menschen, die in Armut leben oder in Gewalt, auch in ihrer Teilhabe am gesellschaftlichen Leben eingeschränkt sind, dass wir diese Teilhabe ermöglichen, damit überhaupt etwas sichtbar wird, wo dann was greifen kann.“

Frühe Wurzeln der Armut kappen

- **Keine ausreichende Armutsprävention im Kindesalter**

Fallbeispiele von Klient:innen, in deren Lebensgeschichten frühe Wurzeln von Armut sichtbar und wirksam werden, sind allen Teilnehmer:innen gut vertraut. Sie kommen so regelmäßig vor, dass ein Vertreter aus dem öffentlichen Sektor erklärte, man könne „aus dem Sozialversicherungsauszug ablesen, wie die Jugend“ dieser Klient:innen gewesen sei. Die Nonprofit-Gruppe war sich einig, dass es kein ausreichendes präventives Netz gebe, das schon frühzeitig bei den Kindern – etwa in den Familien oder Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe – gezielt ansetze, um Armut später im Erwachsenenleben zu verhindern. In beiden Gruppen wurde festgehalten, dass ein solches Netz sinnvoll wäre, weil es später immer wieder sehr schwer sei, erfolgreich zu intervenieren und einen Weg aus der Armut zu finden – auch wenn für die Erwachsenen ein umfangreiches Angebot bestehe. Erstmals angesprochen wurde hier ein Problemfeld, das sich durch beide Fokusgruppen zog: wie man mit jenen umgehen solle, die freiwillige Angebote, die ihnen helfen könnten, nicht und nicht annehmen wollen. Bei Präventionsmaßnahmen im Kinder- und Jugendalter sah man diesbezüglich bessere Erfolgschancen, wobei eine umfassende und vernetzte Hilfe vorgeschlagen wurde, die auch die Bekämpfung materieller Kinderarmut beinhalten müsse.


NP-Sektor

„Sie haben jetzt beispielhaft erzählt, was zu späterer Armut führt. Das muss nicht sein, das kann sein. Und da kann ich jetzt nur antworten: Wir haben sicher kein ausreichendes PRÄVENTIVES Netz, um das zu verhindern. Was wir schon haben, ist dann nachfolgend. In der NACHSORGE sind wir, glaube ich, ganz gut. Aber das ist natürlich auch sehr viel auf Freiwilligkeit, dass Leute das in Anspruch nehmen oder nicht.“


öff. Sektor

„Das Problem dabei ist, dass (...) die Armut, also das Verhalten, schon durch die Sozialisation so manifestiert ist, dass man da ganz schwer – und wenn, überhaupt nur mit sozialpsychologischer Hilfe – wieder herauskommt. Die Schäden, die schon im Kindesalter verursacht worden sind, sind ganz schwer zu reparieren. (...) Es gibt ganz wenige, jetzt aus meiner Erfahrung, die wir trotz unserem Bemühen da auf einen Weg bringen, wo's passt.“


öff. Sektor

„Aber dort fängt die Krux an, oft sind ja genau diese Kinder, die in WGs kommen, (...) die Klienten schon wieder von morgen.“


NP-Sektor

„Wir haben einen Teil der Menschen, die kommen zu uns, die wollen begleitet werden. (...) Dann gibt es einen Teil der Zielgruppe, die wollen oder können nicht. (...) Das ist das, wo wir alle ohnmächtig sind. (...) Da bin ich der Meinung, Angebote müssen so früh wie möglich da sein und auch greifen im Sinne der Prävention. Weil dann kann ich die Größe dieser Gruppe, wo wir dann alle ohnmächtig sind, vielleicht – weil das in der Kindheit schon gut funktioniert – reduzieren. Da spielt sicher auch hinein, dass die materiellen Voraussetzungen in den Familien passen müssen, also dass das gesamte Paket passt.“

- **Schwierige Vernetzung bei der generationenübergreifenden Betreuung von Familien**

Beide Gruppen wiesen darauf hin, dass es schwierig sei, eine Familie als Ganzes zu betreuen, also den Eltern wie den Kindern die jeweils notwendige und passende Unterstützung gleichzeitig zukommen zu lassen. Im öffentlichen Hilfesystem stehe dem vor allem der **Datenschutz** im Weg: ein schneller und unkomplizierter, fallbezogener Austausch von Informationen zwischen den Mitarbeiter:innen der Sozialhilfe mit jenen der Kinder- und Jugendhilfe sei nicht möglich. Hinzu kämen als weitere Hürde die zu geringen personellen Ressourcen. Es habe jedoch eine Zeit gegeben, in der Jugend- und Sozialhilfe eine Einheit gebildet haben, damals habe man noch generationenübergreifend arbeiten können.



öff. Sektor

„Wir (...) waren ja zuerst mit der Kinder- und Jugendhilfe eine Abteilung. Da haben wir diese Wahrnehmung auch gehabt: Wir betreuen gemeinsam Generationen. (...) Mittlerweile sind wir getrennt. (I: Gibt es da noch weiter eine Zusammenarbeit, eine gute?) Na ja. Datenschutzmäßig ist es sehr schwierig. Weil vom Sozialhilfegesetz sind wir da der Jugend- und Jugendhilfe nicht auskunftspflichtig. Wir versuchen in halbjährlichen Abstimmungsprozessen, dass wir uns gut vernetzen. (...) Aber so, wie man sich das lapidar vorstellt, der Sachbearbeiter der Sozialhilfe ruft die Sozialarbeiterin in der Kinder- und Jugendhilfe an und die tauschen sich aus, das dürfen sie nicht. (...) Und arbeitspensumsmäßig ist es schwierig.“

In der Non-Profit-Runde wurde von unterschiedlichen Erfahrungen berichtet: einerseits von erprobten und erfolgreichen Projekten, in denen die Vernetzung gut sei. Hier wurden die *Frühen Hilfen* mehrmals angesprochen, ein Projekt der *Gesundheit Österreich GmbH (GÖG)*, das für werdende Eltern und Familien mit Kindern bis drei Jahren Unterstützung anbietet, wenn schwierige bzw. überforderte Situationen auftreten.³² Andererseits wurde die Vernetzung – und zwar von einer erprobten Netzwerkerin – gerade dann als schwierig beschrieben, wenn Kinder mitbetreut werden müssten bzw. die Kinder- und Jugendhilfe involviert sei (und damit die Gefahr einer Kindesabnahme im Raum stehe). Was hier anklingt: Viele Unterstützungsangebote sind an ein bestimmtes Alter gebunden, eine Fortsetzung muss also erst gesucht, eine neue Vernetzung hergestellt werden.



NP-Sektor

„Ich kann ein gutes Beispiel nennen vom Bezirk Spittal an der Drau. Da sind die „Frühen“ mit unseren Einrichtungen sehr, sehr gut vernetzt. Wenn die draufkommen: Ich bin jetzt in der Familie, ich arbeite mit dem Kind, aber irgendwie bleibt die Mutter oder die Oma oder die Schwester wirklich über, wir wissen nicht, was wir tun sollen – da findet Vernetzung ganz gut statt. Auch Villach, muss ich sagen, ist ein bisschen so ein Vorzeigeprojekt.“



NP-Sektor

„Irgendwo nehmen wir Sozialarbeit auch wahr als sehr zerstückelt in sehr kleine Teilbereiche, wo eben zum Beispiel Kinder bis zu einem bestimmten Alter betreut werden. Und der Rest der Familie bleibt draußen. Und das empfinden wir als sehr schwierig.“

Im Zusammenhang mit häuslicher Gewalt – einer sehr regelmäßig auftretenden frühen Wurzel von Armut – wurde von nicht immer einfachen Kooperationen zwischen den beiden Sektoren erzählt: Ob bei Kindern, deren Mütter im einem Frauenhaus Schutz suchen, eine Belastungseinschätzung durch die Kinderschutzzentren in die Wege geleitet werde, sei von der jeweiligen Bezirkshauptmannschaft abhängig und werde in Kärnten nicht einheitlich gehandhabt. Diese Belastungseinschätzung macht jedoch erst offensichtlich, welche Unterstützung für die Familienmitglieder nötig sei.



NP-Sektor

„Die Belastungseinschätzung ist keine Routine in Kärnten, wo ich mir das denke, das verstehe ich nicht. (...) Es ist bei den Bezirkshauptmannschaften unterschiedlich, wo wir als [Einrichtung] mit den Sozialarbeitern, Sozialarbeiterinnen dann fachlich diskutieren und vehement bitten, das eben zu initiieren. Weil dann kann man relativ klar schauen: Was ist die Situation? Was braucht ein Kind an weiterführenden Unterstützungen? Was braucht die Familie vielleicht noch?“

• **Kinderarmut bekämpfen – eine komplexe Herausforderung**

Kinderarmut dominiert in Österreich seit einer Weile die politische und öffentliche Diskussion rund um mögliche Wege der Armutsbekämpfung. Das war in beiden Fokusgruppen merkbar, in jener des Non-Profit-Sektors aber deutlich präsenter.

Gegen Kinderarmut vorzugehen, ist eine schnell und häufig geäußerte Forderung, die sich aber in der praktischen Umsetzung in mancher Hinsicht als kompliziert herausstellt, wie die Wortmeldungen in der Non-Profit-Diskussion nahelegen. Das beginnt bei der Definition: Menschen, die zwar zB auf politischer Ebene in den Diskussionsprozess über Maßnahmen gegen Kinderarmut eingebunden, aber mit den gängigen Definitionen nicht vertraut sind, haben mit dem Begriff Armut genau dieselben

Schwierigkeiten, die in der Einleitung zu diesem Berichtsteil beschrieben werden (s. S. 10): „Zwei Runden hatten wir schon, auch mit der Politik, zum Thema Kinderarmut in Kärnten. (...) Wir haben kein einheitliches Bild von Armut in der Kindheit, und ich zitiere jetzt, das sind Aussagen aus der Politik, die dann sagen: ‚Na ja. Wenn das Armut ist, dann war ich auch arm als Kind.‘“ (NP-Sektor) Und findet eine Fortsetzung bei der Frage, ob es nicht zu wenig ist, Kinderarmut nur mit einzelnen Unterstützungsleistungen abzufedern, ohne nach den Gründen für die materielle Not zu suchen und dort anzusetzen, um eine nachhaltige Lösung zu finden, zB für die Teuerung. Und in den ländlichen Gebieten fehlen die Kooperationspartner·innen, die für eine Rundum-Betreuung unabdingbar wären.



NP-Sektor

„Viele unserer Interventionen gehen in die Richtung, etwas aufzufangen, was Eltern oder auch Schule nicht leisten können, zum Beispiel Nachmittagsunterricht, Nachhilfe et cetera. Ein warmes Frühstück. Wenn ich denke, im durchschnittlichen Jahr kommen 6.000 Leute zu uns, weil sie Miete, Strom nicht zahlen können. Im letzten Jahr waren es 9.000. Jetzt kann ich sagen: ‚Ah, toll! Die Leute wissen, dass sie bei uns eine Hilfe bekommen. Das heißt, das Netz funktioniert.‘ Ich muss mich aber trotzdem fragen: Warum sind es plötzlich 9.000 und von den 9.000 sind 2.000 Kinder?“



NP-Sektor

Ich glaube schon, dass man nicht einfach sagen kann: ‚Jetzt gebe ich dem einmal einen Laptop und damit ist's vorbei.‘ Sondern man sollte das schon mitbegleiten. (...) Dann muss man auch schauen, dass es eine Nachhaltigkeit gibt. Da muss man versuchen, die Eltern mit ins Boot zu bekommen.

Wir haben gemerkt, dass wir dort an unsere Grenzen kommen, wo wir keine Anschlusspunkte haben im Netzwerk. (...) Es ist schwierig, in manchen Bereichen in Kärnten zu helfen: In Klagenfurt und Villach ist es leichter, aber es ist leider in Wolfsberg, St. Veit und so unheimlich schwer mit Anschlusspunkten.“

- **Präventionsnetz durch elementarpädagogische Einrichtungen und Schulen dichter knüpfen**

Mehrere Teilnehmer·innen der Non-Profit-Runde berichteten, dass Schulen regelmäßig problembelastete Schüler·innen in die Einrichtungen schicken, in die Vernetzung sind die pädagogischen Institutionen aber nicht eingebunden. Im Sinne einer Prävention sei dies aber insbesondere für die elementare Kinderbildung und -betreuung wünschenswert, denn: „Meine Wahrnehmung ist, dass es teilweise in der Schule schon zu spät ist. Da sind wir dann in der Reaktion und nicht mehr in der Prävention.“ (NP-Sektor)

Würden Kindergärten und Schulen in die Netzwerke einbezogen, käme mit den Lehrer·innen auch eine neue Berufsgruppe hinzu, die eigentlich andere Aufgaben zu erfüllen habe. Um die Bildungseinrichtungen also sinnvoll einbinden zu können, meinte die Non-Profit-Runde, müssten dort zusätzlich Sozialpädagog·innen, Sozialarbeiter·innen oder Psycholog·innen eingestellt werden, die erstens das Lehrpersonal entlasten und unterstützen und zweitens die Vernetzung mit den sozialen Non-Profit-Einrichtungen und auch dem öffentlichen Hilfesystem tragen.



NP-Sektor

„Wir diskutieren über Vernetzung, aber die wollen ja eigentlich unterrichten. Die wollen jetzt nicht als Sozialarbeiter oder -arbeiterin tätig sein.“



NP-Sektor

„Da werden die Pädagoginnen und Pädagogen in den Einrichtungen sicher noch Unterstützung brauchen, in Hinblick auf Sozialpädagogik und diese Art Dinge, dass da das schon aufgefangen oder angegangen werden kann.“

- **Hoch belastet, hoch gefährdet: Kinder aus Familien mit Migrationsgeschichte**

Kinder von Klient·innen mit Migrationsgeschichte, so war in der Non-Profit-Runde zu hören, sind immer wieder von jenen frühen Wurzeln von Armut belastet, die diesen Bericht durchziehen: eine von

Brüchen durchgezogene Kindheit und Jugend, materielle Armut sowie häusliche Gewalt. Hinzu kämen aber noch weitere migrationsspezifische Belastungen: zB Sprachprobleme und kulturelle Missverständnisse, Traumatisierung durch Fluchterlebnisse, Eltern, die in vielen Belangen nicht voll unterstützen können, eine Rollenumkehr in der Familie, wenn die Kinder die Aufgaben der Eltern übernehmen. Häufig sei es vom Engagement der Schulen abhängig, ob die Kinder jene professionelle Hilfe finden, die sie brauchen. Erschwerend komme hinzu, dass es einen Mangel an Therapieplätzen gebe.



NP-Sektor

„Unsere Kinder haben zusätzlich noch die Probleme der Migration. Auch dieser kulturellen Missverständnisse, die einfach sehr, sehr groß sind. Auch für die Eltern, die da nicht entsprechend helfen können. Aber wenn Fluchtgeschichten im Hintergrund sind, wo die Kinder traumatisiert sind. Oder Kinder von den Eltern zum Beispiel als Dolmetscher instrumentalisiert – sage ich jetzt bewusst – werden, wenn der achtjährige Sohn das Diagnosegespräch bei der Gynäkologin übersetzen muss, und die Mutter überhaupt kein Bewusstsein hat, dass das nicht geht, das sind Dinge, wo die Kinder genau in diese Verantwortungsbereiche hineinkommen, wo sie überfordert sind. Dann leidet die Schule darunter. Dann oft auch (...) von den Familienstrukturen und kulturellen Bedingungen her, wie die Rollenverteilungen sind. Gewalt in der Familie ist ein Teil. Aber ich sage nicht, dass das in allen Familien ausgeübt wird. Aber in manchen Familien wird das überhaupt nicht wahrgenommen als etwas, das nicht geht, weil sie auch keine anderen Modelle haben. (...) Das kommt noch dazu als zusätzlicher Drall zu der Kinderarmut. Und wenn man dann sagt, die Kinder brauchen Unterstützung und die Eltern das auch annehmen können, (...) ist es sehr schwierig, Termine zu bekommen, dass psychologische Unterstützung geboten wird.

Dann kommen noch die allgemeinen Probleme bei Leuten, die schon besser integriert sind. Scheidungen, Beziehungsprobleme der Eltern. Häufige Übersiedlungen. Es ist ja nicht nur die Migration nach Österreich, sondern wir haben eine starke Binnenmigration, einfach aufgrund der unterschiedlichen Aufenthaltssituationen, wo die Kinder immer wieder alle Bezugspersonen verlieren bis auf die Eltern. Das ist wirklich schwierig. Dazu kommt, dass Armut auch dadurch entsteht, dass die Eltern oft in sehr schlecht bezahlten Berufen sind. Die Kinder werden nicht aufgefangen, wenn die Schule nicht dahinter ist.“

Teufelskreise durchbrechen

- **Der Spagat des AMS: zwischen großzügiger Betreuung und bloßer Stellenvermittlung**

In Wolfgang's Geschichte, die den Input für den zweiten Teil der Fokusgruppen gebildet hat, nimmt das AMS – wie zumeist in den Teufelskreisen – eine zentrale Rolle ein; daran anknüpfend, wurde über die (Re-)Integration problembelasteter Personen in den Arbeitsmarkt in beiden Gruppen diskutiert.

Weitaus intensiver aber in jener der öffentlichen Hand, und die Wortmeldungen dort bringen ein Stück weit Licht in die regelmäßigen Enttäuschungen, von denen die arbeitssuchenden Interviewpartner:innen berichten: Sie geben nämlich von der Tätigkeit des AMS dasselbe diffuse Bild, das auch die Betroffenen in den Köpfen haben. Die vielen Projekte und Initiativen, die vor allem im (Umfeld des) AMS bestehen und mit sehr hohem finanziellen Aufwand gefördert werden, wecken immer wieder Erwartungen und Hoffnungen, die dann beim Besuch in einer AMS-Geschäftsstelle nicht unbedingt eingelöst werden, denn dort gibt es einerseits Mitarbeiter:innen, die sich auf die Arbeitsvermittlung als Kernaufgabe beschränken, und andererseits solche, die sich als Berater:innen verstehen und das in ihren Kund:innen-Gesprächen leben.



öff. Sektor

„Die Institution AMS kann im Rahmen von rechtlichen Möglichkeiten einem Menschen eine Arbeit vermitteln. Das ist vom Gesetz her so gewollt. Das ist nicht Jux und Tollerei vom AMS

und nicht Willkür. [Es kann] nur in einem gewissen Rahmen Arbeit vermitteln. Wenn die Arbeit unter diesen Voraussetzungen nicht aufgenommen wird, [hat es] eine Sanktionsmöglichkeit.“

 öff. Sektor

„Es passiert halt ganz viel dazwischen auch noch. Es ist nicht nur die Stelle, wo man zum AMS hingehet und wo das abgewickelt wird. Es gibt ja sehr viele Projekte, wo auch AMS-Gelder drinnen sind, die weit über das hinausgehen, was das AMS im klassischen Sinne macht.“

 öff. Sektor

„Wir haben in Kärnten jetzt eine historisch niedrige Arbeitslosigkeit. Eigentlich muss ich sagen, jeder, der jetzt arbeitslos vorgemerkt ist, ist mit Problemen behaftet. Da scheinen solche Biografien mehrheitlich auf. Weil das sind die Personen mit solchen Problematiken, die bringst jetzt auch nicht in Arbeit, selbst in der Superarbeitsmarktsituation.“

 öff. Sektor

„Die Bemühungen, dem Auftrag des AMS gerecht zu werden und diese Gruppe in den Arbeitsmarkt zu integrieren, sind nicht nur intensivst, sondern sind auch mit großen Fördermitteln und viel Einsatz verbunden. Aber diese Bemühungen sind oft wirklich vergeblich.“

 öff. Sektor

„Die Lösungsansätze müssen die sein, dass man ganz klar sagt: Okay. Das AMS hat jetzt mehr auf Zumutbarkeiten zu achten und Kunden jetzt nicht unbedingt auf Druck, weil es der Arbeitsmarkt und Dienstgeber wollen, zu vermitteln, sondern zu schauen, dass man solche Situationen verhindert.“

Im Zentrum dieses Gesprächsteils stand das Mobilitätsproblem im ländlichen Raum, von dem Wolfgang berichtete. In seiner Wahrnehmung war der Fahrplan des Busses, der einen Arbeitsbeginn um sechs Uhr früh unmöglich machte, der Hauptgrund für die dreimalige AMS-Sperre, die schließlich in Wohnungsverlust und Obdachlosigkeit führte. Manchen erschien dies glaubwürdig, anderen nicht. In der Non-Profit-Gruppe hingegen wurde Wolfgangs Darstellung bestätigt. Auch wenn die Zitate einander jetzt so gegenüberstehen, als wäre es ein Gespräch: Die beiden Fokusgruppen fanden nicht nur getrennt voneinander statt, sondern sie wussten auch nicht, wer an der anderen Gruppe teilgenommen hatte und welche Themen dort wie angesprochen worden waren. In beiden Gruppen wurden die Fallgeschichte von der Moderatorin mit den gleichen Worten und Präsentationsfolien vorgestellt, lösten aber unterschiedliche Reaktionen aus.

 öff. Sektor

„A: Ich hätte jetzt nur gern gewusst, ich meine, den ganz genauen Fall kennen wir jetzt nicht, aber warum es drei AMS-Sperren gibt für etwas, wo der keinen Einfluss drauf hat, wo er nicht wegziehen kann? – B: Das wollte ich eh schon sagen. Also diese Fallbeispiele und Interviews geben subjektive Wahrheiten wieder.^{xv} Und solange man die ganzen Hintergründe nicht kennt, möchte ich da gar nicht sagen, dass das so ist, wie es ist. Grundsätzlich, damit einer eine AMS-Leistung (...) kriegt, muss er arbeitslos sein, arbeitsfähig sein und muss dem Arbeitsmarkt zur Verfügung stehen. Das heißt, er muss – und das ist auch vom Gesetz her vorgegeben – innerhalb vorgeschriebener Wegzeiten von daheim aus einen Arbeitsplatz erreichen. Wenn er das nicht erreicht, dann steht er dem Arbeitsmarkt nicht zur Verfügung. Das kommt in Kärnten relativ selten vor. (...) Wenn das so wäre und der kriegt (...) einen Arbeitsplatz zugewiesen, den er nicht in zumutbaren Zeiten erreichen kann, darf das AMS nicht sperren, kann das AMS gar nicht sperren. Das Ganze unterliegt einem Bescheid. Das heißt, wenn das passiert und das ein Irrtum von Seiten des AMS war, kann man dagegen berufen, und der kriegt das Arbeitslosengeld. Deswegen sage ich, da werden Sachen oft wiedergegeben, wo möglicherweise der den Arbeitsplatz halt nicht innerhalb von einer Stunde erreicht,

^{xv} Der Umgang mit „subjektiven Wahrheiten“ ist für die qualitative Biografieforschung Alltag: Schließlich ist jede Wahrnehmung (und damit auch jede persönliche „Wahrheit“) subjektiv, auch jene der Berater:innen und Betreuer:innen – und auch jene der qualitativen Forscher:innen, die angesichts der wortwörtlichen Transkripte der Gespräche immer wieder verblüfft sind, was dort genau steht, weil ihr persönlicher Eindruck im Interview anders war. Auch deshalb gibt es das elaborierte Methodenset der qualitativen Forschung, das in der Gesprächsführung und Auswertung zur Anwendung kommt: um die „subjektive“ Wahrnehmung der Forscher:innen zurechtzurücken, um die Strukturen in den Erzählungen der Interviewten zu entschlüsseln (und damit deren subjektive Wahrheiten) und um die (unbewusste und bewusste) Selbstpräsentation von Gesprächspartner:innen zu verstehen. (vgl. unter anderem Dawid, 1999)

sondern, weiß ich nicht, eineinhalb Stunden. Und zuerst hat er in der Ortschaft den Arbeitsplatz gehabt. (Moderation: Er hat davor ein Auto gehabt. Es ist ganz einfach. Er hat ein Auto gehabt.) Ob er ein Auto gehabt hat, ist ja wurst. Das AMS kann nicht Rücksicht nehmen, ob er ein Auto hat oder nicht hat. Sondern er muss den Arbeitsplatz erreichen können mit öffentlichen Verkehrsmitteln.“

 öff. Sektor

„Mobilität ist halt schon ein Thema, und das ist da auch rausgekommen. Weil ich muss halt auch sagen, der eine Fall, der ‚subjektive‘ Fall, der hat halt auch zehnmal gesagt: ‚Wenn ich da öffentlich gut hingekommen wäre, dann wäre das kein Thema gewesen.‘ Dann muss ich mir auch nicht Gedanken darüber machen, ob ich in der Stadt mir ein Zimmer, Hotelzimmer, irgendwo nehme oder so.“

 NP-Sektor

„Es hat sich sicher über die Entwicklung am Arbeitsmarkt was getan, weil auch das AMS etwas mehr Zeit bekommen hat, weil weniger Arbeitslose zu betreuen sind. Aber ich kann aus meiner Erfahrung sagen – ich war zuerst im Arbeitsrecht tätig und auch teilweise im Sozialrecht –, kurz vor Corona war es so, dass die Erfahrungen teilweise in den AMS-Beratungen katastrophal waren: dass da von oben herab beraten worden ist und gesagt worden ist: ‚Na ja, ist eh kein Problem. Du hast zwar kein Auto, aber die drei Stunden öffentliche Anreise, das wird schon funktionieren‘. Für einen Job im Hotel- oder Gastgewerbe, damals mit 1.550 Euro brutto bezahlt, mit der Argumentation: ‚Na ja, gibt es eh ein Trinkgeld drauf und dann ist das eine klasse Partie.‘“

Auch wenn in beiden Fokusgruppen ein grundsätzliches Einverständnis darüber herrschte, dass einige Gruppen von Klient:innen auf dem Weg in den Arbeitsmarkt eine intensivere Begleitung brauchen, trat in der Runde der öffentlichen Hand diese Erkenntnis mit steigender Intensität der Diskussion mehr in den Hintergrund, bis die Frage im Raum stand, inwieweit Wolfgang arbeitswillig bzw. unwillig gewesen sei. In der Non-Profit-Runde hingegen gab es einen konkreten Vorschlag, wie Wolfgang möglicherweise gut geholfen hätte werden können.

 öff. Sektor

„Da kommen wir zum Thema, zur Erwachsenensozialarbeit, was ganz ein wichtiger Part ist: Dass man das einfach noch intensiviert und weiter ausbaut. (...) Das ist eine Thematik, wo die öffentliche Hand auch sagen muss: ‚Okay, passt. Wir geben das nötige Rüstzeug oder die finanziellen Mittel, dass man dort stärkt und ausbaut. Dass man eben entsprechend REDET mit den Menschen und ihnen zuhört, die Zeit sich gibt eben dafür. Das ist, glaube ich, ganz, ganz wichtig.“

 öff. Sektor

„Wenn man diese Leute in den Arbeitsmarkt bringen will, diese harten Geschichten, wie wir sie am Sozialamt und AMS haben, dann ist das Vorgehen zu wenig. Deswegen bin ich ja der Meinung, dass vielleicht auch mit entsprechendem personellen Freiraum an den Sozialämtern mit den Leuten gearbeitet werden sollte. Das ist das Ziel, aber derzeit noch nicht möglich.“

 öff. Sektor

„(Moderation: Er hat wohl die Betreuung nicht gekriegt, die er gebraucht hätte. Sonst wäre er sicher wieder im Arbeitsprozess gelandet.) Das bezweifle ich. Das sage ich Ihnen. (Moderation: Warum?) WARUM? Weil das nicht so IST. Also, wenn jemand ARBEITSWILLIG ist und im Rahmen von ZUMUTBAREN Entfernungen vermittelt wird auf einen Arbeitsplatz – das ist die Voraussetzung –, dann weiß ich nicht, warum er die Arbeit nicht annimmt.“

 NP-Sektor

„Vielleicht darf ich ergänzend sagen, auch anhand dieser einen Biografie. Ich glaube, es braucht im Einzelfall über diese Beratung hinaus dann noch eine Begleitung auf den Arbeitsmarkt und AM Arbeitsmarkt. Weil wenn ich die eine Geschichte höre: ‚Nehmen Sie sich eine Wohnung in der Stadt!‘, als Beratungsergebnis, dann muss ich einfach sagen: Okay. Es ist zwar beraten worden, aber ins Leere. Bei dem Herrn haben wir ja offensichtlich manche Kriterien, dass er Zielgruppe, zum Beispiel, für ein Angebot von uns wäre, nämlich für die Arbeitsassistenz für Erwachsene. Weil er eben keine Behinderung hat und nicht zum Kreis der begünstigt Behinderten gehört, gibt es das Angebot aber nicht. Aber wenn ich die Biografie höre und sage: ‚DAS Angebot auch für den Personenkreis‘, dann bin ich ziemlich sicher, dass man den Menschen vor all dem, was danach gekommen ist, bewahren hätte können, indem

man ihn einfach aktiv an der Schnittstelle begleitet hätte. Und zu der Begleitung gehört ja nicht nur die Begleitung der Person selber, sondern da müssen halt auch die Unternehmen in der Region mitbegleitet werden. Da MÜSSEN wir Lösungen finden. Wie schaffen wir Mobilität? Mit welche Mitarbeiter in dem Unternehmen kann er vielleicht mitfahren? Wie flexibel können wir alle zusammen sein, dass wir eine Lösung finden, dass er nicht um sechs im Unternehmen sein muss, wenn um viertel sieben erst der Bus fährt? Das sind Lösungen, an denen muss man mit ALLEN Beteiligten aktiv arbeiten. Da braucht es die Person, die das moderiert, die da an dem Prozess dran ist. (...) Bei Jugendlichen hätten wir es, weil der Jugendbegriff da sehr offen ist, und da kann man ganz viel machen. Aber ab dem 25. Lebensjahr ist vorbei mit den Angeboten."

- **Freiwilligkeit als Schwelle, Vertrauen als Brücke**

Dass vorhandene Unterstützungsangebote von der Zielgruppe nicht angenommen werden, obwohl sie hilfreich und sinnvoll wären, wurde in beiden Gruppen mehrmals angesprochen. Das Gefühl der Ohnmacht, das sich angesichts dessen bei den Anbieter:innen einstellt (siehe Zitat S. 122), war in zahlreichen Wortmeldungen zu spüren: Da wird zum Beispiel mit dem Case-Management ein Instrument im öffentlichen Hilfesystem tatsächlich eingeführt, das von Expert:innen als sinnvolle Maßnahme schon lange gefordert wird – und dann belassen es die Betroffenen nicht bloß dabei, nicht hinzugehen, sondern lehnen es mit ihrer Unterschrift sogar ausdrücklich ab. Die freiwillige Inanspruchnahme von Hilfsangeboten wurde in der Runde der öffentlichen Hand immer wieder als Hürde beschrieben, die zu den Teufelskreisen beiträgt. Als Lösung wurde vorgeschlagen, dass Angebote wie die Erwachsenensozialarbeit dort eingerichtet sein sollten, wo sich die Betroffenen auf jeden Fall einfinden – die Freiwilligkeit schien dabei eher in den Hintergrund zu treten. Der Non-Profit-Bereich hingegen basiert auf Freiwilligkeit und muss daher auf andere Mittel zurückgreifen, um die Klient:innen zu gewinnen.


öff. Sektor

„Wir helfen. (...) Aber das empfinden die Personen nicht so. Wir probieren, das auch wirklich klar zu kommunizieren mit unseren Klienten.“


öff. Sektor

„Wir in [Stadt] haben eine Sozialarbeiterin zusätzlich dafür angestellt, die wirklich die Leute insofern unterstützen soll, aus der Sozialhilfe zu kommen, die auch die Zeit hat und die Ressourcen, dass sie sich wirklich mit den Klienten hinsetzt, wirklich die Problemlagen erörtert, wo sie schaut: Welche Helfersysteme können wir aktivieren? Nur, ich muss auch wirklich sagen, 90 Prozent unserer Klienten unterschreiben uns eine Verzichtserklärung. Die wenigsten WOLLEN damit arbeiten. (...) Und das ist auch dann das, wo wir an die Grenzen stoßen.“


NP-Sektor

„Es gibt viele Angebote. Die Freiwilligkeit ist zum einen ein Vorteil, zum anderen auch ein Nachteil. Weil wenn die Lebenssituation sich minimal verändert, dann wird das weitere Hilfsangebot nicht mehr angenommen. Es brechen viele in den ersten zwei Wochen den Frauenhausaufenthalt wieder ab und glauben, keine Ahnung, geben dem Partner eine neue Chance. Oder es gibt plötzlich einen neuen Partner oder was auch immer, und gehen mit dem gleichen Muster, sagen wir einmal, in eine andere Beziehung.“


öff. Sektor

„Das Case-Management, das aber wiederum nicht angenommen wird, weil es freiwillig ist. Und der muss nicht hingehen. Aber wo er hingehen MUSS, ist zu den Mitarbeitern am Sozialamt. Da kann er sich nicht entziehen. Und zum AMS.

Die Erwachsenensozialarbeit muss dort stattfinden, wo der Kontakt zum Klienten ist. Und der Kontakt zum Klienten ist genau im Amt. Punkt.“

Mit Wolfgang's Fallgeschichte im Hinterkopf meinte ein Non-Profit-Vertreter, dass derartige Erfahrungen dazu beitragen, dass freiwillige Angebote nicht angenommen würden. Seine Überlegung basiert darauf, dass ein gelungenes Betreuungsverhältnis auf Vertrauen und Bindung beruht. Wo dies nicht

besteht, haben freiwillige Angebote wohl schlechtere Chancen. Dies reicht sicher nicht aus, um die Ablehnung völlig zu erklären, die Frage von Vertrauen und Konstanz in Betreuungsverhältnissen wurde aber in der Non-Profit-Runde auch in anderen inhaltlichen Zusammenhängen thematisiert.



NP-Sektor

„Die Person hat ja schon wahnsinnig schlechte Erfahrungen auch mit dem System. Weil das ist so eine Quasihilfestellung, von oben herab angeboten, die keine ist, wo dann schon die Frage ist: Wie schafft man es, dass man da wieder Vertrauen aufbaut und dann diese Freiwilligkeit der Unterstützungsangebote auch angenommen wird?“



NP-Sektor

„Ich denke jetzt auch an unsere Fallgeschichten. Da gibt es oft Vertrauensmenschen aus dem Sozialbereich, wo die Frauen nach JAHREN andocken. Eine Nachhilfelehrerin von der Tochter, eine ehemalige FIB [sozialpädagogische Familienintensivbetreuerin], IRGENDWO, wo man IRGENDWANN in der eigenen Biografie einmal positive Erfahrungen gehabt hat. Ist egal, welche NGO dahinter ist, DA dockt man an. Wenn man Glück hat und die noch erreicht, wenn man eine Nummer hat, und die sagt dann: ‚Ruf dort an‘, oder: ‚Ich gehe mit dir dort hin‘... Das zeigt ja, dass da ganz viel Vertrauen in die Organisationen da ist, wenn man oft nach Jahren noch einmal andockt, trotz Schamgefühl und sonst was.“



NP-Sektor

„Wir sind ja an diesem Standort schon seit 25 Jahren. Das heißt, irgendwo ist ja eine Konstante da. Nicht nur ein Projekt. Es gibt einen Ort, wo IMMER jemand da ist, wo man hingehen kann, wo man auch nach fünf Jahren noch immer jemanden findet.“

- **Treffsicherheit, die Löcher ins Auffangnetz reißt**

In der Non-Profit-Runde kam mehrmals zur Sprache, dass – der Treffsicherheit dienende – Rahmenbedingungen, die den Einrichtungen von den Fördergeber-innen vorgegeben werden, immer wieder Löcher ins soziale Netz reißen. Zum Beispiel könne man Menschen, die im Rahmen eines Beschäftigungsprojekts nicht in vorgegebener Zeit in den Arbeitsmarkt integriert würden, sozialarbeiterisch nicht weiter begleiten; andererseits aber auch jene nicht, die den Einstieg zwar schaffen, aber noch nicht wirklich gefestigt seien und deshalb nach kurzer Zeit wieder aus dem Job fallen. Junge Erwachsene, die aus den Jugendprogrammen „herauswachsen“, stünden immer wieder von einem Tag auf den anderen ohne Betreuung da. Was daraus folgt, sei der Drehtüreffekt – oder wie er in dieser Kärntner Armutsstudie genannt wird: ein Teufelskreis, akkurat beschrieben im letzten der nun folgenden Zitate. Als Lösungen wurden längerfristige Betreuungsketten vorgeschlagen, die Kontinuität bieten statt einer Wellenbewegung zwischen Chanceneröffnen und Fallenlassen.



NP-Sektor

„Wo ich an unserer Schnittstelle schon auch Barrieren sehe, das sind so die Rahmenbedingungen, die uns vorgegeben werden. Du kriegst Leute, die haben einen komplexen Unterstützungsbedarf. Und dann haben wir halt irgendwelche Erfolgsvorgaben, Quotensysteme. Es gibt irgendwelche Limitierungen. Zeitschranken nenne ich das jetzt einmal. Weil wenn du nicht innerhalb von einem halben Jahr erfolgreich bist mit der Person, kriegt er keine Begleitung mehr. Dann passiert es, dass die Personen eigentlich wieder dort landen, wo sie hergekommen sind. Sie haben kein Angebot. Wir können sie nicht begleiten, langfristig. Das erzeugt übrigens unnötigen Druck, möchte ich auch noch dazusagen. Druck ist das Schlechteste, glaube ich, in so einer Situation.“



NP-Sektor

„Bei manchen Leuten schafft man es dann so ein Stück weit. Und dann darf man sie eigentlich, weil sie ja jetzt erfolgreich integriert sind, nicht mehr weiterbegleiten. Da ist meine Erfahrung: zwei, drei, vier Wochen, und sie sind wieder aus dem allgemeinen Arbeitsmarkt draußen.“



NP-Sektor

„Die Flexibilität (...) in der Begleitung und Ausbildung fehlt. Wenn wir die Kinder- und Jugendhilfe zum Beispiel anschauen: betreutes Wohnen. Jetzt nehmen wir einen Jugendlichen mit, stellen ihm eine Wohnung zur Verfügung und versuchen, ihm, wenn er aus so einem prekären System kommt, auf die Beine zu helfen und ihn zu begleiten. Dann hast eine Wohnung,

hast die Betreuung dazu und dann versuchst, einen Übergang zu schaffen. Dann hast die Problematik, privat kriegt so jemand keine Wohnung, weil der Vermieter sagt: ‚Na ja. Dem gebe ich keine Wohnung. Das ist mir zu gefährlich.‘ Der soziale Wohnbau, da haben wir auch schon angeknüpft bei der Politik und gesagt: ‚Die Wohnungen sind zu groß. Wir brauchen kleinere Wohnungen, kleinere, leistbare Wohnungen mit 30, 35 Quadratmetern mit den sieben Euro.‘ Dann bist bei 200 Euro oder so. Wir begleiten einen Jugendlichen bis 18, 19, bis er dann aus dem System hinausfällt, weil dann auch vom Land quasi diese Unterstützung beendet ist. Und dann steht er erst auf der Straße. Ich meine, das ist ja ein WAHNSINN.“

 NP-Sektor

„Seit vielen, vielen Jahren wird drüber diskutiert, ob es nicht doch auch Sinn machen würde, für einen Teil der Menschen so etwas wie einen fixen zweiten Arbeitsmarkt zu haben. Weil dann ersparen wir diesen Personen diesen Drehtüreffekt, dass sie dauernd in diese Drehtür hineinkommen. Sie sind irgendwo in einer Maßnahme, werden von dieser Maßnahme heraus vermittelt, fallen aus dem Arbeitsmarkt wieder heraus, rutschen in die Langzeitarbeitslosigkeit, kommen von der Langzeitarbeitslosigkeit wieder in eine Maßnahme. Dort gibt es wieder den Quoten- und den Vermittlungsdruck. Bin wieder am Arbeitsmarkt, falle wieder heraus. Das kann ja nicht förderlich sein für diesen Personenkreis.“

- **Blinde Flecken und Angebotslücken im ländlichen Raum**

Wolfgangs Fallgeschichte richtete den Fokus der Diskussionen auf die Armut im ländlichen Kärnten. Über die Ist-Situation und die mit ihr verbundenen Eigenheiten herrschte Einigkeit in und zwischen den Gruppen: **In den Gemeinden und Bezirkshauptmannschaften verschließe man häufig die Augen vor Armut** und versuche die Betroffenen aus den Augen und dem Sinn zu bekommen. Das gehe so weit, dass Non-Profit-Einrichtungen (vor allem von Seiten der Bezirkshauptmannschaften) „Prügel in den Weg geworfen“ (NP-Sektor) würden, wenn sie planten, Hilfsangebote einzurichten.

 öff. Sektor

„Alle Gemeinden handeln gleich: ‚Ich möchte Armut NICHT sehen. Ich möchte Armut ENT-FERNEN. Wo tue ich es hin?‘ – und bringen sie nach Klagenfurt.“

 NP-Sektor

„Wir wissen aber auch, dass es im Lesachtal keine psychisch erkrankten Menschen gibt. Da sind wir dann wieder dort regional. Wo man gar nicht hinkommt, weil die Gemeinde schon abblockt, auch wenn wir wissen, es würde sehr wohl psychisch erkrankte Menschen geben. Aber die brauchen nichts.“

 NP-Sektor

„Ich weiß von Kindergärtnerinnen, die sagen, sie sehen im Kindergarten, wie die Kinder nachspielen, was daheim passiert. Sie trauen sich keine Gefährdungsmeldung zu machen, weil man wohnt im gleichen Ort. Man kann da Rückschlüsse ziehen. Man ist verknüpft über Vereine. Die eigenen Kinder sind in der gleichen Musikschule. Es ist alles sehr, sehr eng. Das macht es natürlich viel, viel schwieriger. (...) „Man kriegt viel mit, aber es wird nicht angesprochen. Ich kenne Geschichten von Frauen, die in einem Freibad den Sommer überbrückt haben [um Wohnungslosigkeit zu verbergen]. Also das wissen VIELE. Niemand kommt auf die Idee. Man glaubt, die Person will das eh nicht. Man traut sich nicht. Es ist zu nahe.“

Unter anderem auch deshalb gebe es in den ländlichen Gebieten kaum Hilfsangebote (weder vom öffentlichen noch vom Non-Profit-Sektor). Für die Betroffenen folge daraus, dass sie in die großen Städte fahren müssten, um Hilfe zu finden; für die großen Städte (insbesondere Klagenfurt), dass dort ein Großteil der Armutsbekämpfung übernommen werden müsse, insbesondere die **Obdachlosigkeit** betreffend. Klagenfurt versorge die meisten Kärntner Obdachlosen und übernehme damit eine beträchtliche Kostenlast. Die Betroffenen wiederum wohnen dann zwar gut betreut, aber auch entwurzelt in der Landeshauptstadt. In der Runde der öffentlichen Hand wurde der Wunsch geäußert, die anderen Städte mögen sich an den Aufwendungen der Stadt Klagenfurt beteiligen und außerdem vor Ort ein Versorgungsangebot aufbauen. Das Alternativkonzept in Villach, wo Obdachlose dezentral in Notschlafzimmern untergebracht werden, wurde als vergleichsweise weniger erfolgreich

beschrieben, weil die Betroffenen nach einer Übernachtung verschwinden und deshalb in kein Betreuungsverhältnis kommen.


NP-Sektor

„Sie haben alle Obdachlosen immer nach Klagenfurt geschickt, weil die anderen einfach sagen: ‚Wir haben keine Obdachlosigkeit.‘ Das ist eine Sauerei, dass man da nicht hinschaut. (...) Natürlich wird eine Stadt mehr abfangen, ganz klar. Aber deswegen muss ich die Leute nicht anfangen zu vertreiben, damit sie eine Hilfe bekommen. Und da ist für uns im Bereich halt der Wohnungssicherung und Energiesicherung einfach das Dislozierte notwendig, dass einfach die Sozialarbeiter hinausfahren und vor Ort das lösen.“


öff. Sektor

„Ganz Kärnten glaubt nämlich, dass Klagenfurt der Obdachlosenpool der Nation ist. Die Non-Profit-Organisationen organisieren das zwar, aber es gibt einen zentralen Organisator dieser ganzen Geschichte: Das ist Klagenfurt. Klagenfurt zahlt die die Notschlafstelle zu 100 Prozent. Und das Land Kärnten zahlt relativ wenig dazu, zur Tagesstätte. (...) Da stellt sich doch tatsächlich jemand hin und sagt: ‚Wir haben in Villach keine Obdachlosen.‘ Pressekonferenz. Das ist in der Zeitung so gestanden. Das betrifft auch Wolfsberg, das betrifft auch alle anderen Bezirksverwaltungsbehörden. wo die Polizei Leute aufgreift übers Kältetelefon und sie nach Klagenfurt bringt. Klagenfurt ist aber nicht für ganz Kärnten zuständig. (...) Das muss ich schon sagen. Es ist sinnvoll, wenn es so was gibt. Aber dann muss auch ganz Kärnten mitzahlen.

Es wird zentrale Einrichtungen geben müssen, auch in Villach, auch in Wolfsberg, wo über Transferleistungen alle Gemeinden gleich zur Kasse gebeten werden, um die Leute dort auch vor Ort zu versorgen.“


öff. Sektor

„Wir in Villach haben ein anderes System. Wir haben keine Notschlafstelle so wie ihr in Klagenfurt, aber wir haben die Notschlaf-Hotline. Wenn bei uns jemand aufgegriffen wird, haben wir sehr wohl eine Rettungskette. Da fährt der Samariterbund aus. Da sind dann auch Notschlafzimmer angemietet. Unser Konzept geht halt dahin, dass dann am nächsten Tag eine Sozialarbeiterin mit ihm die weitere Versorgung besprechen sollte. (...) Unsere Thematik ist halt, dass dann die Personen am nächsten Tag nicht mehr greifbar sind. Wir führen genaue Statistiken, wer bei uns aufgegriffen wird. Wir kriegen jedes Mal vom Samariterbund ein Einsatzprotokoll mit Name, Geburtsdatum, Versicherungsnummer. Sofort am nächsten Tag schauen die Sozialarbeiter: Kennen wir diese Person? Aber wenn das ein Durchreisender ist und am nächsten Tag nicht mehr dort, wie sollen wir den weiterversorgen und wie sollen wir dem Hilfe anbieten?“

Hinzu komme, dass es im ländlichen Raum zwar sehr wohl Menschen gebe, die objektiv **armutsbetroffen** seien, dies **selbst aber nicht so empfinden**, zB weil sie schon immer so gelebt haben. Ihnen zustehende Sozialleistungen holten sie nicht ab, bis es gar nicht mehr anders gehe, denn hier spiele zusätzlich noch die **Scham** eine Rolle: Lieber lebe man in Kargheit, als vielleicht vom sozialen Umfeld dabei beobachtet zu werden, wie man ins Sozialamt geht.


öff. Sektor

„Wir haben Seniorenerholungsaktionen. Das sind fünf Wochen im Jahr, wo die Gemeinden alle angehalten sind, Personen einzumelden oder vorzuschlagen, die da mitfahren können. Das sind Personen, die in ihrem Leben noch nie einen Urlaub gehabt haben. Alle aus dem ländlichen Bereich oder halt die meisten. (...) Nur, die Leute sind ganz anders sozialisiert. Der geht nicht auf eine Gemeinde. Der sucht nichts an. Weil der lebt mit seine 400 Euro im Monat oder 300, weil der halt sein ganzes Leben lang so gelebt hat. Der hat einen Garten und der wintert alles ein und der lebt davon, von seinen Kartoffeln und von seinen Rüben.“


NP-Sektor

„Wir haben signifikant am Land das Problem eben mit der Scham, dass, auch wo Hilfeleistungen da sind, die nicht abgeholt werden. Die fahren dann wirklich lieber in die Stadt, um das anonym abzuholen oder dieses Unterstützungsangebot in Anspruch zu nehmen, als in ihrem Ort. Das ist ein Riesenthema. Verzichten lieber drauf.“

In beiden Gruppen wurde angesprochen, dass den **Gemeinden** eine zentrale Rolle zukomme: Die Bürgermeisterinnen bzw. deren Mitarbeiterinnen seien mit dem, was in den Gemeinden geschehe, in

der Regel gut vertraut und kennen die Beteiligten persönlich. Das sei ein Vorteil, und die Zusammenarbeit mit ihnen funktioniere alles in allem besser als mit den Bezirksverwaltungsbehörden, meinte die Nonprofit-Runde. Schon jetzt, erklärten beide Gruppen gleichermaßen, helfen die Gemeinden in Notfällen immer wieder (wie übrigens auch bei Wolfgang) mit viel gutem Willen, allerdings (zu) wenig Fachkenntnis. Das Ergebnis sei dann unzureichend bzw. wenig nachhaltig und deshalb de facto allzu oft eine Verschwendung von finanziellen Ressourcen. In der Non-Profit-Runde wurde ein Beispiel gebracht, wie nachhaltige Lösungen rund um eines der derzeit brennendsten Probleme, den Mangel an leistbarem Wohnraum, aussehen können – ein Lösungsansatz, der auch Wolfgang geholfen hätte. Wie oben beim die Arbeitsmarktintegration betreffenden Vorschlag geht es auch hier um einen individuellen Zugang und die aktive Einbindung der beteiligten Akteur:innen sowie um eine längere sozialarbeiterische Begleitung, die den Betroffenen die nötige Zeit gibt, vorhandene Probleme erfolgreich zu lösen – und so Nachhaltigkeit schafft.

 öff. Sektor

„Dann geht er von Pontius zu Pilatus, geht überallhin, zum Beispiel, versucht alles, aber dann ist er bei der Gemeinde. Und die versuchen dann oft zu helfen, aber indem sie etwas Gutes tun, oft einmal. Das muss man auch denen klar sagen. Da wird mit irgendwas geholfen. Weil da kriegt er wieder Gutscheine. Da geben sie wieder irgendwas weiter.“

 NP-Sektor

„Ich rede sehr oft mit Bürgermeister, die sehr wohl fast jeden Einzelnen kennen, der ein Wohnungsproblem hat, wenn eine Delogierung ist. Aber sie haben auch wenig Handhabe. Sagt er halt: ‚Dann gebe ich ihm einmal 500 Euro wieder‘, so wortwörtlich.“

 NP-Sektor

„Da muss ich eine Lanze brechen. Die Gemeinden sind viel besser in der Zusammenarbeit als die Bezirkshauptmannschaften. (...) Uns werden von den Bezirkshauptmannschaften die Prügel vorgeworfen. Aber die Gemeinden wissen genau Bescheid, die haben sie ja jeden Tag da. Die kennen sie persönlich. Da gibt es eine ganz andere Bezugsperson.

Über diese gewisse Machtlosigkeit dürfen wir uns nicht hinwegschweigen, weil einfach der Wohnraum nicht da ist. Und wir wissen ganz genau, kein Wohnraum, welche Probleme da noch sind. Versteckte Wohnungslosigkeiten. Da wird halt auch öffentliches Geld verbrannt, egal in welcher Gemeindestube, weil ja keiner fragt nach der Nachhaltigkeit, wenn sie was geben.

Wir haben jemanden gehabt, der in Unterkärnten eine großen Wohnung gehabt hat. Dann haben wir gesagt: ‚Wenn wir dem jetzt was geben, der wohnt zwei Monate dort, dann haben wir das gleiche Theater.‘ Hat die Gemeinde gesagt: ‚Na ja. Dann müssen wir mit der Genossenschaft reden. Schauen wir, dass wir auf mindestens zwei Jahre mit der Miete heruntergehen, damit er bleiben kann.‘ Das sind Einzelfälle, aber solche Ansätze sind da. Eine Hilfe hat nur einen Sinn, wenn sie nachhaltig ist oder wenn man sagt: ‚Zwei Jahre, und in der Zeit schauen wir genau.‘ Da gehört eine Betreuung her. Da kann ich nicht hergehen und sagen, das machen wir und das – und jetzt warten wir: Vielleicht schafft er es, vielleicht nicht. In der Zeit wird so viel Geld verbrannt mit Einzelunterstützungen, mit Spenden, wo ich sagen muss, das ist eigentlich umsonst. Weil wir sehen, dem geben wir was, der kommt in einer Woche wieder. (...)und man wird sich verändern müssen, und auch in den Wohnformen. Schon jahrelang versuchen wir, dass die Genossenschaften andere Möglichkeiten des Bauens von Wohnungen mit inklusiven Geschichten und dergleichen, die aber dann betreut werden müssen, und nicht einfach sagen: ‚Ich schneide das Bändchen durch. Jetzt habt ihr zwar billige Wohnungen, aber die sollen tun, was sie wollen.‘ Das kann nicht das System sein.“

Ansonsten kreiste die Diskussion um verschiedene Modelle der aufsuchenden bzw. mobilen Versorgung: Bis ins letzte Kärntner Tal eine flächendeckende Unterstützungsstruktur aufzubauen, sei nicht realistisch, war sich die Non-Profit-Runde einig, also müsse sich die Hilfe aufmachen und den Menschen entgegenkommen: sie dort treffen, wo sie leben. Als erfolgreich hätten sich unkomplizierte Treffen auf Augenhöhe erwiesen, denen man von außen nicht ansehe, dass es sich um Beratungsgespräche handle und bei denen die Betroffenen den Ort aussuchen können. Ziel sei, die Menschen vor

Ort zu erreichen, damit sie nicht „entwurzelt“ würden. Diese Art der mobilen Beratung und Betreuung sei aber kostenintensiv, müsse also dementsprechend gefördert werden.


NP-Sektor

„Wir treffen uns dann im Lokal mit demjenigen. Ich stigmatisiere ihn nicht. Ich bestelle ihn ja nicht vor, sondern er nimmt mit uns Kontakt auf und mache einen Termin in irgendeinem Raum, den er mir vorschlägt. Es hat ja keiner eine Uniform an, und das ist ein ganz ein normales Gespräch. Und man redet, trinkt einen Kaffee und gibt das dort weiter und geht dann weiter. SO muss man es machen. Ich kann den nicht irgendwo hinbestellen, dass ich ihn stigmatisiere.“


NP-Sektor

„Eines unserer ältesten Projekte ist die mobile psychiatrische Nachbetreuung. Weil wir grad jetzt vom Bezirk Hermagor reden, dort haben wir nur 20 Stunden. (...) Wir kommen mit einem neutralen Auto. Das heißt, wir haben da keine Aufkleber drauf. Die Kollegin ist wirklich neutral. Wir treffen uns dort, wo der Klient sagt: ‚Da würde ich mich gern treffen.‘ Man erreicht schon die Menschen. Nur, wir müssen einfach hingehen. Wir müssen uns auf Augenhöhe dorthin begeben und sagen: ‚Wie hätten SIE gerne die Rahmenbedingungen?‘ Und nicht: ‚Das sind meine Rahmenbedingungen, und wir müssen uns unbedingt in der Wohnung treffen.‘ Das funktioniert aber wirklich auch ganz gut, muss ich sagen. Wir müssen uns halt einfach einstellen auf die Regionen in Kärnten. Und wir haben viele Täler – und da ist jedes Tal speziell, vom Mölltal bis ins Lavanttal.“


NP-Sektor

„Das muss ein Ansatz sein, dass WIR mobiler werden. (...) Und das ist die einzige Möglichkeit der Unterstützung. Damit wir die Leute nicht permanent entwurzeln und dass sie auch dort verbleiben können, wo sie sich auch wohlfühlen.“

Die Runde der öffentlichen Hand stand den aufsuchenden Angeboten etwas distanzierter gegenüber, aber auch dort wurde von erfolgreichen Modellen berichtet (vor allem Community Nursing und Kärntner Gesundheits-, Pflege- und Sozialservice): Der Bedarf sei hier höher als das Angebot, nach fragten Leistungen umfangreicher als eigentlich vorgesehen. Nicht bewährt haben sich hingegen fixe Sozialsprechstage in Klagenfurter Stadtteilen, die ebenso wenig Anonymität bieten wie ein vergleichbarer Sprechtag im Dorf.


öff. Sektor

„Ich denke, man muss aufpassen. Es gibt Leute, die wollen das nicht. Auch aufsuchend nicht. Wir sind da. Wir stellen Hilfe zur Verfügung. Wir bieten sie an. Aber jemanden zwangsbeglücken kann man nicht. Weil so viel sollte man einem Menschen auch zugestehen oder auch sagen: ‚Okay. Du darfst das selber entscheiden, ob du das haben willst oder nicht haben willst.‘


öff. Sektor

„Jetzt spreche ich das GPS wieder an, das Gesundheits-, Pflege-, Sozialservice. Das wird so stark in Anspruch genommen, weil die Menschen dann das zu Hause in den vier Wänden ausfüllen, wenn es um Pflegestufen oder um spezielle Anträge geht. (...) Das ist ja nur ein kleiner Bereich, der derzeit startet. Aber ich glaube, dass das jetzt schön langsam sich herumspricht und dass das dann überhandnehmen wird und dass das nicht mehr bewältigbar sein wird.“


öff. Sektor

„Bei uns im ländlichen Bereich jetzt wird das [Community Nurses] so aufgenommen, dass die eigentlich herangezogen werden für Anträge, fürs Ausfüllen, Gespräche draußen vor Ort. Die REDEN mit den Menschen. Und dann kommen dort viele rein. Und dann geht es weiter ins Amt nachher.“


öff. Sektor

„Wir haben in unseren Stadtteilen Sozialsprechstage eingeführt gehabt, wo wir mit unseren Experten hingegangen sind. Wir haben insgesamt in diesen ganzen Sozialsprechtagen, was glauben Sie, wie viele Besuche gehabt? Null. Da kommt niemand. Und zwar kommt niemand deswegen, weil er Angst hat, dass er in diesem Zusammenhang gesehen wird, dass er Hilfe braucht. Und das ist das Schwierige. Die schämen sich.“

Eine Gruppe, die von der von einem guten (mobilen) Unterstützungsnetz im ländlichen Raum besonders profitieren könnte, seien Menschen mit familiärer Migrationsgeschichte, berichtete eine Teilnehmerin der Non-Profit-Runde aus ihrer Erfahrung: Die Wohnungen seien zum Beispiel preiswerter, vor allem aber würden die Kinder profitieren, weil die Schulen am Land weniger überfordert seien und deshalb den einzelnen Schüler:innen mehr Aufmerksamkeit schenken könnten.



NP-Sektor

„Man könnte das dort genauso einrichten, dann bleiben die Leute [mit Migrationsgeschichte] auch dort. Weil Arbeit gibt es dort auch. Es gibt auch die günstigeren Wohnmöglichkeiten. Es gibt im Bildungsbereich, in den Schulen andere Möglichkeiten, die Kinder aufzufangen, jetzt von unserer Zielgruppe. In Villach gehen die Schulen über, weil ständig Kinder während des Schuljahres neu dazukommen, ohne Deutschkenntnisse. Es ist wirklich eine schwierige Situation. Und ich denke mir, dass die motiviert werden sollten. Weil es BRINGT ja auch etwas, wenn die Menschen dort zuziehen.“

Mobilität ist im Zusammenhang mit Armut im ländlichen Teil auch deshalb ein wichtiges Stichwort, weil Menschen, die sich kein Auto leisten können, durch die Lücken im öffentlichen Verkehrsnetz so wenig mobil sind. Wie weiter oben beschrieben, war dies ein Diskussionspunkt in der Runde des öffentlichen Sektors rund um die Arbeitsvermittlung des AMS, fand aber im Laufe der Gespräche mehrmals Erwähnung. Lösungsansätze scheinen hier schwer zu finden zu sein: Erwähnt wurden private Mitfahrgelegenheiten, aber auch so Ungewöhnliches wie eine Behörde, die einer Alleinerzieher:in ein Auto kauft, um die Frau nicht zu entwurzeln und ihren Kindern den Schulbesuch zu ermöglichen.



öff. Sektor

„Wir erleben das jetzt speziell in St. Paul im Lavanttal. Die Koralmbahn. (...) Am Wochenende gibt es keinen einzigen Bus, der da unten fährt, umliegend in die ganzen Gemeinden. Da ist aber auch kein Taxi, oder du musst ein Taxi rufen. Dann wartest du einmal, wenn überhaupt eins kommt, eine Stunde oder eineinhalb Stunden. Du hast keine Möglichkeit. Du bist abgeschottet. Hat aber geheißen: ‚Es kommt alles. Es wird alles, läuft alles.‘ Aber es ist nichts da.“



NP-Sektor

„Eine Kinder- und Jugendhilfe hat einer Mutter ein billiges Auto gekauft, damit sie die Kinder in die Schule bringen kann. Auch das passiert in Kärnten, möchte ich auch positiv erwähnen. Weil es gibt Schulpflicht, die wohnt am Land, es gibt keinen Bus und die hat drei Kinder.“

• Psychische Beeinträchtigungen



öff. Sektor

„Wenn wir merken, dass ein Klient die Termine beim AMS nicht wahrnimmt, bei uns die Termine ständig abbricht, da steckt ja was dahinter. Wenn die Klienten mit den Sachbearbeitern ein Vertrauensverhältnis haben und sagen: ‚Mir geht es nicht gut‘, oder: ‚Ich schaffe es nicht mehr aufzustehen‘, nachher probiert ja der Sachbearbeiter, mit den Klienten insofern ins Gespräch zu kommen, dass er sagt: ‚Schauen wir mal. Sind Sie überhaupt arbeitsfähig?‘ Weil sonst muss der Sachbearbeiter JEDES Monat reinschauen ins AMS-Portal: Sind die Vorsprachen erfüllt? Wenn da wieder die Vorsprache nicht erfüllt sind, ist er gesperrt? Wir haben einen Datenabgleich. Warum ist er gesperrt? Stoppen wir schon wieder die Sozialhilfe? Das ist ja ein Teufelskreis.“

In beiden Fokusgruppen waren die psychischen Beeinträchtigungen, unter denen Armutsbetroffene regelmäßig leiden, ein Thema, wenn auch unterschiedliche Aspekte. Dass und auf welche Weise sie **Bestandteil eines Teufelskreises** sein können, wird im Zitat oben gut beschrieben. Es stammt aus der Runde der öffentlichen Hand, wo sich rund um die psychischen Probleme mancher Klient:innen eine lebhaft entwickelte Diskussion entwickelte. Es bestand Einigkeit darüber, dass das Sozialsystem bei diagnostizierten Erkrankungen gut greift, Uneinigkeit hingegen darüber, wie selbstverständlich eine **Diagnose** ist.


öff. Sektor

„Diese Systematisierung findet ja statt. Das darf man nicht vergessen. Weil wenn jemand Burnout geht, was passiert denn dann? Dann geht er Krankenstand. Wenn jemand in Krankenstand geht, dann kriegt er in gleicher Höhe das Krankengeld weiter, wie er das vom AMS bekommt. Das heißt, er fällt nie und NIMMER durch den Raster durch.“

Burn-out ist schwer zu diagnostizieren, ist gar keine Frage, aber die Ärzte neigen mittlerweile schon dazu, das zu erkennen. Dann fällt er NICHT durch dieses System durch. Blöd ist nur, wenn ich NICHTS mehr tue. Das heißt, wenn ich eben nicht zum AMS gehe. Dann fällt er logischerweise raus, weil er seine Meldetermine... Dann kann er aber zum Sozialamt gehen.

Dann wird das abgeklärt: Wie schaut das aus? Dann wird das AMS sagen: ‚Wir klären die Arbeitsunfähigkeit.‘ Oder: ‚Ihr klärt die Arbeitsunfähigkeit.‘ Dann wird die Arbeitsunfähigkeit abgeklärt durch einen Amtsarzt. Aber er fällt normalerweise NICHT durch ein System. Das ist nicht möglich. Heutzutage – das muss man schon auch sagen – hat jeder Mensch eine Selbstverantwortung. Wir sind jetzt nicht gesellschaftliche Kindergärtner.“


öff. Sektor

„A: Personen, die ich auch kenne, die das gehabt haben, die auch diagnostiziert worden sind, das Ganze, (...) die FALLEN NICHT durch den Rost. Da ist unser System so aufgebaut. Das gibt es wirklich nicht. Da wird jeder aufgefangen. – B: Wenn wir davon wissen. – A: Ja, wenn wir es wissen. Genau. Das ist wichtig. – C: Wenn sie sich nicht dem entziehen.“


öff. Sektor

„Die Menschen müssen halt dann ihre Unfähigkeit zu arbeiten, beweisen. Zu einem Amtsarzt gehen und das auch bestätigen lassen. Und ich weiß von den Fällen, die ich kenne, was DAS für eine Belastung ist für die Menschen, weil sie einfach sagen, jetzt geht es ihnen halt quasi schon so dreckig und jetzt beweisen zu müssen, jemandem gegenüber, wie schlecht es ihnen geht. Die haben unglaubliche Ängste, dass, wenn es ihnen nicht schlecht genug geht, sie wieder auf den Arbeitsplatz müssen. Selbstverantwortung und halt die die seelische Verfassung von Menschen in solchen Situationen – das ist unglaublich schwierig.“

Auch wenn der 17 Jahre lang voll reingehackelt hat und supergut war, wird der vielleicht da nie wieder arbeiten. Das hat was mit ihm gemacht, das Burnout. Ich glaube, dass Menschen, die einmal SO in einem Loch drinnen waren, dass die ganz eine andere Begleitung brauchen. Das wird NICHTS helfen, zum Sozialamt gehen, zum AMS gehen, ein Beratungsgespräch dort haben, weil die ein Urvertrauen irgendwie verloren haben.“

In der Non-Profit-Runde ging es vor allem darum, dass zwar ein gutes **Therapie-Angebot** für verschiedene Zielgruppen besteht – dass dieses allerdings noch immer nicht ausreicht und lange Wartezeiten auf einen Therapieplatz entstehen bzw. weniger schwere Fälle nachgereiht werden.

Teil 2

Armut in Kärnten aus 315 professionellen Perspektiven

Ergebnisse Fragebogenerhebung, September 2023

1. Einleitung – Geschulte Blicke aus nächster Nähe

Die Befragung der Kärntner Sozialexpert:innen beleuchtet Armut aus verschiedenen professionellen Perspektiven. Sie beschreibt das vorhandene Unterstützungsangebot und dessen Inanspruchnahme sowie die großen Problemfelder der Betroffenen. Der hohe Rücklauf (315 Fragebögen) und das große Engagement beim Antworten (selbst bei der letzten Frage wurden noch lange Kommentare eingetragen) sorgen für aussagekräftige Ergebnisse.^a

Armutsbetroffene zu unterstützen, gehört zu den zentralen Aufgaben vieler sozialer Einrichtungen, das gilt für die großen mit ihren breit gefächerten Tätigkeitsfeldern genauso wie für die kleinen mit ihrer häufig engeren Spezialisierung. Es sind keineswegs ausschließlich Angebote, die das Etikett „Armut“ oder „finanzielle Unterstützung in Notlagen“ tragen, die von Armutsbetroffenen in Anspruch genommen werden (müssen). Denn die finanzielle Not wird – das hat der erste Teil der Studie ja anschaulich gezeigt – einerseits hervorgerufen, andererseits begleitet von Problemen, die auch Menschen mit ausreichendem Haushaltsbudget treffen können: zB körperliche und psychische Beeinträchtigungen und Erkrankungen, Schwierigkeiten am Wohnungs- oder Arbeitsmarkt, Fragen der Aus- und Weiterbildung oder häusliche Gewalt. Und so findet sich in sehr vielen Einrichtungen (unabhängig von ihrer inhaltlichen Spezialisierung) unter den Klient:innen auch ein mehr oder weniger großer Anteil, der in Armut lebt; andere Stellen werden ausschließlich von Armutsbetroffenen besucht, sind auf sie ausgerichtet. Das geht von Non-Profit-Organisationen über Behörden bis zu Gesundheitseinrichtungen (Spitälern, Therapiezentren usw.) oder Interessensvertretungen wie etwa der Arbeiterkammer. Jede dieser Quellen lernt Armut aus einem anderen Blickwinkel kennen und kann wie bei einem Puzzle ein Stück zum Gesamtbild hinzufügen. Genau das ist im Rahmen der Online-Fragebogenerhebung der Kärntner Armutsstudie 2024 geschehen.

Wer täglich mit Armutsbetroffenen zu tun hat (wie die Sozialexpert:innen in den vielen befragten Einrichtungen), ist mit der Lebenssituation der eigenen Klient:innen in der Regel hervorragend vertraut. Fügt man möglichst viele solcher Expertisen zusammen, dann entsteht ein qualifizierter Überblick über die verschiedenen Erscheinungsformen von Armut: von den aktuell **brennendsten Problemen** bis hin zu einer geradezu seismographischen Wahrnehmung von **Veränderungen und Trends**, die sich gerade erst abzuzeichnen beginnen. Ein Beispiel aus einer vergangenen Studie: Im Frühjahr 2015 erhoben die WU Wien und die Armutskonferenz mittels persönlicher Interviews, welche Leistungen österreichische Nichtregierungsorganisationen in der Armutsbekämpfung erbringen. In den weitgehend offen geführten Interviews erhielt das Problemfeld Wohnen – das in einer zehn Jahre älteren Vorgängerstudie nur im Zusammenhang mit Obdachlosigkeit eine Rolle gespielt hatte – einen völlig neuen und plötzlich dominanten Stellenwert. Erstens sprachen die Mitarbeiter:innen der sozialen Einrichtungen bereits im Frühjahr 2015 – es war das Jahr der sogenannten Flüchtlingskrise – davon, dass die Quartiere für die gerade eintreffende große Zahl von Geflüchteten nicht ausreichten: Das im Sommer dann eintretende Chaos war also in Wahrheit keine Überraschung, zumindest nicht

^a Im Vorfeld der Fragebogenerhebung wurden einige Sozialexpert:innen persönlich befragt, um den Fragebogen möglichst praxisnah zu gestalten. Die Auswertung dieser Interviews fließt in die Einleitung ein, die also schon die ersten Ergebnisse der Kärntner Armutsstudie 2023 enthält.

für jene, die an der Basis für die Klient:innen arbeiteten. Langfristig noch bedeutender war jedoch, wie oft und mit welcher Vehemenz zweitens erklärt wurde, dass es generell zu wenig leistbaren Wohnraum gebe, und zwar eklatant zu wenig. Und so überschattete in dieser Studie das Wohnen alle anderen armutsbezogenen Problemfelder: durchaus unerwartet, denn weder in die politische Diskussion noch in die mediale Berichterstattung oder in die statistischen Daten war das für uns mittlerweile so vertraute Problem des leistbaren Wohnens zu diesem Zeitpunkt vorgedrungen. Individuell war den Befragten auf Grund ihres täglichen Klient:innenkontakts aber schon klar, dass sich hier gerade ein neues Problemfeld aufmachte; dass dies aber unterschiedlichen Befragten mit unterschiedlichen Spezialisierungen gleichzeitig klar wurde, brachte dann die wissenschaftliche Auswertung der Interviews zu Tage.

Je höher der Rücklauf bei einer Fragebogenerhebung, desto allgemeingültiger natürlich die Ergebnisse. Die **315 vollständig ausgefüllten Fragebögen** der Kärntner Armutsstudie 2024 sind auf jeden Fall als hoher Rücklauf zu werten, auch wenn er sich nicht leicht in Prozent ausdrücken lässt. Bei Online-Erhebungen ist nämlich nur schwer festzustellen, wie viele Personen den Fragebogen – meist in Form eines Links – überhaupt erhalten haben. So hat nicht nur das Kärntner Armutsnetzwerk (das die Befragung organisiert hat) ein E-Mail mit der Bitte um Teilnahme an seine Verteilerliste verschickt, sondern auch das Land Kärnten. Dazu kamen intern versendete Aufforderungen innerhalb einiger Einrichtungen. Man kann davon ausgehen, dass rund 800 Personen von ihren Vorgesetzten oder einer ähnlich relevanten Instanz direkt auf den Fragebogen hingewiesen wurden, der dann aber unter Umständen noch weiter verteilt wurde, was ausdrücklich gewünscht war. Berücksichtigt man, wie viele Mitarbeiter:innen die in Frage kommenden Einrichtungen (aus sämtlichen für die Armutsbekämpfung relevanten Teilbereichen) haben, kann der Kreis der möglichen Adressat:innen auf rund 1.000 Personen erweitert werden. Damit liegt der Rücklauf zwischen geschätzten 32 und 39 Prozent.

Offene Antworten in Fragebögen sind wichtig, um das Wissen und die Erfahrungen der Befragten voll auszuschöpfen, aber sie erfordern beim Beantworten Zeit und Nachdenken. Trotzdem haben noch am Schluss des langen Fragebogens 242 Expert:innen ihre persönlichen Gestaltungsvorschläge für die Sozialpolitik auf Landes- und Bundesebene ausformuliert. **Dafür (und überhaupt für die Teilnahme an der Befragung) allen ein herzliches Dankeschön: Ohne Sie gäbe es die Kärntner Armutsstudie 2024 in dieser Form nicht!**

Die Fragebogenerhebung bietet einen statistischen Rahmen für die persönlichen Gespräche mit Betroffenen, die im ersten Teil der Studie ausgewertet wurden. Der zweite Teil beginnt mit einem Überblick darüber, wer den Fragebogen beantwortet hat und welche Unterstützungsangebote vorliegen, dann werden die verschiedenen Gruppen von Armutsbetroffenen bzw. deren Problemlagen beschrieben, wie sie sich aus der Sicht der Vertreter:innen des Hilfesystems darstellen. Ein genauer Blick gilt dem Non-Take-Up von Hilfsangeboten und den Schwierigkeiten rund um die Sozialhilfe.

„Wir sind ja Mittelschichtfuzzis. Wir kommen heim, wir haben eine warm geheizte Wohnung, wir haben hoffentlich keine Geldsorgen, wir haben lösbare Probleme oder nicht einmal die. Da kommen wir aber mit Leuten zusammen, da sind die Probleme unlösbar, und das chronisch, über zehn Jahre. Zu glauben, dass wir (...) wirklich verstehen können, was das heißt – das können wir nicht. Wir müssen uns bekennen zu der Lücke. Wir können Studien haben, wir haben die Erfahrung mit diesen Leuten, und darum können wir uns auch zu Wort melden, weil wir mit diesen Leuten face to face in Kontakt sind, aber wir müssen auch auf die Gruppe selber schauen.“ (Leiter:in soziale Non-Profit-Einrichtung, 2015)³³

2. Wer geantwortet hat – die Struktur der Stichprobe

Art der Einrichtung: von Non-Profit-Einrichtungen bis zur öffentlichen Hand

Wie wichtig **soziale Non-Profit-Einrichtungen** für die Armutsbekämpfung sind, zeigt sich daran, dass 61 Prozent der Fragebögen in diesem Bereich ausgefüllt wurden. Genau ein Viertel der Antworten kam aus dem **öffentlichen Sektor**, zB von Ämtern und Behörden. Vier Prozent der Fragebögen stammen aus **Interessenvertretungen**. Es bleibt ein Rest von zehn Prozent, der eine breite Vielfalt abdeckt, zum Beispiel medizinische und pädagogische Einrichtungen.

Arbeiten Sie ...?

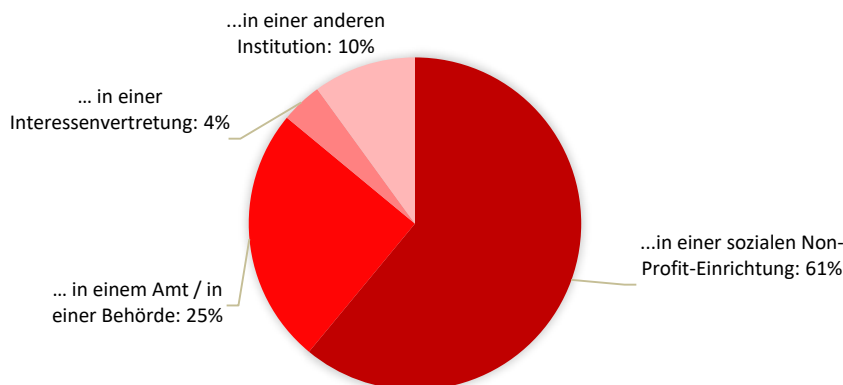


Abbildung 21: Struktur der Stichprobe – Art der Einrichtung

Regionale Verteilung: dichtes Angebot in Klagenfurt, Lücken am Land

Gut die Hälfte der Antworten stammt von Befragten, deren Dienststelle in **Klagenfurt** liegt (51 %), bei 16 Prozent in **Villach**. Das ergibt in Summe zwei Drittel. Für die anderen Bezirke bleiben nur kleine Anteile: Spittal an der Drau (8 %), Wolfsberg (6 %), Feldkirchen (5 %), Völkermarkt (4 %), St. Veit an der Glan (4 %), Klagenfurt Land (3 %), Villach Land (2 %) sowie Hermagor (1 %). Auch wenn die Zahlen nicht eins zu eins das Angebot widerspiegeln, lassen sie den Schluss zu, dass sich die Unterstützung für Armutsbetroffene in den beiden großen Kärntner Städten konzentriert, vor allem in Klagenfurt. Aus den persönlichen Interviews, die im Vorfeld der Fragebogenerhebung mit Sozialexpert:innen geführt wurden, geht hervor, dass von Klagenfurt aus auch andere Gebiete bearbeitet werden. Auf der anderen Seite erzählen aber mehrere Betroffene in den Interviews, dass sie extra nach Klagenfurt fahren oder sogar ihren Wohnort dorthin verlegt haben, um passende Unterstützung zu erhalten.

Ort der Dienststelle

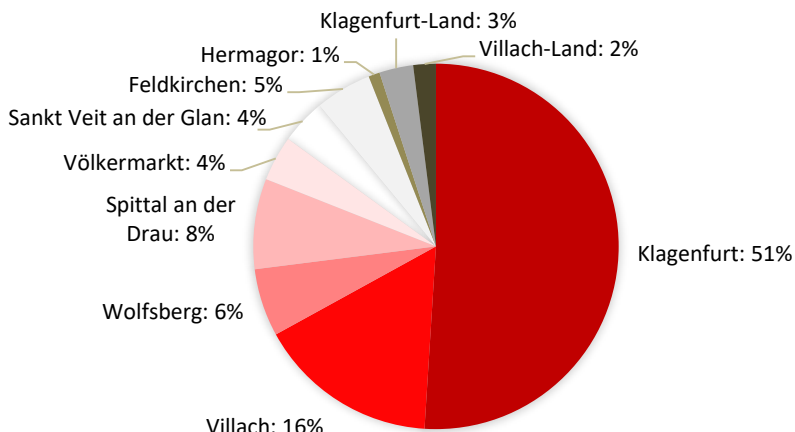


Abbildung 22: Struktur der Stichprobe – Ort der Dienststelle

Diese Konzentration ist bei den **Non-Profit-Organisationen** deutlich stärker ausgeprägt als bei den Einrichtungen der öffentlichen Hand: 53 Prozent der Antworten der sozialen Einrichtungen kamen aus Klagenfurt, 20 Prozent aus Villach, was sich auf knapp drei Viertel aufsummiert. Die **Behörden und Ämter**, in denen Fragebögen ausgefüllt worden sind, haben hingegen ihre Dienststellen nur zu 40 Prozent in Klagenfurt, aber jeweils zu rund zehn Prozent in Villach, Wolfsberg, Spittal an der Drau, Völkermarkt und St. Veit an der Glan. Dass es öffentliche Stellen in allen Bezirken gibt, wenn auch mit einem gewissen Schwerpunkt im Verwaltungszentrum Klagenfurt, ist nicht weiter überraschend; aber dass sie alle in der Kärntner Armutsstudie 2024 so gut vertreten sind, erhöht die Aussagekraft der Erhebung, weil auf diese Art Expert:innen zu Wort kommen, die Armut nicht nur in der Stadt, sondern auch in ländlichen Gebieten kennen. Ämter und Behörden, deren primäre Aufgabe es ist, für finanzielle Absicherung zu sorgen, sind also für armutsbetroffene Menschen, die häufig mit Mobilitätseinschränkungen zu kämpfen haben (s. dazu Kapitel 4.7), vergleichsweise besser erreichbar als die Non-Profit-Einrichtungen, deren Schwerpunkt bei der Beratung und Betreuung liegt. Es gibt also in Kärnten ein Defizit bei Betreuungsleistungen in ländlichen Gebieten. Dies wird von den befragten Expert:innen bestätigt, denn eine ihrer sozialpolitischen Forderungen zielt auf besser erreichbare, niederschwellige Beratungsangebote im gesamten Bundesland (s. S. 191).

Ort der Dienststelle

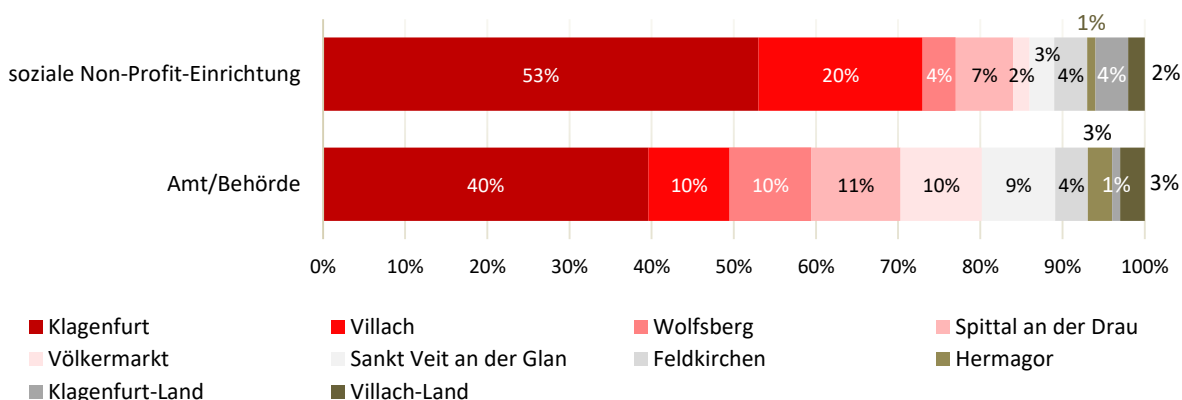


Abbildung 23: Struktur der Stichprobe – Ort der Dienststelle nach Art der Einrichtung

Dass Klagenfurt aber auch mit Blick auf die Einrichtungen der öffentlichen Hand ein „Wasserkopf“ ist, zeigt der **Vergleich mit der Bevölkerungsstatistik**³⁴: 2022 lebten 29 Prozent der Kärntner Bevölkerung in der Landeshauptstadt (18,1 %) oder in deren Umland (Klagenfurt Land: 10.8 %). Worüber die statistischen Daten keine Auskunft geben, ist die Verteilung der armutsbetroffenen Bevölkerung im Bundesland. Es bleibt also die Frage offen, ob die Konzentration der Hilfsangebote für Armutsbetroffene in den Städten sich (auch) daraus erklärt, dass dort überdurchschnittlich viel Armut herrscht.

Die Respondent:innen: hohe Qualifikation und lange Berufserfahrung

Die fachliche Vielfalt, die von den Befragten in die Studie eingebracht wird, ist groß. Der Schwerpunkt liegt auf der **Sozialarbeit** (39 %). Stark vertreten sind auch **Pädagog:innen** (17 %) und eine gemischte Gruppe von weiteren Akademiker:innen (11 %), zB **Jurist:innen, Mediziner:innen oder Psychotherapeut:innen**. Die Sozialarbeiter:innen sind zu 70 Prozent im Non-Profit-Bereich und zu 26 Prozent im öffentlichen Dienst tätig, die Pädagog:innen fast ausschließlich in Non-Profit-Bereich (92 %), also nicht in der Schule.

In welcher Funktion unterstützen Sie Menschen, die von Armut bedroht bzw. betroffen sind?

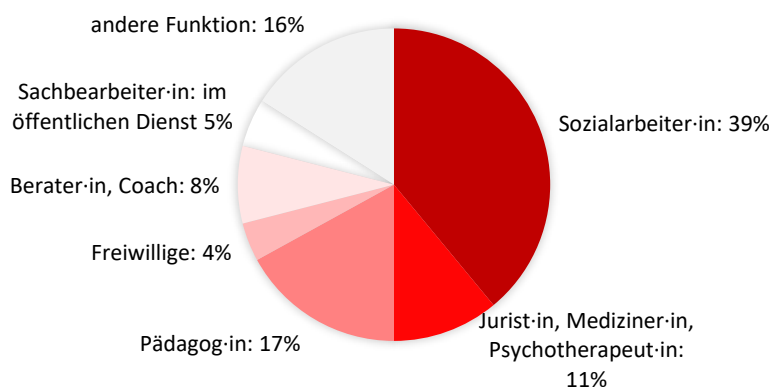


Abbildung 24: Struktur der Stichprobe – Funktion

Die Mehrheit der Befragten weiß aus langer beruflicher Erfahrung, wie Armut in Kärnten aussieht: 46 Prozent arbeiten schon länger als zehn Jahre mit Armutsbetroffenen. Lediglich 20 Prozent blicken auf eine vergleichsweise kurze Tätigkeit von unter drei Jahren zurück.

Seit wie vielen Jahren arbeiten Sie mit und für Menschen, die von Armut bedroht bzw. betroffen sind?

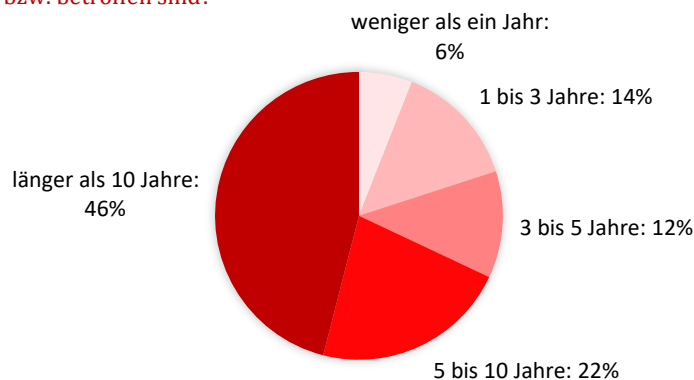


Abbildung 25: Struktur der Stichprobe – berufliche Erfahrung in Jahren

Das Angebot: Schwerpunkte bei Wohnen und Arbeit, Psyche und Familie

Mehr als 40 Prozent der befragten Expert:innen bieten Unterstützung zu den Themen **Wohnen** (43 %) und **Arbeit** (42 %), mehr als ein Drittel zu **psychischer Gesundheit** (36 %) und **Familie** (35 %). Je rund ein Viertel befasst sich mit **Sucht** (26 %), **Aus- und Weiterbildung** (25 %), **körperlicher Gesundheit** (23 %)^b oder hilft ohne besondere Schwerpunkte bei allen Themen (26 %). Jede fünfte Organisation hilft bei **häuslicher Gewalt** (19 %) sowie bei Problemen im Umfeld von **Flucht, Migration und Integration** (21 %). Elf Prozent nannten Tätigkeitsfelder, die über die vorgegebenen Antwortmöglichkeiten hinausgingen; vergleichsweise stark vertreten waren hier finanzielle Beratung und Hilfe sowie Unterstützung rund um Straffälligkeit.

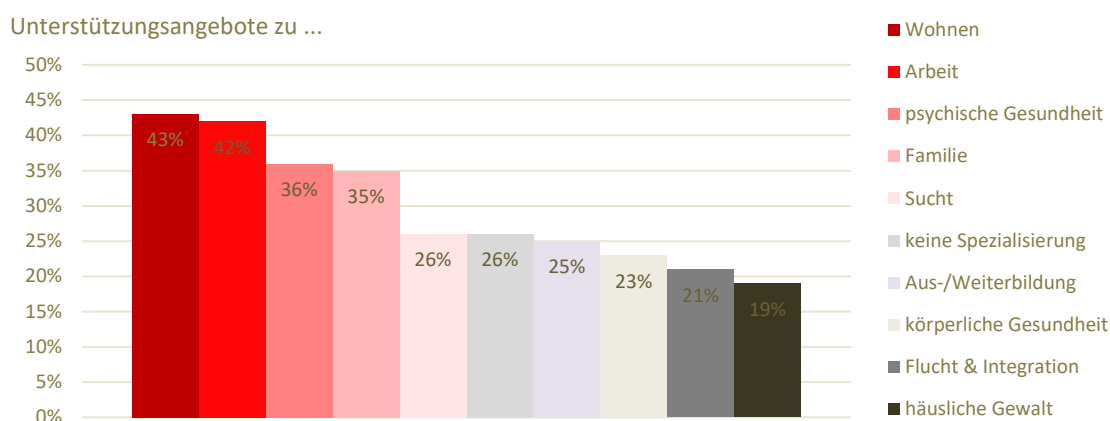


Abbildung 26: Struktur der Stichprobe – Unterstützungsangebote nach Themenschwerpunkt

Eine **Spezialisierung** auf nur ein einziges Problemfeld liegt in kaum einer Einrichtung vor. Ganz im Gegenteil ist das Angebot meist ebenso vielfältig wie die Armut selbst. Dass die vier Themengebiete Arbeit, Wohnen, psychische Gesundheit und Familie insgesamt so oft genannt wurden, liegt daran, dass sie sozusagen die vier großen Querschnittsmaterien sind, mit denen die Mehrheit der befragten Einrichtungen ständig konfrontiert ist – nicht anders als die Armutsbetroffenen selbst.

Die **Verbindung der Problemfelder miteinander** ist unterschiedlich eng; wie eng, das zeigt die folgende Tabelle. Besonders enge Zusammenhänge zeigen sich zwischen körperlicher und psychischer Gesundheit, zwischen Sucht und psychischer Gesundheit sowie zwischen Aus-/Weiterbildung und Arbeit: 92 Prozent der Einrichtungen, die Unterstützung beim Problemfeld körperliche Gesundheit leisten, und 90 Prozent der Suchthilfestellen haben auch Angebote für das Problemfeld psychische Gesundheit. 90 Prozent der Aus- und Weiterbildungsorganisationen betreuen und beraten auch betreffend Arbeit. Das Thema Wohnen steht einmal mehr im Vordergrund: Es ist bei allen befragten Institutionen unabhängig von ihrer Spezialisierung ein dominantes „Zweiterarbeitsfeld“. Die insgesamt größte Themenvielfalt zeigen Einrichtungen, die auf die körperliche Gesundheit spezialisiert sind.

^b Dies obwohl in der Befragung kaum „klassische“ Gesundheitseinrichtungen wie Spitäler oder Arztpraxen vertreten sind.

... kann zu ... % auch bei diesen Themen helfen ↓	Wer Unterstützung zu den folgenden Themen anbietet, ...								
	Arbeit	Wohnen	Körperl. Gesund.	Psych. Gesund.	Sucht	Familie	Flucht	Aus-/ Weiter- bildung	Häusl. Gewalt
Arbeit		72 %	81 %	71 %	75 %	67 %	71 %	90 %	67 %
Wohnen	75 %		86 %	75 %	84 %	76 %	77 %	71 %	75 %
Körperl. Gesund.	45 %	46 %		59 %	69 %	51 %	55 %	51 %	58 %
Psych. Gesund.	62 %	63 %	92 %		90 %	69 %	70 %	62 %	78 %
Sucht	47 %	50 %	77 %	64 %		56 %	59 %	41 %	65 %
Familie	56 %	62 %	78 %	68 %	77 %		79 %	65 %	85 %
Flucht	36 %	38 %	49 %	40 %	48 %	47 %		48 %	55 %
Aus-/Weiterbild.	54 %	41 %	55 %	43 %	40 %	46 %	58 %		48 %
Häusl. Gewalt	31 %	33 %	48 %	41 %	48 %	46 %	50 %	37 %	

Tabelle 1: Unterstützungsleistungen der befragten Einrichtungen

Auch mit Blick auf die Themenschwerpunkte bestätigt sich, dass in Kärnten Klagenfurt die zentrale Anlaufstelle für hilfeschende Armutsbetroffene ist: Für alle Themen gemeinsam befinden sich 51 Prozent der von der Kärntner Armutsstudie erfassten Angebote in der Landeshauptstadt. Noch stärker ist diese Konzentration bei den Problemfeldern Sucht (63 % in Klagenfurt), aber auch bei Flucht, Migration & Integration (58 %) sowie Aus- und Weiterbildung (57 %). In Villach, wo insgesamt 16 Prozent der Unterstützungsangebote zu finden sind, gibt es bei einigen Problemfeldern eine vergleichsweise schwache Versorgung: vor allem in Bezug auf die psychische Gesundheit und auf Suchterkrankungen (je 10 % aller einschlägigen Kärntner Angebote).

Die Frage, welche Zielgruppen von den Angeboten gut oder schlecht erreicht werden, wird im nächsten Kapitel ausführlich behandelt.

3. Die Klient:innen – Armutsbetroffene und -gefährdete in Kärnten

Wer sucht am häufigsten bei den befragten Einrichtungen Hilfe? Frauen; Menschen, die in Klagenfurt, Villach oder Wolfsberg wohnen; niedrig Qualifizierte mit maximal Pflichtschulabschluss; junge Erwachsene; Alleinstehende; und Alleinerziehende.

Aus den Ergebnissen erfahren wir vor allem, wer den Weg zur Hilfe findet. Werden statistische Daten über die Armutsgefährdung zum Vergleich herangezogen, kann man darauf schließen, für welche Gruppen es ausreichend Angebote gibt und wo Lücken in der Versorgung bestehen. Und die Ergebnisse sind auch vorsichtig zu lesende Hinweise auf jene Gruppen in Kärnten, die ein hohes Armutsrisiko tragen. Vorsichtig, weil Angebot und Zugang, Inanspruchnahme bzw. Nicht-Inanspruchnahme (Take-up und Non-Take-up) eine große Rolle spielen.

„Nehmen Menschen aus folgenden Personengruppen sehr oft, oft, eher selten oder nie Ihre Dienste in Anspruch?“

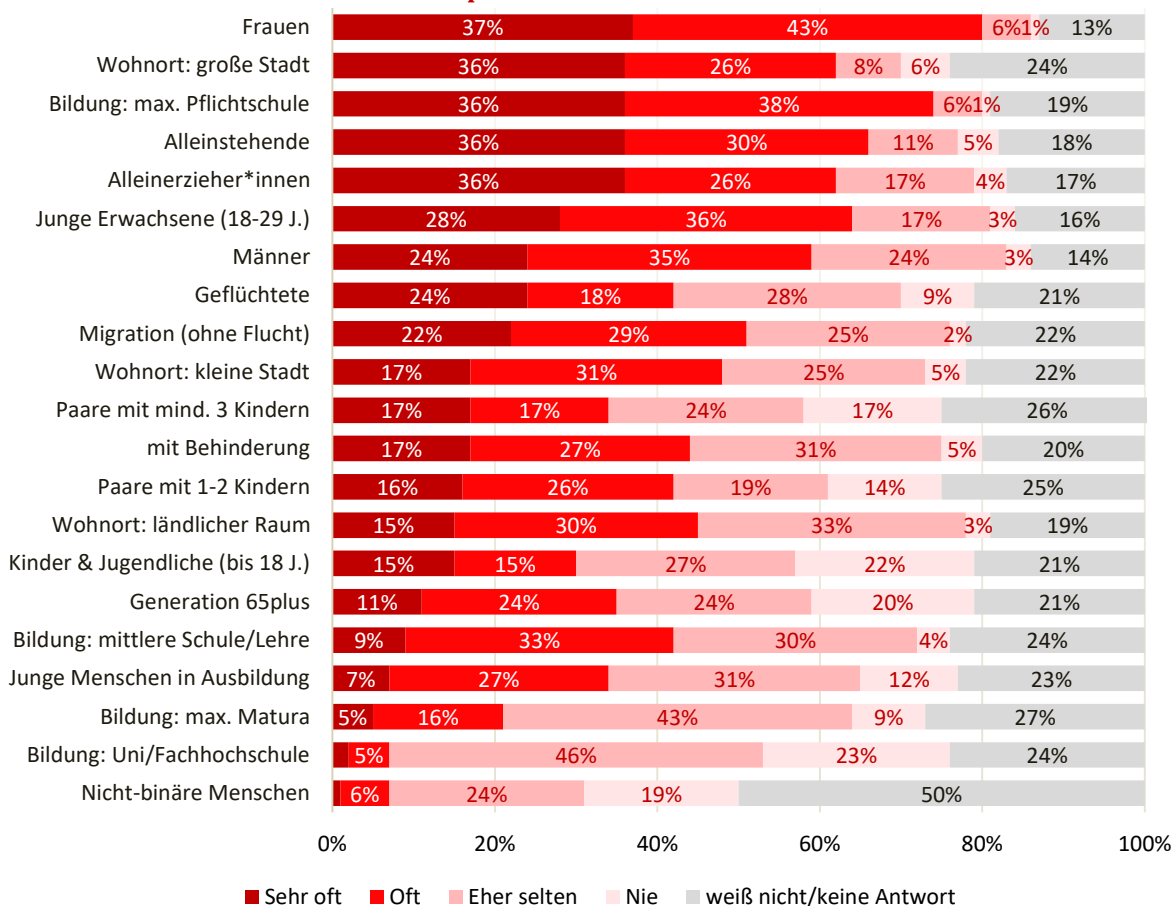


Abbildung 27: Klient:innen – Häufigkeit in Prozent

3.1. Wichtige Klient-innen-Gruppen im Detail

Geschlecht: Frauen klar in der Mehrheit

80 Prozent der Expert:innen gaben an, dass **Frauen** (sehr) oft ihre Hilfe in Anspruch nehmen. Für **Männer** gilt das nur zu 59 Prozent.^c Ob **nicht-binäre Personen** kommen, ist oft nicht bekannt (weiß nicht: 22 %, keine Antwort: 27 %), bei sieben Prozent zählen sie aber zur Kernklientel.

Klient:innen: Geschlecht

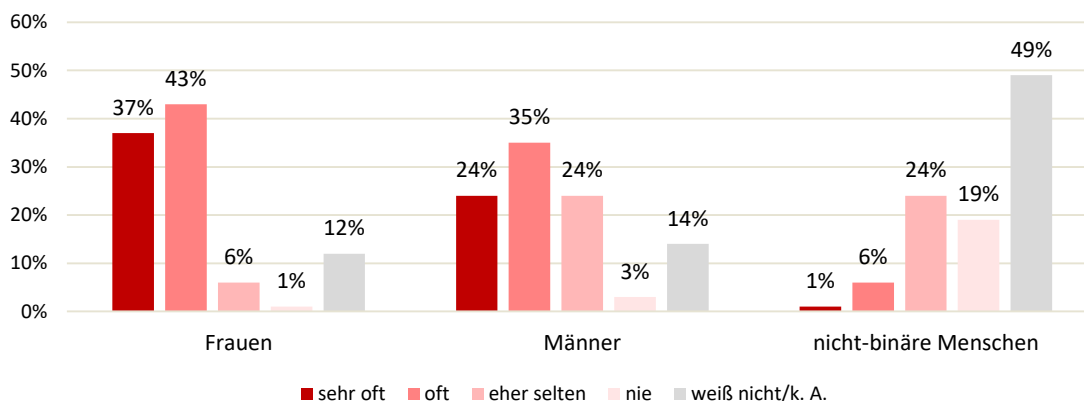


Abbildung 28: armutsbetroffene/-gefährdete Klient:innen – Geschlecht

Manche Problemfelder erscheinen besonders „weiblich“, weil die Differenz zwischen Frauen und Männern, die Unterstützung suchen, hier noch größer ist: Aus- und Weiterbildung, körperliche Gesundheit, psychische Gesundheit, Familie und häusliche Gewalt.

Eine Frage drängt sich angesichts der Zahlen auf: **Sind Frauen so viel öfter von Armut betroffen? Oder suchen sie bereitwilliger Hilfe als die Männer? Oder gibt es für Frauen die passenderen Angebote?** In Kärnten gelten je 13 Prozent der Frauen und Männer laut EU-SILC-Erhebung^d als armutsgefährdet (Ö ges.: ♀ 15 %, ♂ 13 %).³⁵ Für die erhebliche materielle und soziale Benachteiligung^e greifen wir auf die besser interpretierbaren Zahlen für ganz Österreich zurück, auch hier zeigt sich kaum ein geschlechtsspezifischer Unterschied: drei Prozent bei Männern, vier Prozent bei Frauen.³⁶ Allerdings weisen neue Forschungsergebnisse³⁷ darauf hin, dass die tatsächliche Armutsbetroffenheit von Frauen mit den traditionellen Erhebungsmethoden nicht vollständig erfasst wird. Diese ziehen stets Haushalte (und nicht Individuen) für die Messung von Armut heran: Wenn das Haushaltseinkommen oberhalb der Armutsgefährdungsschwelle liegt, heißt das nicht, dass das auch für das Einkommen der Frau allein gilt, sprich: Sie ist vom Mann abhängig, will sie nicht in Armut rutschen.

^c Kärnten 1.1.2023 – Männer: 278.471, Frauen: 290.513 (Land Kärnten 2023, S. 33).

^d Die EU-SILC-Erhebung erfasst alljährlich das Ausmaß und die Charakteristika von Armut statistisch repräsentativ für Österreich. Für Kärnten und die anderen Bundesländer werden stets die Erhebungen von drei Jahren zusammengefasst, um Ergebnisse mit größerer Aussagekraft zu gewinnen. Trotzdem sind bei manchen Untergruppen die Fallzahlen für eine Interpretation zu gering; in solchen Fällen werden in diesem Bericht die Ergebnisse für ganz Österreich herangezogen.

^e „Als armutsgefährdet gelten nach EU-Vorgaben jene Personen, deren bedarfsgewichtetes Pro-Kopf-Nettohaushaltseinkommen weniger als 60 % des Median-Einkommens eines Landes beträgt.“

„Als erheblich materiell und sozial benachteiligt gilt nach EU-Vorgaben, wer sich von 13 Merkmalen, die als Mindestlebensstandard festgelegt wurden, mindestens sieben nicht leisten kann. Diese reichen von unerwarteten Ausgaben bis zu 1.300 Euro (2022) über Freizeitaktivitäten bis hin zu einer angemessen warmen Wohnung.“ (Statistik Austria – online. EU-Definitionen zum Indikator Armuts- oder Ausgrenzungsgefährdung).

Stadt versus Land: viel Luft nach oben im ländlichen Raum

Wie gut werden armutsbetroffene Menschen, die in ländlichen Gebieten wohnen, von den Unterstützungsangeboten erreicht? Wer den ersten Teil gelesen hat, weiß: Das ist eine der zentralen Fragestellungen der Kärntner Armutsstudie. Dass sich die Standorte der sozialen Non-Profit-Einrichtungen sowie (sehr viel weniger ausgeprägt) auch der Ämter und Behörden in Klagenfurt und Villach konzentrieren, zeigt die Struktur der Stichprobe mit großer Klarheit (siehe S. 139). Aber erreichen die Angebote die ländliche Bevölkerung trotzdem in ausreichendem Maß vor Ort, etwa durch aufsuchende Sozialarbeit oder Sprechstunden in den Dörfern? Diese Frage kann für die Non-Profit-Einrichtungen mit einem eindeutigen Nein beantwortet werden: 71 Prozent der Mitarbeiter:innen haben (sehr) oft Klient:innen aus den drei größten Kärntner Städten Klagenfurt, Villach und Wolfsberg. Nur 51 Prozent berichten vom (sehr) häufigen Besuch von Armutsbetroffenen aus den kleineren Städten (zB Spittal an der Drau, St. Veit an der Glan oder Feldkirchen).^f Und gar nur 25 Prozent gaben an, dass Menschen, die im ländlichen Raum leben, zu den (sehr) häufigen Klient:innen gehören. Bei den Institutionen der öffentlichen Hand sieht das völlig anders aus, die ländliche Bevölkerung wird gut erreicht: 44 Prozent der Ämter- und Behördenvertreter:innen haben (sehr) oft Kund:innen aus den großen Städten, ebenfalls 44 Prozent aus den kleinen Städten. Der urbane Raum ist also gleichmäßig abgedeckt. Aber 66 Prozent gaben an, (sehr) häufig für Armutsbetroffene aus dem ländlichen Raum zu arbeiten. Das liegt auch daran, dass viele öffentliche Einrichtungen an der Befragung teilgenommen haben, die in den kleineren Städten für ländliche Gebiete zuständig sind, lässt aber trotzdem auf einen beträchtlichen Bedarf schließen, der von der Sozialwirtschaft bei weitem nicht abgedeckt wird – vom öffentlichen Sektor hingegen sehr viel besser. Armutsbetroffene aus den größeren Städten nehmen überdurchschnittlich oft Angebote zu Sucht und häuslicher Gewalt in Anspruch. Für die Bewohner:innen der kleineren Städte und ländlichen Gebiete zeigen sich Lücken insbesondere bei den Gesundheitsangeboten, am Land außerdem bei Suchterkrankungen sowie Aus- und Weiterbildung.

Wohnort Klient:innen: Stadt - Land

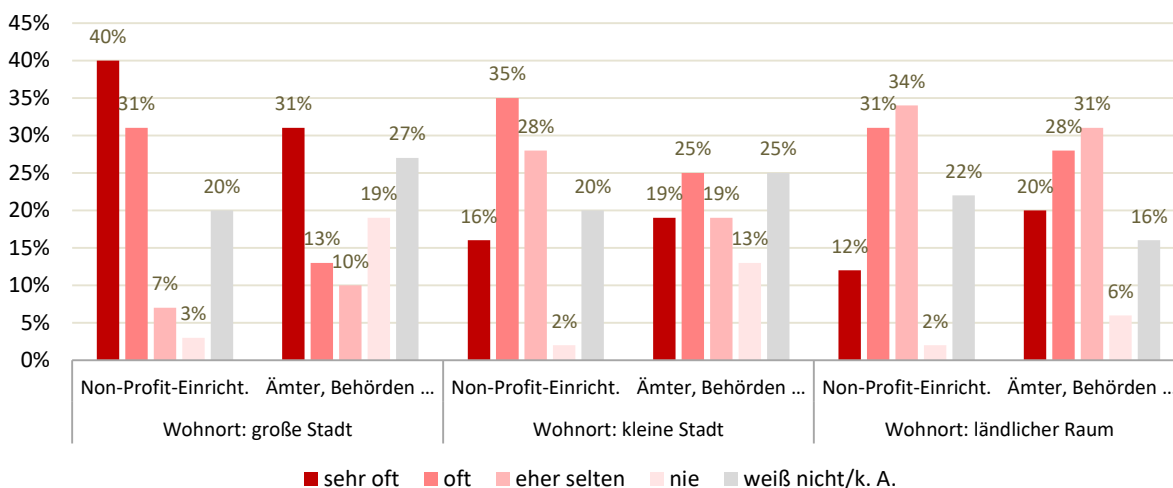


Abbildung 29: armutsbetroffene/-gefährdete Klient:innen – Wohnort große Stadt, kleine Stadt, ländlicher Raum

^f Kärnten 2022: Rund ein Drittel der Kärntner Bevölkerung lebt in den drei größten Städten Klagenfurt, Villach und Wolfsberg, ein gutes Viertel in den kleineren Städten mit weniger als 20.000 Einwohner:innen, und die gute Hälfte im ländlichen Raum (eigene Berechnungen, Land Kärnten 2023, S. 38ff.). Die Daten der EU-SILC-Erhebung über die Armutsgefährdung lassen sich hier nicht sinnvoll für einen Vergleich heranziehen, da dort mit anderen Kategorien gearbeitet wird, die für Kärnten mit seinen im Österreichvergleich kleinen Städten nicht gut passen bzw. nicht hinreichend fein sind.

Alter: Hindernisse beim Start ins Leben, Lücken in der Versorgung der Älteren

Was das Alter betrifft, greift die Befragung Gruppen heraus, für die eine überdurchschnittliche Armutsgefährdung besteht: nämlich die Jungen und die Alten, sozusagen die Ränder des Lebens. Laut EU-SILC 2023 liegt in Kärnten die Armutsgefährdung im Alter von 0 bis 24 Jahren bei 20 Prozent, in der Generation 65^{plus} bei 15 Prozent, bei den 18- bis 64-Jährigen aber nur bei 12 Prozent^g. Die Kärntner Armutsstudie verwendet eine andere Alterseinteilung:

Klient:innen: Alter

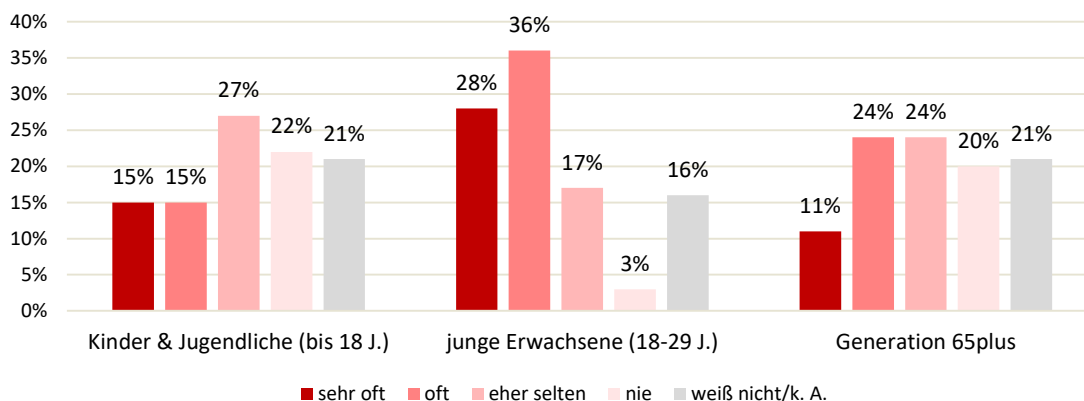


Abbildung 30: armutsbetroffene/-gefährdete Klient:innen – Alter

Am Beginn (in Kindheit und Jugend sowie beim Übergang zum Erwachsensein) werden viele Weichen für den weiteren Lebensweg gestellt;³⁸ hier kann man sinnvoll ansetzen, um Armut zu verhindern. Und gegen Ende des Lebens wirkt nach, wie die Biografie davor verlaufen ist – dann zeigt sich, welche Rahmenbedingungen und persönlichen Entscheidungen, externen Gegebenheiten und individuellen Dispositionen Armut begünstigen oder abwehren.

30 Prozent der befragten Expert:innen haben (*sehr*) oft Klient:innen unter 18 Jahren, 27 Prozent *eher selten*, 22 Prozent *nie*.^h Kinder und Jugendliche suchen also mit oder ohne Eltern keineswegs so oft Unterstützung, wie es ihre hohe Armutsgefährdung nahelegen würde. Wenn doch, dann am ehesten bei einer Non-Profit-Einrichtung (*sehr oft*: 21 %, *oft*: 18 %, Σ 39 %). Organisationen mit folgender Spezialisierung haben überdurchschnittlich viele sehr junge Klient:innen: häusliche Gewalt (45 %), Flucht, Migration & Integration (42 %), psychische Gesundheit (35 %), Sucht (35 %) sowie Familie (34 %).

Nach dem 18. Geburtstag steigt die Frequenz, mit der junge Menschen Unterstützung suchen, sprunghaft an: Nahezu zwei Drittel der Expert:innen berichten, dass 18- bis 29-Jährige (*sehr*) oft ihre Dienste in Anspruch nehmen (64 %) und nur drei Prozent, dass dies *nie* geschieht. Die Non-Profit-Einrichtungen haben auch für diese Zielgruppe hohe Bedeutung (68 %), wohingegen der Weg zum Amt oder zur Behörde unterdurchschnittlich häufig eingeschlagen wird (56 %). Ein inhaltlicher Schwerpunkt sticht heraus: 73 Prozent der Organisationen, die Probleme in Zusammenhang mit Flucht, Migration und Integration bearbeiten, haben junge Erwachsene als häufige Klient:innen.

Konkret nach Problemen beim „Start ins Leben“ befragt, sagen 58 Prozent der Expert:innen, dass sie (*sehr*) oft mit jungen Erwachsenen zu tun haben, die diesbezüglich kämpfen (z. B. weil sie noch nie

^g Ö ges. – 0 bis 17 Jahre: 20 %, 65^{plus}: 16 %, 18 bis 64 Jahre: 13 %, (EU-SILC 2023., S. 160).

^h Auch die Statistik des Landes Kärnten arbeitet mit anderen Alterskategorien als die vorliegende Befragung: Sie zählte zum 1.1.2023 75.056 Personen im Alter von 0 bis 15 Jahren (13 %), 362.682 (64 %) von 16 bis 64 Jahren und 131.246 (23 %) ältere Personen (eigene Berechnungen, Land Kärnten 2023, S. 34).

erwerbstätig waren); 19 Prozent *manchmal*, zehn Prozent *selten* und nur drei Prozent *nie*. Und diese Probleme haben in den letzten zwölf Monaten vor der Befragung, in denen die Nachwirkungen der Pandemie noch zu spüren waren und die hohe Inflation zu einer weiteren Krise geführt hat, weiter zugenommen, wie 36 Prozent der Befragten meinten (*gleich oft*: 33 %, *seltener*: 3 %).

Ein gutes Drittel der Expert:innen gab an, dass **Menschen der Generation 65^{plus}** (*sehr oft*) Unterstützung in ihrer Einrichtung suchen (35 %), 20 Prozent, dass die Älteren *nie* kommen. Das weist angesichts der hohen Armutsgefährdungsquote auf eine Lücke in der Versorgung hin, die bei den Einrichtungen der öffentlichen Hand kleiner zu sein scheint als im Non-Profit-Sektor (65^{plus} *nie*: öffentlich – 14 %, Non-Profit – 25 %; 65^{plus} (*sehr oft*): öffentlich – 40 %, Non-Profit – 35 %).

Wenn die **Alterspension niedrig** ist, belastet das die häufig noch vielen Jahre, die das Leben abschließen: 46 Prozent der Sozialexpert:innen kennen aus ihrem Berufsalltag diese *sehr oder eher oft* auftretende Herausforderung für die Betroffenen, die häufig jünger als 65 Jahre sind und dann besonders niedrige Pensionen beziehen, wie etwa krankheitsbedingte Frühpensionist:innen – oder ein Großteil der Frauenⁱ. Die Inflation hat dieses Problem verschlimmert, wie 24 Prozent der Befragten berichteten.^j Die Sozialexpert:innen sehen hier Handlungsbedarf und fordern: „*extrem den Mindestpensionisten unter die Arme greifen – Altersarmut ist sehr angestiegen!!*“ sowie „*massiver Ausbau der Betreuung von alten und vereinsamten Menschen (SIB - Senioren-Intensiv-Betreuung)*“.

Bildungsabschluss: ein Schlüssel zur Armutsprävention

(Aus-)Bildung gilt als ein Schlüssel zur Vermeidung von Armut: Die Ergebnisse der Expert:innen-Befragung bestätigen dies: je höher der Bildungsabschluss, desto seltener der Besuch bei einer Hilfseinrichtung, die sich mit armutspezifischen Themen befasst. Fast drei Viertel der Organisationen beraten und betreuen (*sehr oft*) Klient:innen, die **nicht mehr als die Pflichtschule** hinter sich gebracht haben (74 %), 42 Prozent **Absolvent:innen einer mittleren Schule oder Lehre**, nur noch die Hälfte davon Menschen mit **maximal Matura** (21 %) und lediglich sieben Prozent **Akademiker:innen**.^k Die Daten aus der österreichweiten EU-SILC-Erhebung sind hier nicht in gleichem Maß eindeutig: Zwar haben Pflichtschulabsolvent:innen mit 28 Prozent ein weit überdurchschnittliches Armutsrisiko, aber alle anderen Bildungsstufen liegen in etwa gleich auf (*mittlere Schule/Lehre*: 10 %, *Matura*: 12 %; *Universität/Fachhochschule*: 13 %)³⁹.

ⁱ EU-SILC zählt in Kärnten 27.000 alleinlebende Frauen mit Pension (EU-SILC 2023, S. 166). Alleinlebende Frauen mit Pension tragen österreichweit eine sehr hohe Armutsgefährdung von 28 Prozent (EU-SILC 2023, S. 72). Auch die befragten Sozialexpert:innen geben in ihren offenen Antworten im Fragebogen an: Ein aktuell brennendes Problem seien „Frauen in Altersarmut aufgrund von Scheidung und zu wenig Arbeitsjahren“.

^j Bei den jungen Erwachsenen sind, siehe oben, sogar 36 Prozent der Befragten von einer Verschlimmerung der Situation durch die Teuerung ausgegangen. Schaut man jedoch die Enthaltungsrate an, dann wird klar, dass man in den Einrichtungen über die jungen Erwachsenen ganz einfach mehr weiß als über die Pensionist:innen, was als weiterer Hinweis darauf gelesen werden kann, dass die älteren Menschen den Weg zur Hilfe nur schwer finden und einschlagen (*weiß nicht/trifft nicht zu*: problembelasteter Start ins Leben 18 %, niedrige Alterspension 30 %).

^k 2021 hatten in Kärnten 41.868 Personen nicht mehr als die Pflichtschule als höchsten formalen Bildungsabschluss, 1.217.201 Personen eine berufsbildende mittlere Schule oder eine Lehre (ohne Matura), 49.890 Personen eine Schule mit Matura sowie 51.351 Personen eine Hochschule oder Universität. (Land Kärnten 2023, S. 293)

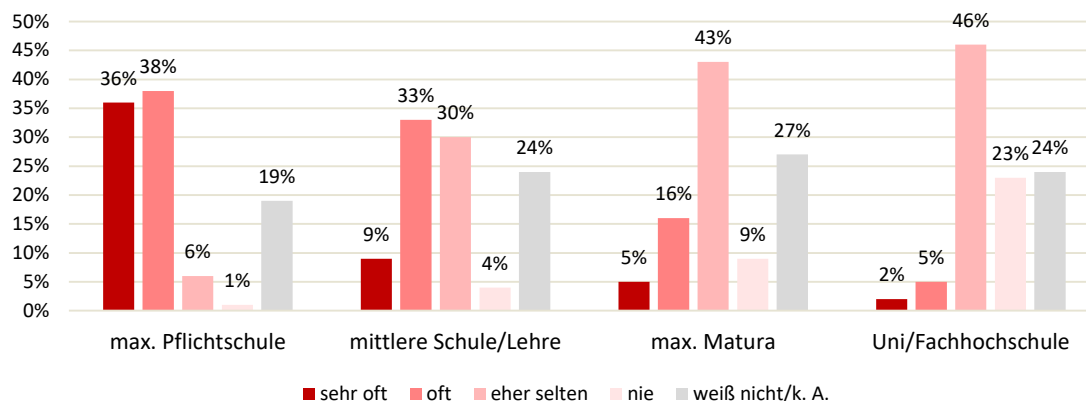
Klient:innen: höchster Bildungsabschluss

Abbildung 31: armutsbetroffene/-gefährdete Klient:innen – höchster Bildungsabschluss

Was bei den **Pflichtschulabsolvent:innen** auffällt: Gerade bei Einrichtungen, wo man es am meisten erwarten würde, sind sie unterdurchschnittlich vertreten, nämlich bei den Aus- und Weiterbildungsanbietern (*sehr oft/oft Klient:in*: 63 %). Die Lösung liegt möglicherweise darin, dass Schulabbrüche häufig mit anderen Problemlagen einher gehen, die im weiteren Lebensverlauf erhalten bleiben. Dazu würde passen, dass Einrichtungen, die auf Sucht (73 %), häusliche Gewalt (74 %) und Flucht, Migration & Integration (74 %) spezialisiert sind, besonders häufig von Klient:innen mit Nur-Pflichtschulabschluss berichten. Derartige Problemlagen stehen einer Aus- und Weiterbildung oft im Weg. Sie müssen in Angriff genommen werden, bevor man an eine nachhaltige Qualifizierung denken kann: zB durch Suchttherapie, psychologische Betreuung oder einen Sprachkurs.

Auch bei den **Absolvent:innen einer Lehre oder mittleren Schule** sind die Themen Sucht (*sehr oft/oft Klient:in*: 50 %, \emptyset 42 %) und häusliche Gewalt (48 %) stark präsent, dazu kommen noch Beeinträchtigungen der psychischen Gesundheit (46 %).

Und noch ein Detail über die **höher Gebildeten**: Für sie sind die Interessenvertretungen wichtige Anlaufstellen. 42 Prozent der dort arbeitenden Expert:innen berichteten von (sehr) häufigen Klient:innen, die maximal Matura haben (\emptyset 21 %), 17 Prozent von Akademiker:innen (\emptyset 7 %).

Haushaltsform: Alleinerzieher:innen und Großfamilien gut beraten

Wie viele Personen in einem Haushalt wohnen und wie er sich zusammensetzt, ist für die Armutsgefährdung von großer Bedeutung: Einelternhaushalte und große Familien mit mindestens drei Kindern tragen laut EU-SILC ein besonders hohes Armutsrisiko (Ö ges.: 41 bzw. 31 %), Familien mit ein bis zwei Kindern hingegen ein leicht unterdurchschnittliches (Ö ges.: 7 bzw. 14 %)⁴⁰. Das zeigt sich zum Teil auch bei den befragten Expert:innen: 62 Prozent berichten, dass **Alleinerzieher:innen** (sehr) oft Hilfe suchen. Diese hoch armutsgefährdete Gruppe wird also gut erreicht. Die eher seltenen, aber hoch armutsgefährdeten Großfamilien, also **Paare mit mindestens drei Kindern**, sind bei immerhin 34 Prozent der befragten Expert:innen (*sehr*) *häufige* Klient:innen, die zahlreichen, aber unterdurchschnittlich armutsgefährdeten **Paare mit ein oder zwei Kindern** in 42 Prozent.¹ Diese drei Familienformen gehören bei Ämtern oder Behörden deutlich regelmäßiger als bei Non-Profit-Organisationen zu

¹ 2022 in Kärnten – Einelternhaushalte Mutter: 15.100, Vater: 3.100; Paare mit 1 Kind: 19.300, mit 2 Kindern: 15.800, mit mind. 3 Kindern: 4.800 (Land Kärnten 2023, S. 68).

jenen Klient:innen, die (*sehr oft*) Unterstützung suchen^m, was ein Hinweis darauf sein könnte, dass es hier vor allem um finanzielle Unterstützungsleistungen, zB die Familienbeihilfe, geht. Je größer die Familie ist, desto dominanter werden Fragen rund um Flucht, Migration und Integration.

Klient:innen: Haushaltsform

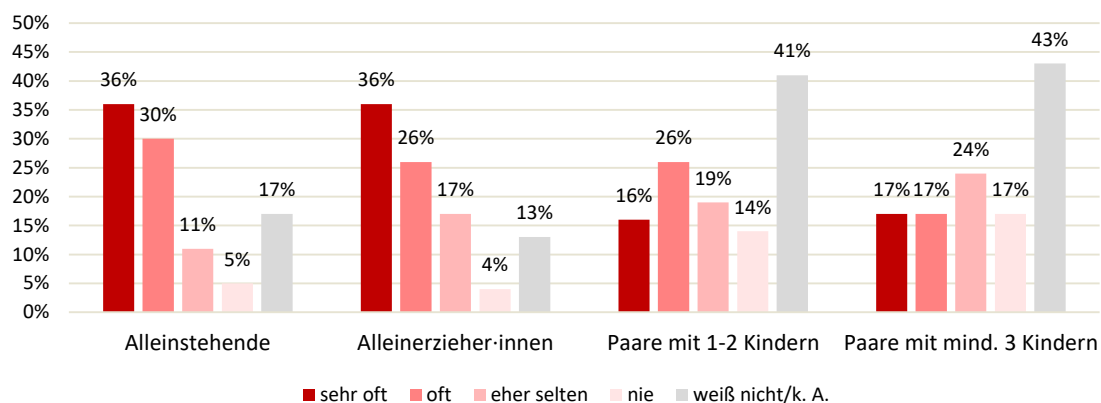


Abbildung 32: armutsbetroffene/-gefährdete Klient:innen – Haushaltsform

Alleinlebende tragen stets ein höheres Armutsrisiko als Mehrpersonenhaushalteⁿ. Sie gehören zu den Klient:innen besonders vieler Einrichtungen, und es gibt unter den Befragten kaum Expert:innen, die nie mit Alleinlebenden zu tun haben (*sehr oft/oft Klient:in*: 66 %, *nie*: 5 %). Diese Zielgruppe scheint also den Weg zu den Hilfsangeboten sehr gut zu finden. Hier sei auf den generellen weiblichen Überhang unter den Klient:innen verwiesen (s. Seite 145), der sich zumindest teilweise aus einer großen Zahl von weiblichen Alleinstehenden ergeben könnte, die ein ungleich größeres Armutsrisiko haben als die Männer.^o Auch von den alleinlebenden Frauen und Männer berichteten Organisationen der öffentlichen Hand öfter als Non-Profit-Einrichtungen, dass sie (*sehr häufig*) Klient:innen seien (71 vs. 64 %). Die Hauptproblemlagen der Alleinlebenden betreffen die psychische Gesundheit, Suchterkrankungen sowie Fragen rund um Flucht, Migration & Integration.

Flucht- bzw. Migrationsgeschichte in der Familie: Integration durch Betreuung

Menschen mit familiärer Migrationsgeschichte sind weit überdurchschnittlich armutsgefährdet: nicht-österreichische Staatsangehörige zu 34 Prozent, Eingebürgerte zu 18 Prozent.^p Die Zahlen stammen aus der EU-SILC-Erhebung 2023⁴¹ und beziehen sich auf ganz Österreich, die kleine Kärntner Stichprobe ist nicht interpretierbar. Von den befragten Expert:innen werden Migrant:innen, die nicht geflüchtet, sondern eingewandert sind (zB um hier zu arbeiten), häufiger vertreten als Asylwerber:innen, Asylberechtigte und subsidiär Schutzberechtigte (*sehr oft/oft Klient:in*: 51 vs. 42 %; *nie*: 2 vs. 9 %). Beide Gruppen gehören bei rund der Hälfte der befragten Non-Profit-Mitarbeiter:innen zu

^m Alleinerzieher:innen: (*sehr oft*) bei Non-Profit-Einrichtungen 54 %, bei Ämtern, Behörden 83 %; Paare mit ein bis zwei Kindern: (*sehr oft*) bei Non-Profit-E. 35 %, bei Ämtern, Behörden 54 %, Paare mit mind. drei Kindern: (*sehr oft*) bei Non-Profit-E. 28 %, bei Ämtern, Behörden 44 %).

ⁿ Armutsgefährdung Mehrpersonenhaushalte ohne Kinder und ohne Pension: 6 %, mit Pension: 10 %. Die geschlechtsspezifischen Unterschiede bei der Armutsgefährdung von Alleinstehenden sind beträchtlich: Alleinlebende Männer mit Pension sind weniger armutsgefährdet als jene ohne Pension (17 vs. 26 %), bei alleinlebenden Frauen spielt das Alter kaum eine Rolle (mit Pension: 28 %, ohne Pension: 25 %). (EU-SILC 2023, S. 72)

^o 2022 in Kärnten – Einpersonenhaushalte Männer: 44.100, Frauen: 57.500 (Land Kärnten 2023, S. 68)

^p Kärnten 2022: Nicht-österreichische Staatsbürgerschaft: 72.968 Personen (13 %). Die Mehrheit von 8 % hat eine EU-26-Staatsbürgerschaft, 5 % kommen aus Drittstaaten. (eigene Berechnung; Land Kärnten 2023, S. 42)

den (*sehr*) häufigen Klient:innen, aber nur bei rund einem Drittel der Behörden und Ämter (Migrant:innen: 57 vs. 38 %, Geflüchtete: 48 vs. 33 %), was ein Hinweis darauf ist, dass die Kärntner Sozialwirtschaft einen hohen Beitrag zur Integration von Menschen mit familiärer Migrationsgeschichte leistet. Die dominanten Problemfelder der Geflüchteten sind Wohnen und Aus- & Weiterbildung, jene der sonstigen Migrant:innen Familie und häusliche Gewalt.

Klient:innen: Migrations-/Fluchtgeschichte

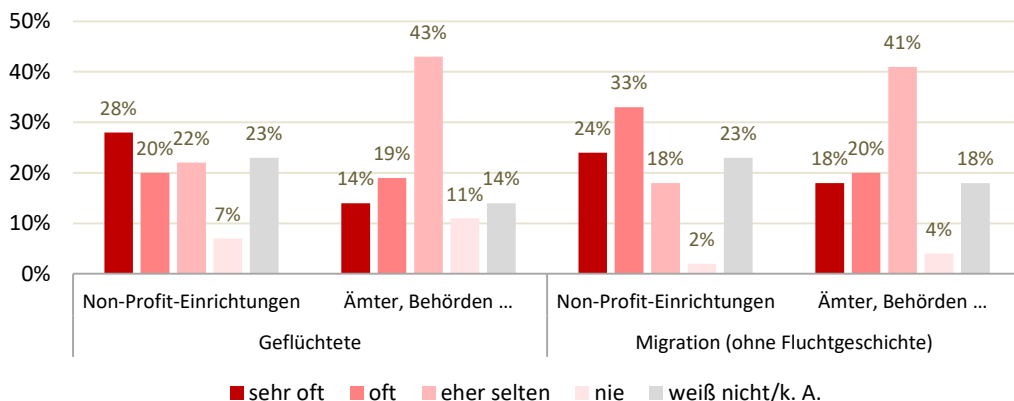


Abbildung 33: : armutsbetroffene/-gefährdete Klient:innen – Migrations-/Fluchtgeschichte

Gesondert wurde danach gefragt, wie oft Klient:innen mit unsicherem Aufenthaltsstatus (und daher zB eingeschränktem oder gar keinem Zugang zum Arbeitsmarkt) Unterstützung suchen. Im Vergleich zu anderen Problemlagen scheint dies nicht vorrangig zu sein: Ein Viertel der Befragten gab an, dass dieses Problemfeld (*sehr*) oft zu bearbeiten sei, 21 Prozent kreuzten *selten* an und 12 Prozent *nie*.

Behinderung als beträchtliches Armutsrisiko

Personen mit Behinderung tragen ein überdurchschnittlich hohes Armutsrisiko.⁹ Bei den befragten Expert:innen sind sie zu nur fünf Prozent *nie* vertreten, zu 44 Prozent hingegen (*sehr*) oft, was für Ämter und Behörden noch mehr gilt als für Non-Profit-Einrichtungen (54 vs. 42 %). Unter den Problemfeldern stehen Arbeit und psychische Gesundheit heraus.

Klient:innen: Behinderung

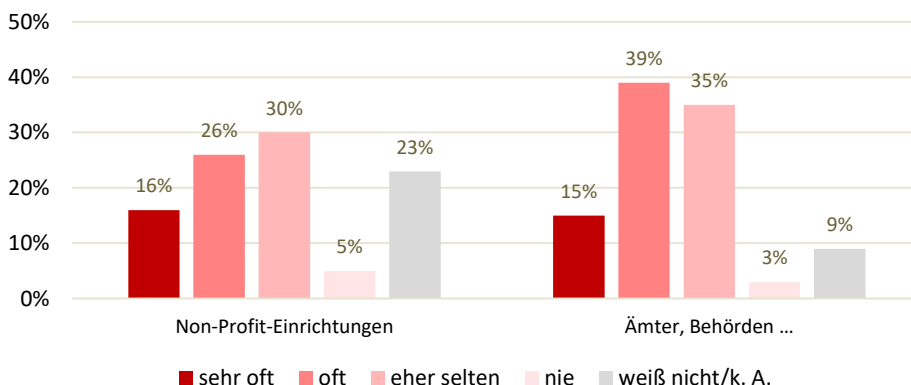


Abbildung 34: armutsbetroffene/-gefährdete Klient:innen – Behinderung

⁹ Lebt in einem Haushalt eine Person mit einer Behinderung, dann liegt österreichweit gesehen eine überdurchschnittliche Armutsgefährdung von 19 Prozent vor (Ö ∅ 15 %) (EU-SILC 2023, S. 129)

3.2. Veränderungen in Krisenzeiten

Seit 2020 die Covid-19-Pandemie in Europa ausgebrochen ist, steht die Befürchtung im Raum, dass Armut als Folge der Krisen – es folgten sehr bald der Ukraine-Krieg und die in Österreich höchste Inflation seit den 1970er Jahren – ansteigen könnte. Zum Zeitpunkt der hier vorgestellten Erhebung war statistisch nicht nachweisbar, dass die Anzahl der Armutsgefährdeten in Österreich gewachsen wäre. Die Sozialexpert:innen hatten aber den Eindruck, dass sich der Klient:innen-Andrang quer durch alle Gruppen in der Zeit der explodierenden Preise verstärkt habe, wenn auch nicht bei allen gleich kräftig.

„Hat der Zulauf von Menschen aus der jeweiligen Gruppe im Lauf des letzten Jahres zugenommen, abgenommen oder ist dieser gleichgeblieben?“

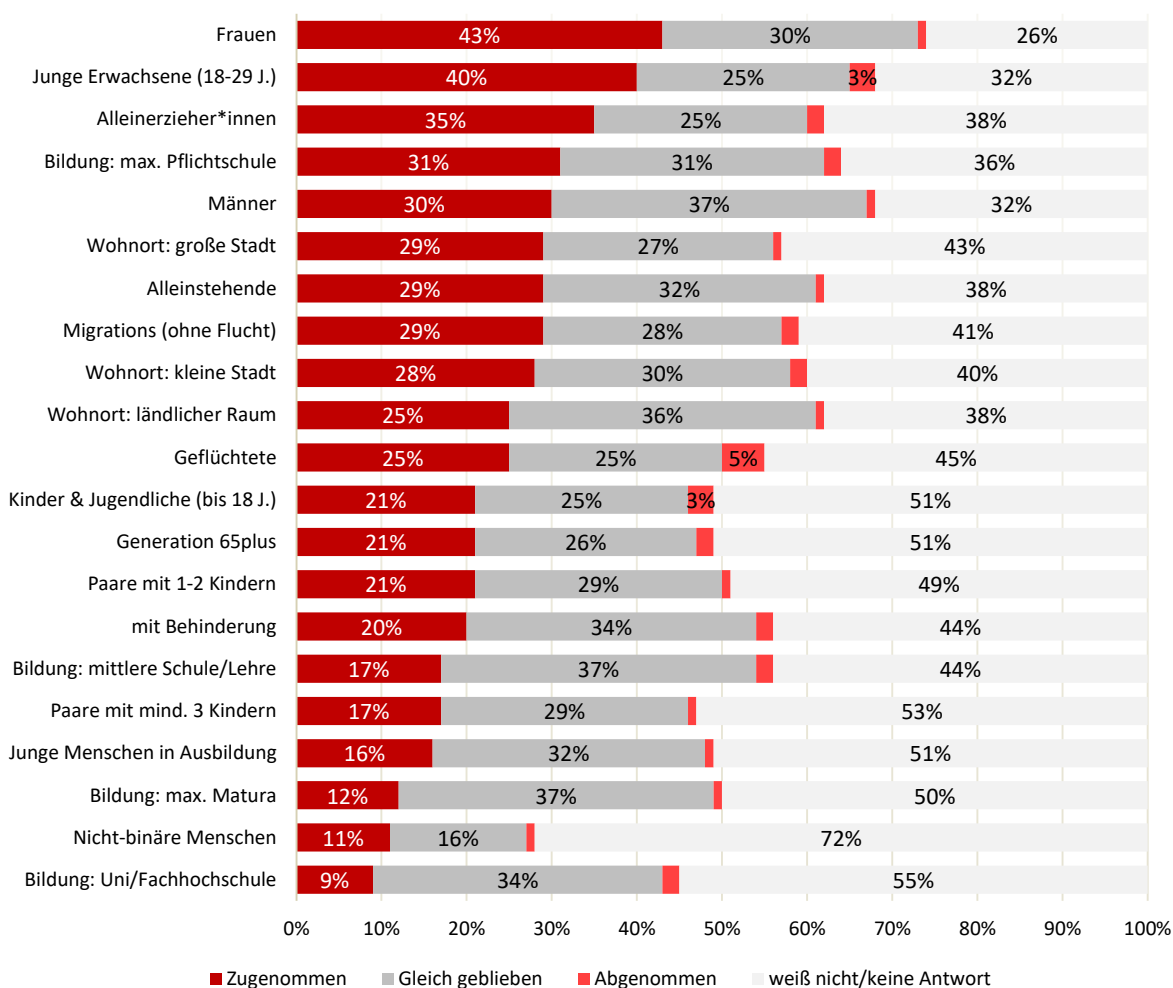


Abbildung 35: Klient:innen – Entwicklung

Vor allem die ohnehin in den Einrichtungen bereits sehr präsenten Frauen und jungen Erwachsenen, so berichteten mehr als 40 Prozent der Befragten, seien nun noch zahlreicher vertreten. 35 Prozent gaben an, dass Alleinerzieher:innen häufiger kämen. Rund 30 Prozent beobachteten einen Anstieg bei niedrig Qualifizierten, Männern, Einwohner:innen der größeren und kleineren Städte, Alleinstehenden und Arbeitsmigrant:innen; ein Viertel bei Bewohner:innen des ländlichen Raums und Geflüchteten sowie jede:r Fünfte bei den Jüngsten (unter 18 Jahren) und den Ältesten (über 65 Jahren),

den bis dato wenig armutsgefährdeten Paaren mit ein bis zwei Kindern sowie bei Menschen mit Behinderung. Am geringsten sind die wahrgenommenen Zuwachsraten bei gut Qualifizierten (max. mit Matura: 12 %, Studium: 9 %).

Die Frage, **ob seit Beginn der großen Teuerung regelmäßig Personengruppen in die Einrichtung kommen, die davor noch nicht zu den klassischen Klient:innen gehört haben**, bejahten 37 Prozent der Befragten, Ämter und Behörden (40 %) etwas öfter als soziale Non-Profit-Einrichtungen (36 %). 102 Befragte zählten in offenen Antworten die Gruppen auf, die nun öfter bei ihrer Einrichtung an die Tür klopfen. Häufig genannt wurden Working Poor (30), Pensionist:innen (22) sowie Alleinerzieher:innen (21) und Familien (17). Auch wenn sie nur wenige Nennungen erreichten, fällt auf, dass auch Mittelschicht (9) und Ein-Personen-Unternehmer:innen (5) erwähnt wurden, was darauf hinweisen könnte, dass sich der Kreis der Armutsgefährdeten erweitert hat. In den längeren Antworten wurden teilweise die Problemfelder genannt, mit denen die neuen Klient:innen vor allem kämpfen: Wohnen stand dabei im Vordergrund (27).

Armut kommt für die Betroffenen oft plötzlich und unerwartet, sie ist auch von außen (aus professioneller Perspektive) nie mit Sicherheit vorhersehbar. Trotzdem lässt sich in aller Regel ein mehr oder weniger langer Weg in die Armut feststellen, der von mehreren Risikofaktoren geprägt ist.⁴² Ein Leben knapp oberhalb des Prekariats kann lange gut gehen – und dann sehr schnell unter dem Einfluss externer Faktoren (wie der aktuellen Teuerung, die die untere Mittelschicht massiv belastet) oder persönlicher Schicksalsschläge (wie Erkrankung oder Scheidung) kippen.

4. Problemlagen – womit Kärntner Armutsgefährdete und -betroffene kämpfen

4.1. Ein Überblick vorweg

Was den Kärntner Armutsbetroffenen und -gefährdeten am meisten zu schaffen machte, stand für die befragten Sozialexpert:innen außer Zweifel: die hohen und immer weiter steigenden Kosten für die grundlegendsten Dinge des Lebens. In 311 der 315 vollständig ausgefüllten Fragebögen zählten die Expert:innen die aktuell brennendsten Probleme ihrer Klient:innen auf. Diese offene Frage war ein qualitatives Element im standardisierten Fragebogen und wurde intensiv genutzt. Mehr als die Hälfte der Nennungen – es waren 913 – bezogen sich auf **finanzielle Aspekte** (52 %), auch so existenzielle wie: das Geld reiche nicht für Lebensmittel und Produkte des täglichen Bedarfs (11 % aller Nennungen). Die überbordenden Ausgaben für Miete, Energie und Betriebskosten machen in den Augen der Expert:innen das **Wohnen** zu einem Problemfeld von hoher Brisanz (28 %), gefolgt von **Gesundheit** (21 %), bei der die psychischen Leiden im Vordergrund stehen (14 %). Die offene Frage nach den brennendsten Problemen stand im Fragebogen vor den Punkten mit den standardisierten Antworten zum Ankreuzen. So war gewährleistet, dass die Expert:innen unbeeinflusst von der Befragung ihre persönliche Wahrnehmung präsentieren. Einen ersten Eindruck geben die aus Teil 1 der Studie schon gewohnten „Wort-Wolken“, gebildet aus den Begriffen, die in den offenen Antworten besonders oft vorkommen. Die Schriftgröße zeigt die Häufigkeit an: je größer, desto öfter kommt ein Wort vor. Jedes der folgenden Kapitel, die jeweils einem Problemfeld gewidmet sind, wird von einer „Wolke“ eingeleitet. Die erste Wolke gibt den Kern sämtlicher Nennungen wieder.



Abbildung 36: Worthäufigkeit brennende Probleme der Armutsbetroffenen/-gefährdeten in Kärnten

Die statistische Auswertung des Fragebogens bringt dieselben dominanten Problemfelder zu Tage wie die offenen Antworten, macht es aber möglich, deren Größenordnung in Zahlen zu gießen. 90 Prozent der Expert:innen haben *(sehr) oft* armutsbetroffene und -gefährdete Klient:innen, die mit den **hohen Kosten für Lebensmittel und Güter des täglichen Bedarfs** kämpfen; rund 85 Prozent *(sehr) oft* Klient:innen, denen die laufenden Ausgaben für das **Wohnen** Schwierigkeiten bereiten. Es folgen fast ex äquo die Problemfelder **psychische Gesundheit** und **Arbeitslosigkeit** (je rund 80 %). Damit ist abgesteckt, wovon Armut in Kärnten hauptsächlich geprägt wird. Die folgende Grafik bietet einen Überblick quer über alle Problemfelder, die Details finden sich in den einzelnen Kapiteln.

Sind Ihre armutsbetroffenen und -bedrohten Klient:innen von den folgenden Problemen sehr oft, oft, manchmal, selten oder nie betroffen?

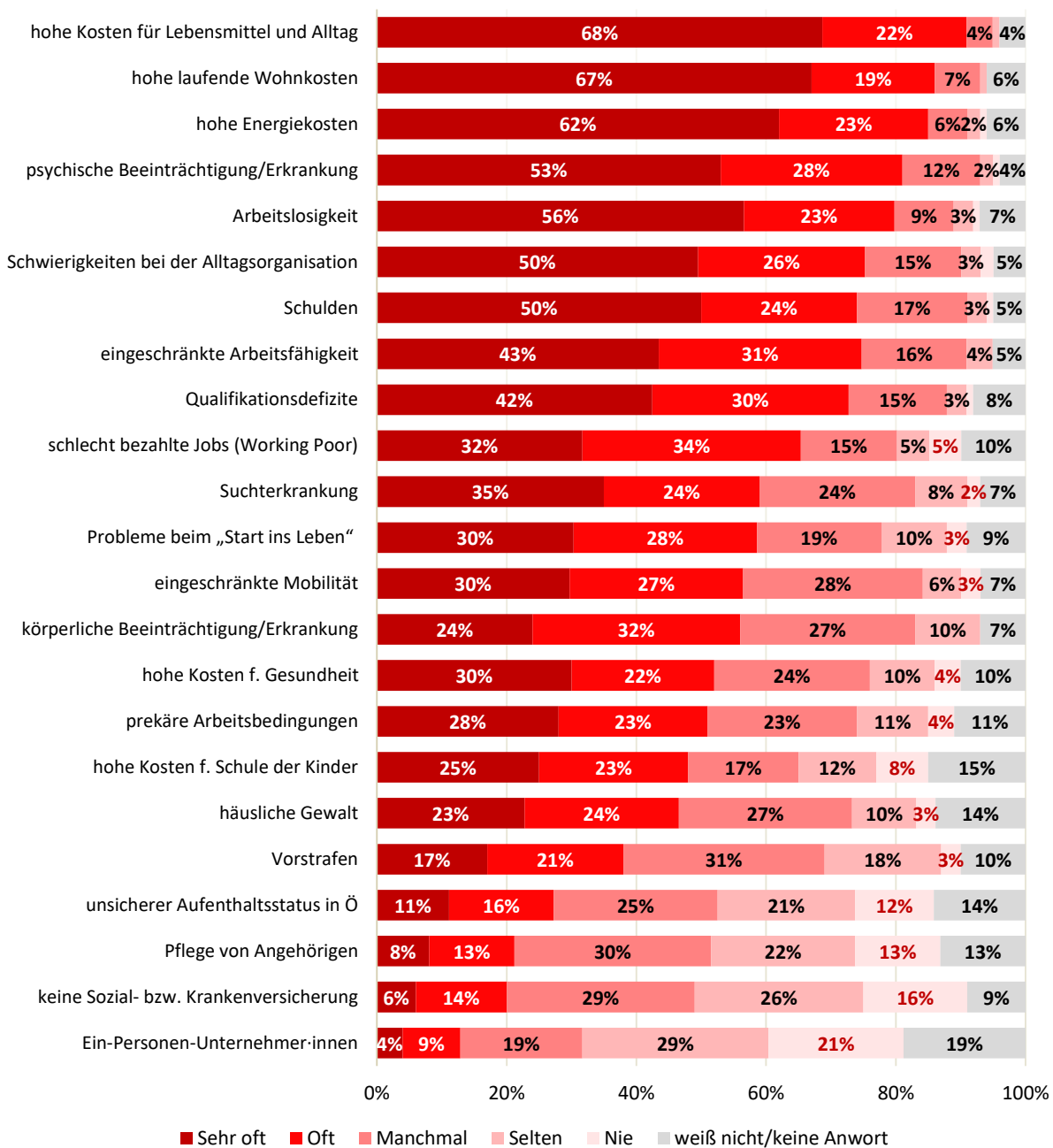


Abbildung 37: Mit Armut verbundene Problemlagen – Überblick

Die seit Herbst 2021 ungewöhnlich hohe Inflation^r hat die ohnehin knappen Haushaltsbudgets der Armutsbetroffenen und -gefährdeten noch einmal verengt. Für die befragten Expert:innen folgte daraus (und wohl auch aus der Multikrisensituation insgesamt), dass sie mit allen Problemlagen ihrer Klient:innen öfter konfrontiert waren als davor: am häufigsten mit Schwierigkeiten, die unmittelbar mit der Teuerung zusammenhängen (Einkaufen, Wohnen, Schulden) sowie mit psychischen Problemen und deren Folgen (Überforderung durch den Alltag, eingeschränkte Arbeitsfähigkeit, Sucht). Die erste Grafik liefert einen Überblick über alle Problemlagen, Themen-Kapitel dann die Einzelheiten.

Sind diese Probleme im Lauf des letzten Jahres bei Ihren armutsbetroffenen und -bedrohten Klient:innen öfter, gleich oft oder seltener aufgetreten als in der Zeit davor?

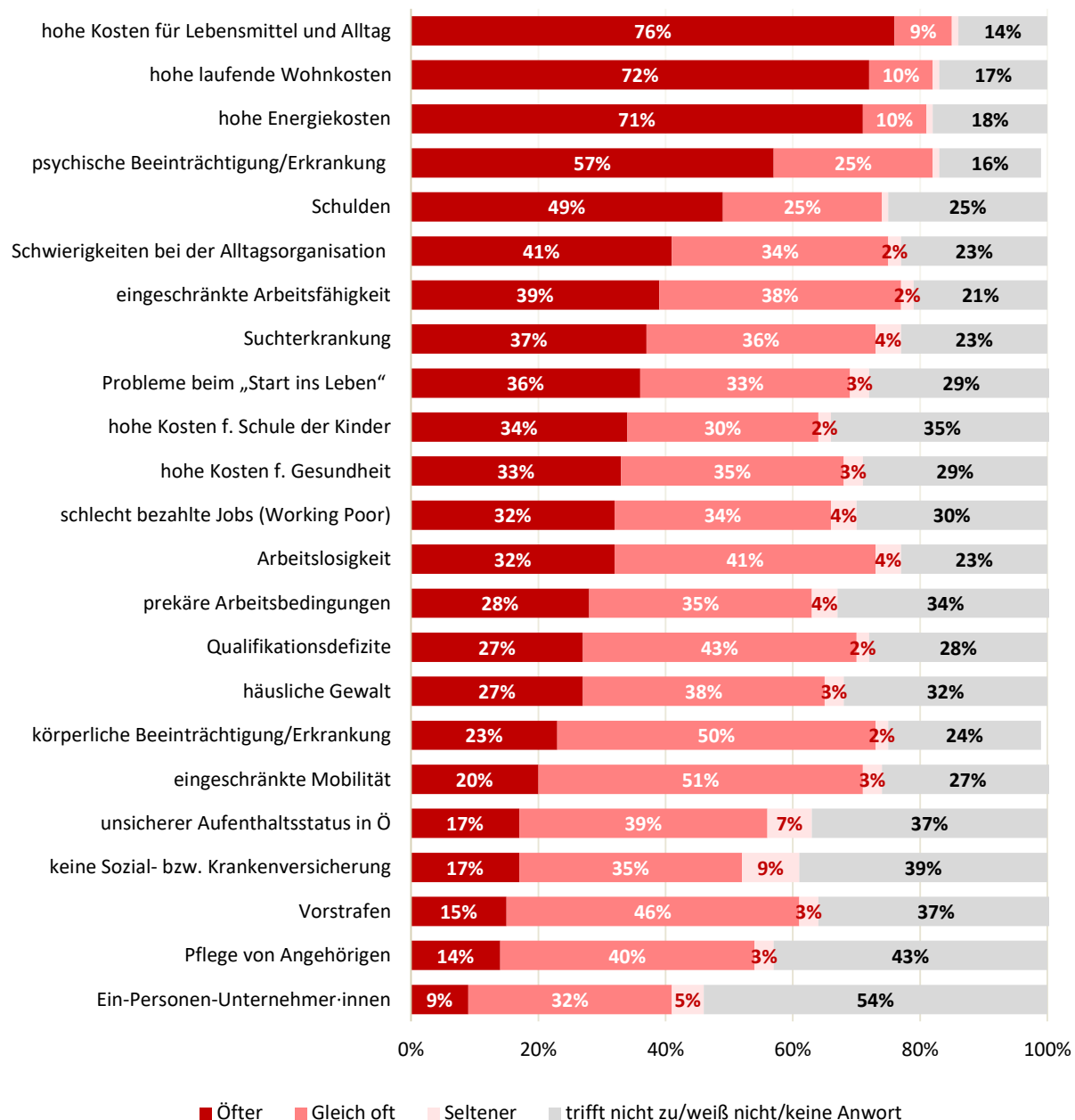


Abbildung 38: Problemlagen – Entwicklung im letzten Jahr – Überblick

^r Im Dezember 2021 lag die Inflationsrate (im Vergleich zum Vorjahresmonat) bei 4,3 %, ab September 2022 bis Februar 2023 höher als 10 % und bei der Befragung im September 2023 bei 6 %. (Statistik Austria – online. Verbraucherpreisindex)

Die im Spätwinter 2020 in Österreich ausgebrochene **Covid-19-Pandemie** hat sehr viele Menschen auf unterschiedlichste Weise getroffen: Menschen, die in Armut leben, besonders heftig (vor allem in den ersten Monaten). Sie hat auch einige Gruppen in die Nähe von Armut geführt, die sich das davor wohl nicht gedacht hätten: zB angestellte Niedrigverdiener-innen, die in Folge der Lockdowns ihren Job verloren haben oder in Kurzarbeit waren, außerdem Ein-Personen-Unternehmer-innen und freischaffende Künstler-innen.⁴³ Im Laufe der langen Pandemie-Zeit wurde zunehmend klar, dass auch nach deren Abebben mittel- und langfristige Folgen bleiben würden. Die Kärntner Armutsstudie hat die Sozialexpert-innen gefragt, ob und wie sich durch die Pandemie die Situation Ihrer armutsbetroffenen und -gefährdeten Klient-innen verändert hat. 42 Prozent gaben an, die Situation habe sich deutlich verschlechtert, 36 Prozent, sie habe sich etwas verschlechtert, 13 Prozent, sie sei weitgehend unverändert geblieben, und zwei Prozent, sie habe sich etwas verbessert (weiß nicht: 7 %).

Mehr als drei Viertel der Befragten konstatieren also eine pandemiebedingte Verschlechterung der Situation ihrer Klient-innen (78 %). Am öftesten gaben die Befragten an, dass die **psychische Gesundheit** der Armutsbetroffenen und -gefährdeten gelitten habe (36 %). Mit großem Abstand folgen Finanzen (23 %), Schulden (22 %), Suchterkrankungen (20 %) und Wohnen (19 %). Merkliche Verschlechterungen gab es auch in Bezug auf häusliche Gewalt (17 %), Arbeit (16 %) und die körperliche Gesundheit (15 %). Eher schwache Effekte zeigen sich bei Familie und Beziehung (je 10 %) sowie Aus- und Weiterbildung (4 %).

In welchen dieser Bereiche hat die Pandemie die Situation für armutsbetroffene- und armutsgefährdete Klient-innen in Kärnten verschlechtert? Bitte beschränken Sie sich bei Ihrer Auswahl auf jene 5 Bereiche, in denen eine Verschlechterung am deutlichsten i

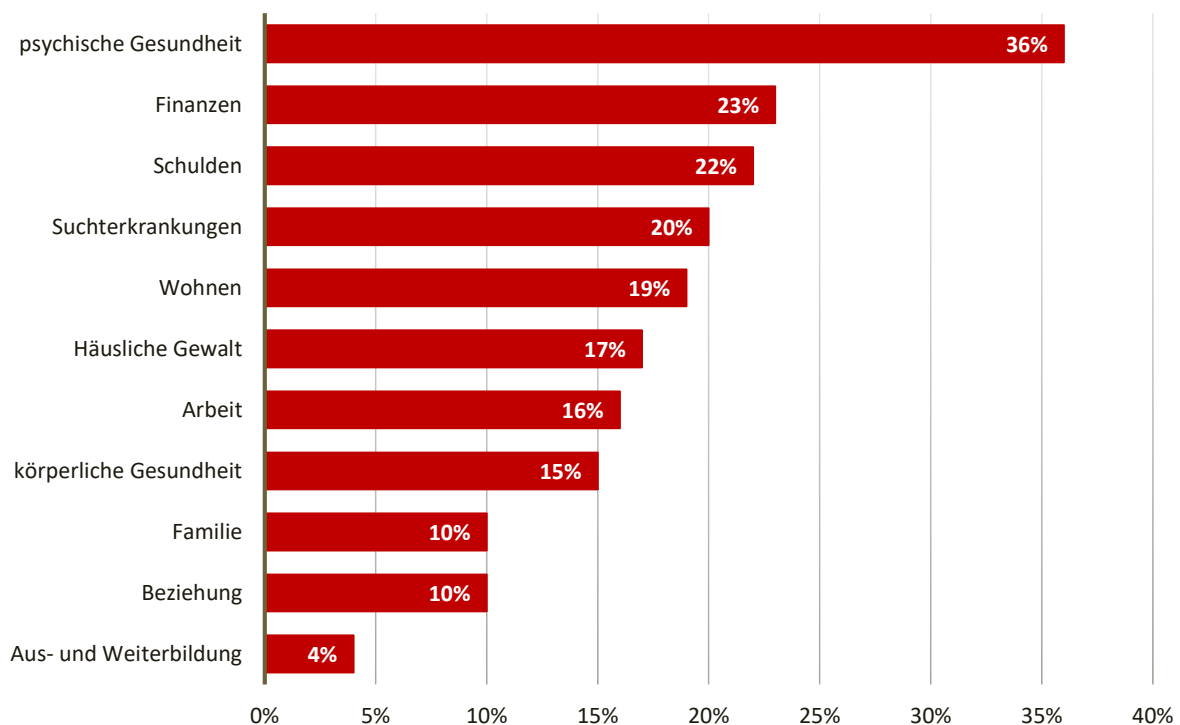


Abbildung 39: Pandemiebedingte Verschlechterungen bei Problemlagen von Armutsbetroffenen/-bedrohten

Die rückblickende Einschätzung der Expert-innen zur Entwicklung der einzelnen Problemlagen von Armutsbetroffenen und -gefährdeten in Kärnten wird in erster Linie von der Teuerung bestimmt sein, aber die Folgen der Pandemie spielen wohl auch immer wieder herein. Zumindest haben ja die Interviews mit Armutsbetroffenen im ersten Projektteil gezeigt, dass die Pandemie lange Schatten wirft.

Ganz am Ende des Fragebogens stand eine zweite Bitte um offene Antworten: *Stellen Sie sich vor, Sie wären Sozialminister-in oder könnten auf Landes- bzw. Gemeindeebene die Entscheidungen treffen, was würden Sie in Kärnten zur Armutsbekämpfung sofort einführen? Nennen Sie maximal drei Punkte, die besonders schnell umgesetzt werden sollten.* Obwohl die Expert-innen dann schon rund 25 Minuten mit dem Fragebogen zugebracht hatten, trugen hier 242 Personen **Vorschläge** ein, die aus einem etwas anderen Blickwinkel noch einmal klarmachen, wie die Problemlagen rund um Armut in Kärnten aussehen und wo es ein gutes Hilfsangebot bzw. Lücken gibt. Auch hier findet sich eine Konzentration auf die finanziellen Aspekte und auf das „brennende“ Problem Inflation (236 Nennungen, 37 %), aber auch sehr viele Änderungswünsche, die entweder grundsätzliche sozialpolitische Fragen, wie zB die Verteilungsgerechtigkeit und die Einführung eines Grundeinkommens, betreffen oder sich auf Detailfragen beziehen, vor allem beim Wohnen, aber auch bei Arbeit bzw. Familie und Kindern. Was immer wieder durchscheint, ist ein Unbehagen darüber, dass viele Unterstützungsleistungen als nicht genügend treffsicher empfunden werden. Pointiert ausgedrückt: die „Richtigen“ bekämen zu wenig, die „Falschen“ zu viel, was sich in Forderungen nach einerseits breiterem Zugang und Öffnung, andererseits Beschränkung und Kontrolle äußerte. Die Vorschläge der Sozialexpert-innen stehen jeweils am Ende der Unterkapitel, gekennzeichnet durch eine **Glühbirne**, die aus einem Buch (quasi aus dem Wissensschatz) erwächst.

Die offenen Fragen eröffnen die Möglichkeit, die Expert-innen auch zu Wort kommen zu lassen. Immer wieder sind Zitate aus den offenen Antworten in den Text eingebaut. Mit einer **Flamme** gekennzeichnet sind die Antworten auf die Frage nach den aktuell brennendsten Problemen. Eine besonders lange Antwort soll nun die Überleitung zur detaillierten Diskussion der Problemfelder sein:



„Die WOHNSITUATION ist sowohl für Alleinerzieherinnen als auch für Paare mit Kindern eine Katastrophe. Wird eine Wohnung gefunden, kann diese aufgrund der Förderungsbeurteilung nicht genommen werden oder stürzt die Kund-innen in die Schuldenfalle. Energiekosten, Lebensmittelpreise, fehlende Ausbildungen/Qualifizierungen lassen die Kund-innen verzweifeln.

In der aktiven Arbeitssuche/Qualifizierung mit motivierten Kundinnen ist das PROBLEM der Betreuung ihrer Kinder immens. Die Mütter müssen einen Job vorweisen, um einen Platz zu bekommen oder ihn in Vollzeit zu erhalten. Ohne Kinderbetreuung gibt es keine Chance auf einen Job. Die Eingliederung in den Kindergarten dauert manchmal bis zu vier Wochen, da macht kein Arbeitgeber mit. Beim kleinsten Schnupfen werden Kinder wieder vor die Türe gestellt. Mütter sind willig und zeigen Bereitschaft, eine Arbeit aufzunehmen, aber die schlechte/fehlende Kinderbetreuung in Kärnten ist das Hauptproblem, warum gute Arbeitsplätze nicht von Frauen besetzt werden können und sie dann am AMS bleiben und dort mit dem Druck in eine psychische Ausnahmesituation geraten.

Viele Kund-innen haben auch psychische Probleme. Diese kommen bereits aus der Kindheit und nehmen mit zunehmendem Alter die Kundinnen grob her. Die Qualitätskontrolle des Jugendamtes und ganz besonders der Familienintensivbetreuung sehe ich als wesentlichen Bestandteil, um die Not in der nächsten Generation zu lindern. (...)

Kundinnen, deren Kinder eine Behinderung aufweisen, werden vom System gänzlich vergessen. Die Betreuungsplätze sind in diesem Bereich noch spärlicher, eine Mitversicherung als Pfliegende Angehörige würde den Müttern enorme Last abnehmen. Vermittelbar sind diese Damen nämlich nicht, selbst wenn sie es wollen und müssen.

Das wären die aktuell brennendsten Themen.“



Abbildung 40: Worthäufigkeit 🔥 brennendes Problem: Finanzen

4.2. Finanzielle Engpässe

Die hohe Inflation in Österreich⁴⁴ trifft alle Bevölkerungsgruppen und alle Lebensbereiche, aber nicht alle gleich. Wer in (der Nähe von) Armut lebt, hat schon vor der Teuerung einen Großteil des Haushaltsbudgets ausgegeben, um die Grundbedürfnisse zu decken. Mit den steigenden Preisen wurde es dann an allen Ecken und Enden finanziell sehr eng, in vielen Fällen zu eng. Zwei vom Sozialministerium finanzierte Studien – eine quantitative⁴⁵ und eine qualitative⁴⁶ – haben die **sozialen Folgen der Inflation** im Frühsommer 2023 in den Blick genommen, also zeitnah zur Erhebungsphase der Kärntner Armutsstudie im darauffolgenden Herbst. Untersucht wurden Armutsbetroffene und die untere Mittelschicht (Haushalte im unteren Einkommensdrittel, die nicht armutsgefährdet sind). Es zeigte sich, dass die Wohn- und Energiekosten ein Angelpunkt sind, um den sich der Rest des Haushaltsbudgets dreht. Sie liegen in der Mitte als ein enormer Fixkostenblock, bei dem man nicht viel einsparen kann, denn wie auch hier im Kapitel Wohnen (s. Seite 164) gezeigt wird, ist es kaum realistisch, günstigeren Wohnraum zu finden. Dieser Fixkostenblock hat sich in Folge der Inflation noch breiter gemacht – und damit für die kleinen Budgetposten rundherum weniger Platz gelassen. Am meisten gespart, so die qualitative Studie des Sozialministeriums, hätten Armutsbetroffene und untere Mittelschicht bei der Freizeit. Emotional jedoch seien die Betroffenen bei den hohen Lebensmittelpreisen geworden, die täglich im Einkaufswagerl und auch bei den Mahlzeiten zu spüren seien, weil immer weniger bzw. weniger Qualitätvolles eingekauft werde. Der Verlust an Lebensqualität sei groß, die psychische Belastung ebenso, konstatiert die qualitative Erhebung weiter. In den offenen Antworten auf den Fragebogen der Kärntner Armutsstudie finden sich ähnliche Feststellungen:



„Bei vielen Menschen ist es ein riesiges Problem geworden, die monatlichen Fixkosten zu decken, da die Strom-, Heiz- und Mietkosten explodieren.“

„Das größte Problem ist die allgemeine Teuerung des täglichen Lebens. Oft haben diese Menschen keine Ersparnisse, und wenn mal eine außertourliche Zahlung ansteht, kann die meistens nicht finanziell abgedeckt werden.“

„Sie kommen mit dem Geld, das sie vom AMS erhalten, nur mehr schwer über die Runden. Die Teuerung ist für viele zu einer existenziellen Überlebensfrage geworden.“

Dasselbe Bild ergibt sich aus den Multiple-Choice-Antworten: 90 Prozent der Expert:innen gaben an, ihre armutsbetroffenen oder -gefährdeten Klient:innen seien (*sehr*) häufig von **hohen Kosten für Lebensmittel und andere Güter des täglichen Bedarfs** betroffen. Fast ebenso viele kreuzten die **hohen laufenden Wohnkosten** und die **hohen Energiekosten** an (86 bzw. 85 %). Deutlich seltener sind die Befragten mit Armutsbetroffenen konfrontiert, denen die **Ausgaben für die Gesundheit** oder die **Schule der Kinder** Probleme machen (*sehr oft/oft Klient:in*: 52 bzw. 48 %).

Sind Ihre armutsbetroffenen und -bedrohten Klient:innen von den folgenden Problemen sehr oft, oft, manchmal, selten oder nie betroffen?

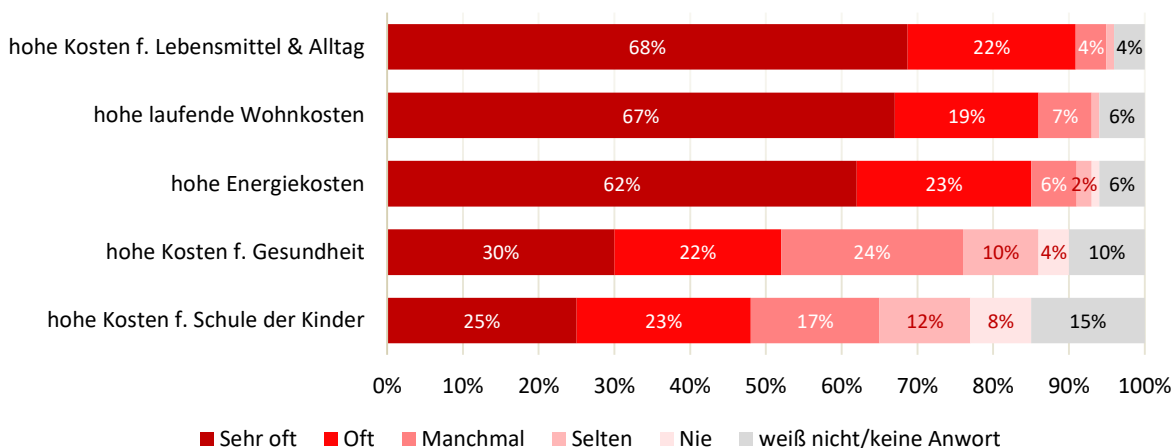


Abbildung 41: Finanzielle Problemlagen – Häufigkeit

Die Frage, ob diese Probleme seit der **Inflation** häufiger auftreten, wird eindeutig beantwortet: Mehr als drei Viertel der Expert:innen sind *öfter* mit Klient:innen konfrontiert, die Probleme rund um die hohen Kosten für Lebensmittel und Güter des täglichen Bedarfs haben (76 %), mehr als 70 Prozent *öfter* mit Anliegen rund um die Wohn- bzw. Energiekosten (72 bzw. 71 %), aber nur 34 bzw. 33 Prozent *öfter* mit Schwierigkeiten bei den Ausgaben für Gesundheit bzw. die Schule der Kinder.

Sind diese Probleme im Lauf des letzten Jahres bei Ihren armutsbetroffenen und -bedrohten Klient:innen öfter, gleich oft oder seltener aufgetreten als in der Zeit davor?

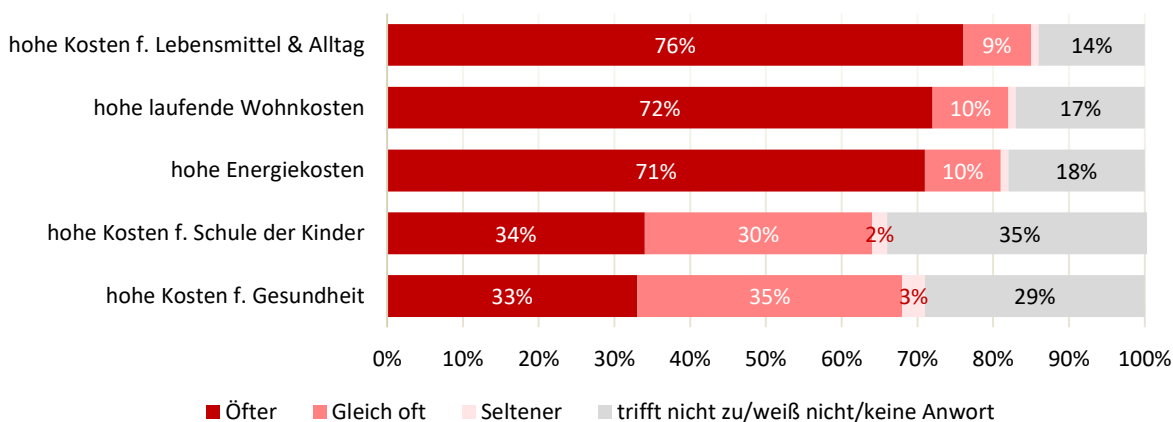


Abbildung 42: Finanzielle Problemlagen – Entwicklung im letzten Jahr

Am Ende des Monats, so bekommen 72 Prozent der Expert:innen (*sehr oft*) von den Klient:innen zu hören, reiche das Geld nicht mehr für den Einkauf von Lebensmitteln. Etwas seltener gilt das für Hygieneprodukte und andere Güter des täglichen Bedarfs (61 %). Zu den besonders häufigen **Folgen finanzieller Enge** gehören auch Mietrückstände (64 %). Etwas seltener sind Medikamente und Therapien bzw. die Ausgaben der Kinder nicht leistbar (57 bzw. 55 %) und noch seltener wird den Expert:innen erzählt, dass es ein Luxus sei, im Lokal einen Kaffee trinken zu gehen. (44 %).

Hören Sie von Ihren armutsbetroffenen und -bedrohten Klient:innen sehr oft, oft, manchmal, selten oder nie, dass sie...

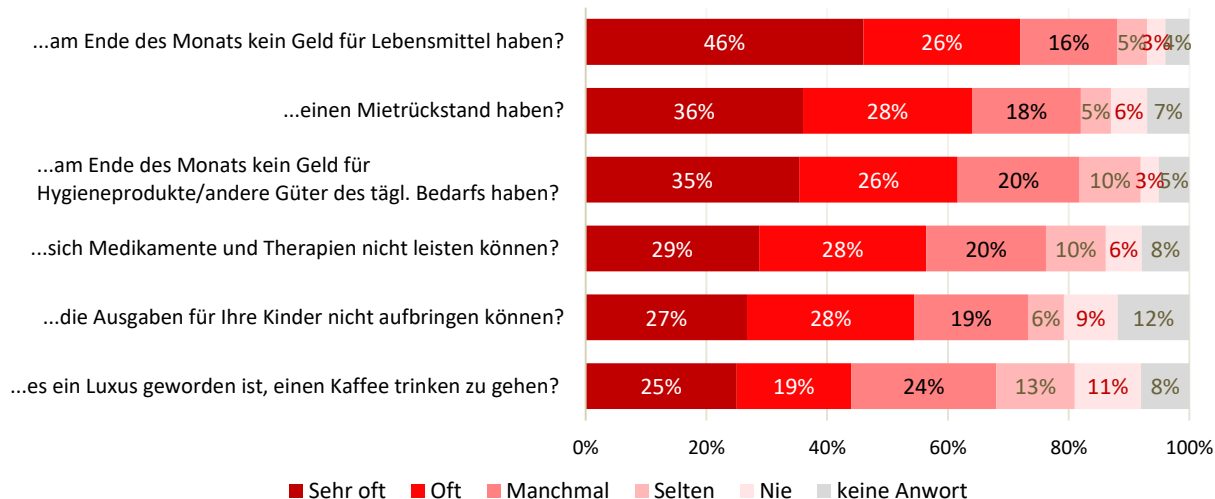


Abbildung 43: Folgen von finanzieller Enge und Inflation

Die Inflation hat die Situation auch in all diesen Details verschärft: Die Expert:innen gaben an, dass die Armutsbetroffenen und -gefährdeten öfter als noch vor eineinhalb Jahren Schwierigkeiten haben, bis zum Ende des Monats mit dem Haushaltsbudget auszukommen: bei Lebensmitteln (58 %) und anderen Alltagsprodukten (50 %). Ungefähr die Hälfte beobachtet, dass die Mietrückstände angestiegen sind, 45 Prozent, dass es schwieriger geworden ist, die Ausgaben für Schule und Freizeit der Kinder zu aufzubringen, 39 Prozent, dass der Kaffee im Lokal immer mehr als Luxus empfunden werde, und immerhin noch 29 Prozent, dass vermehrt bei der Gesundheit gespart werde.



„Durch Teuerungen wissen sie oft nicht, wie sie ihre Familien ernähren sollen.“

„Keine finanziellen Rücklagen, somit immer am Limit (Wohnen, Energie, Lebensmittel).“

Die oben erwähnte Studie des Sozialministeriums erhob, welche **Strategien** angewendet werden, um die höheren Preise abzufedern. Es stellte sich heraus, dass Armutsbetroffene auf Grund ihrer ständig angespannten finanziellen Situation schon vor der Teuerung jene Strategien gut gekannt hatten, die nun ins allgemeine Bewusstsein getreten waren, weil plötzlich sehr viel mehr Menschen auf sie zurückgreifen mussten.⁴⁷ Einige dieser empirisch abgesicherten Möglichkeiten, mit den hohen Preisen umzugehen, wurden in den Fragebogen der Kärntner Armutsstudie aufgenommen. Die Expert:innen berichteten zu genau 50 Prozent, dass ihre Klient:innen (*sehr oft*) Kleidung, Spielzeug usw. nicht neu, sondern gebraucht kaufen, zu 44 Prozent, dass sie Wohnräume wenig oder nicht heizen, zu knapp einem Drittel, dass beim Verbrauch von Warmwasser gespart werde, zu genau einem Viertel, dass die Nutzung von Elektrogeräten (zB dem Backrohr) eingeschränkt werde, und schließlich zu zehn Prozent, dass so viel wie möglich selbst angebaut werde.

Hören Sie von Ihren armutsbetroffenen und -bedrohten Klient·innen sehr oft, oft, manchmal, selten oder nie, dass sie...

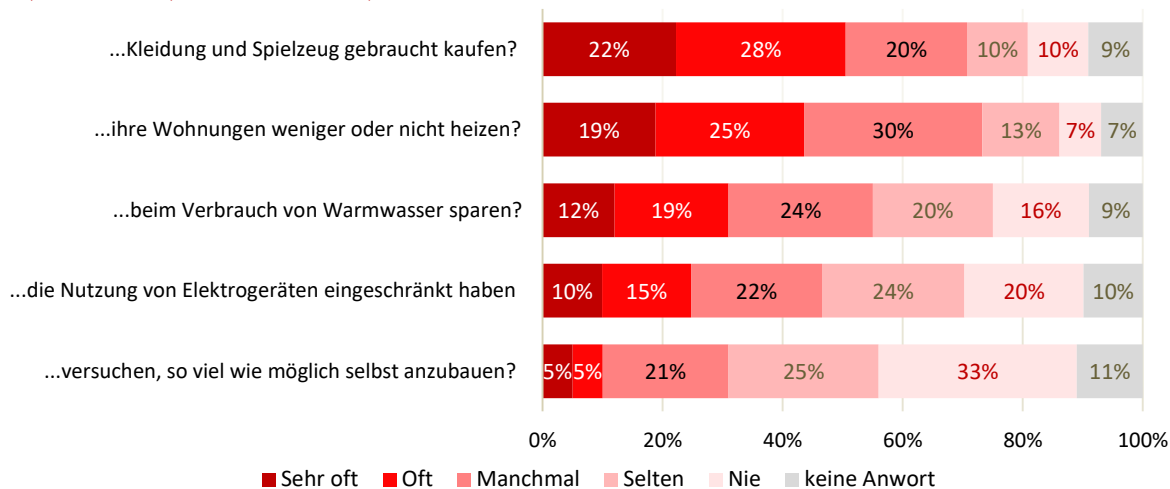


Abbildung 44: Strategien gegen finanzielle Enge und Inflation

All diese Strategien werden seit Einsetzen der Teuerung häufiger angewendet: Angesetzt wird vor allem beim Heizen (*öfter*: 45 %), aber auch der Second-Hand-Einkauf und Einsparungen beim Warmwasser (zB dem Duschen) sind üblicher geworden (*öfter*: je 34 %). Ein gutes Viertel der Expert·innen berichtet, dass Ihre Klient·innen Backrohr und andere Elektrogeräte seltener in Betrieb nehmen, und 15 Prozent, dass Obst, Gemüse, Salate und Kräuter nun *öfter* im Garten, am Balkon oder auf der Fensterbank gezogen werden.

Was bisher in diesem Kapitel zu lesen ist, widerspricht den statistischen Berechnungen, die für das erste Teuerungsjahr 2022 angestellt wurden. Diese ergeben nämlich, dass die Unterstützungsleistungen der öffentlichen Hand – das waren vor allem Einmalzahlungen – gerade bei den untersten Einkommen die Teuerung weitgehend ausgeglichen haben.⁴⁸ Der Eindruck, den die Kärntner Sozialexpert·innen in ihrem Arbeitsalltag gewonnen haben, bestätigt das nicht.

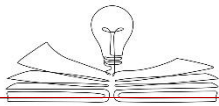


„Massive Kostensteigerung, vor allem bei überlebensnotwendigen Gütern (Lebensmittel, Tanken, STROM!!). Auch mit Förderungen ist ein Über-die-Runden-Kommen kaum mehr möglich.“

„Pendler·innen, die auf das Auto angewiesen sind (häufig ländlicher Raum, Betreuungspflichten, schlechte öffentliche Anbindung), leiden unter den stark gestiegenen Spritpreisen. Der Klimabonus des Bundes stellt hier nur ein kleines "Trostpflaster" dar!“

„Einmalunterstützungen werden genutzt und beantragt, sofern bekannt und sofern eine Antragstellung möglich ist; die insgesamt angespannte finanzielle Situation in vielen Haushalten ändert sich dadurch aber nicht nachhaltig.“

Damit deckt sich ihre Wahrnehmung mit jener der Armutsbetroffenen selbst, wie die Studie des Sozialministeriums zeigt.⁴⁹



Lösungen: Bestehendes und Gewünschtes

Die Expert:innen sahen den Grund für die finanziellen Schwierigkeiten ihrer Klient:innen vor allem darin, dass deren Einkommen nicht im gleichen Maß gestiegen sei wie die Preise. Sie bezogen sich dabei vor allem auf Sozialleistungen, die tatsächlich nicht erhöht worden waren (vor allem auf das Arbeitslosengeld), aber auch auf Zahlungen, die sehr wohl eine Valorisierung erfahren hatten: Hier lautete die Kritik, die Anpassung an die Inflation sei nicht ausreichend gewesen. Auf die explizite Frage nach der Wirkung der öffentlichen Hilfen hatten die Expert:innen eine klare Antwort. Sie kreuzten bei „Haben Sie den Eindruck, dass die Einmalzahlungen und sonstigen Unterstützungsleistungen, die infolge der derzeitigen Teuerung ausgezahlt wurden und werden, bis dato für Ihre armutsbetroffenen und -gefährdeten Klient:innen hilfreich waren?“ zu 64 Prozent die Antwort: „Nein, die Unterstützungszahlungen haben eine Verschlechterung der Situation für Armutsbetroffene NICHT verhindern können“ an. 23 Prozent meinten, dass die Hilfen der öffentlichen Hand *eher schon hilfreich* gewesen seien *und das Schlimmste verhindert* hätten. Gerade einmal drei Prozent stimmten mit den Berechnungen überein und gaben an, dass *die Unterstützungsleistungen die Teuerung weitgehend abgefertigt hätten*. Neun Prozent enthielten sich der Stimme.

„Teuerung, während gleichzeitig soziale Unterstützungsleistungen (z.B. Grundversorgung) nicht valorisiert werden.“ 🗨️

„AMS-Bezug zu niedrig, um die Lebenshaltungskosten abzudecken, wurde nie an die Inflation angepasst, ebenso wenig wie der der Sozialhilfe.“ 🗨️

„Viele Menschen können sich ihr Leben nicht mehr leisten. Es werden zwar Sozialleistungen erhöht, aber im Hinblick auf die Inflation ist dies nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Mieten und Stromrechnungen können nicht bezahlt werden, wenn andere Zahlungen ins Haus flattern.“ 🗨️

Die **Lösungsvorschläge** der Expert:innen zielen einerseits auf grundsätzliche Veränderungen ab, um die Haushaltsbudgets ihrer Klient:innen anzuheben, vor allem auf eine Erhöhung bzw. adäquate(re) Inflationsanpassung des Einkommens (zB der Alterspension), aber auch auf eine Neugestaltung der Unterstützungsleistungen: So wurde gefordert, dass Geldleistungen durch Sachleistungen (zB Lebensmittelgutscheine) ersetzt und dass preiswerte Einkaufsmöglichkeiten gezielt gefördert werden (zB Sozialmärkte, Second-Hand-Geschäfte, Tauschbörsen, ...), dass Zuverdienstgrenzen (zB bei Pensionist:innen) und Einkommensobergrenzen für den Bezug von Sozialleistungen angehoben werden.

„Ich würde weniger Bonuszahlungen, dafür mehr Sachleistungen anbieten.“ 🗨️

Andererseits machten sich die Expert:innen Gedanken darüber, wie die Inflation (besser) ausgeglichen werden könnte, und sprachen sich dafür aus, die Preise zu deckeln oder die Mehrwertsteuer (auf bestimmte Produkte) zu senken oder sogar auszusetzen, statt Hilfszahlungen zu leisten; und wenn doch Hilfszahlungen, dann eher kontinuierliche als einmalige.

„Bremsen/Deckel statt Einmalzahlungen.“ 🗨️

„Mehr Unterstützungsleistungen, die dauerhaft und nicht nur einmalig sind.“ 🗨️

Abbildung 45: Worthäufigkeit  brennendes Problem: Wohnen

4.3. Wohnen

Die Expert:innen wählten im Fragebogen aus zwölf möglichen Problemfeldern rund um das Wohnen jene fünf aus, die ihren armutsbetroffenen und -gefährdeten Klient:innen am schwersten zu schaffen machen. Und wie sich zeigt, prägt die Inflation auch das Kapitel Wohnen. An der Spitze der Nennungen standen eindeutig die **laufenden Auslagen für Miete und Betriebskosten** (88 %); gefolgt, mit einem recht deutlichen Abstand, von den **Energiekosten** (70 %). Von den Problemen, die (weitgehend) unabhängig von der Inflation die Wohnungssuche für Menschen mit kleinem Einkommen prägen, fällt vor allem der als akut beschriebene **Mangel an preisgünstigen gemeinnützigen Wohnungen** ins Gewicht (67 %), aber auch die **Kosten, die beim Beginn eines neuen Mietverhältnisses anfallen**, vor allem die Kautionen (51 %) und (weniger vorrangig) die Ausgaben für die Renovierung bzw. Einrichtung (16 %). Die anderen Punkte wurden vergleichsweise selten angekreuzt und umschreiben erstens mögliche **Hürden beim Zugang zum Wohnungsmarkt** (Vorurteile von privaten Vermieter:innen gegenüber Bezieher:innen von Sozialleistungen oder gegenüber Menschen mit familiärer Flucht- oder Migrationsgeschichte: 28 bzw. 19 %) sowie die Vergabep Praxis von gemeinnützigen Wohnbauträgern, die armutsbetroffene Personen nachreihen (17 %); zweitens **Wissensdefizite der Wohnungssuchenden**, etwa über mögliche Förderungen und Hilfen (21 %) oder den Wohnungsmarkt im allgemeinen (6 %); drittens eventuelle **Lücken für spezielle Zielgruppen** (zu wenige barrierefreie Wohnungen, zB für Menschen mit Behinderung oder für Betagte, oder zu wenige ausreichend große Wohnungen für Familien: 10 bzw. 13 %).

Was sind aus Ihrer Sicht die größten Probleme für Ihre armutsbetroffenen und -gefährdeten Klient:innen, das Thema Wohnen betreffend? Bitte beschränken Sie sich bei Ihrer Auswahl auf fünf Bereiche.



Abbildung 46: Die wichtigsten Probleme Armutsbetroffener und -gefährdeter rund um das Thema Wohnen

Die vier dominanten Problemfelder wurden auch in der offenen Frage nach den allgemein brennendsten Problemen der Klient:innen sehr häufig genannt: vor allem die laufenden Wohnkosten inklusive Teuerung (20 % der insgesamt 913 Nennungen, 60 % jener Nennungen, die das Thema Wohnen betreffen), aber auch das grundsätzliche Problem, dass das leistbare Angebot auf dem Wohnungsmarkt viel zu klein sei (7 bzw. 21 %). Das führe zu langen Wartezeiten auf eine gemeinnützige Wohnung, erklärten die Expert:innen in ihren offenen Antworten, was viele ohnehin schwierige Lebenslagen noch einmal verschärfe, zB nach einem positiven Asylbescheid, wenn die Grundversorgung endet, aber auf dem freien Markt keine Wohnung gefunden werden kann. Oder wenn die gewünschte Trennung einer Partnerschaft daran scheitert, zwei leistbare kleinere Wohnungen zu finden.



„Ein ganz wichtiger Punkt ist auch das leistbare Wohnen. Der Privatmarkt ist zu teuer, und von den Gemeinde- und Genossenschaftswohnungen gibt es zu wenig.“

„Zu wenig verfügbarer und leistbarer Wohnraum. Somit auch viel zu lange Wartezeiten, wenn es überhaupt zu Zuweisung kommt.“

Warum gerade das Thema Wohnen für Armutsbetroffene und -gefährdete derart problematisch ist, wurde bereits im letzten Kapitel im Zusammenhang mit der Teuerung kurz angesprochen: Die hohen Wohnkosten belasten knappe Haushaltsbudgets in besonderem Maß und stellen Fixkosten dar, die

man realistischerweise kaum reduzieren kann. Die Statistiken zeigen das sehr deutlich. Vorweg gesagt: **Kärnten ist, was die Wohnkosten anlangt, im Bundesländervergleich keineswegs teuer, ganz im Gegenteil.** Laut Mikrozensus 2023 betrug die durchschnittliche Miete pro Quadratmeter (inklusive Betriebskosten) für Hauptmietwohnungen in Kärnten € 7,30, österreichweit € 9,40. Das teuerste Bundesland ist Salzburg (€ 11,30/m²), das günstigste das Burgenland, das nahezu gleichauf mit Kärnten liegt (€ 7,20/m²). Auch über die Teuerung gibt der Mikrozensus Auskunft: 2021 lagen die Wohnkosten pro Quadratmeter in Kärnten noch bei € 6,40, im österreichischen Schnitt bei € 8,30.⁵⁰

Die jährliche EU-SILC-Erhebung widmet den Ausgaben fürs Wohnen einen eigenen Fragenblock, wobei hier nicht nur Hauptmieten, sondern alle Rechtsverhältnisse am Wohnraum berücksichtigt werden, was die Kostenstruktur verändert, denn in Kärnten wohnt mehr als die Hälfte der Haushalte im eigenen Haus (51 %, Ö: 43 %), zusätzlich noch acht Prozent in einer Eigentumswohnung. Die befragten Expert:innen haben jedoch jene **34 Prozent** angesprochen, **die in Genossenschafts- und den wenigen Gemeindebauten (19 %) oder in privater Haupt- bzw. Untermiete (15 %) leben.** Diese Gruppe stand auch im Fragebogen im Mittelpunkt, denn die Mehrheit der Armutsbetroffenen hat kein Haus- oder Wohnungseigentum, auch wenn das insbesondere im ländlichen Raum vorkommt.⁵¹

Da die EU-SILC-Zahlen zwar für Österreich, nicht aber für einzelne Bundesländer statistisch repräsentativ sind, fehlen manche Detailinformationen für Kärnten. Um trotzdem die schwierige Position der Armutsgefährdeten und -betroffenen auf einem hochpreisigen Wohnungsmarkt zu illustrieren, werden hier ausnahmsweise gesamtösterreichische Daten herangezogen, die zwar das grundsätzliche Problem sehr gut, aber leider nicht die regionalen Unterschiede abbilden. Die **durchschnittlichen Wohnkosten** betragen in Österreich 2023 **für Armutsbetroffene** 615 Euro monatlich (Ö gesamt \varnothing 672 Euro).⁵² Das ergibt einen Anteil von **44 Prozent am Haushaltseinkommen der Armutsgefährdeten**; die **österreichische Gesamtbevölkerung** wendet für das Wohnen nur **21 Prozent** ihres Einkommens auf, also weniger als die Hälfte.⁵³ Ähnlich sieht es bei den Energiekosten aus: Armutsgefährdete Haushalte zahlten 2023 monatlich 132 Euro, und obwohl das deutlich unter dem österreichischen Durchschnitt von 173 Euro liegt, erreicht der Anteil der Energiekosten am Haushaltseinkommen der Armutsgefährdeten 13 Prozent, im Durchschnitt aber nur sechs Prozent.⁵⁴ Dazu passt, dass die **subjektive Wohnkostenbelastung bei Armutsgefährdeten besonders hoch ist**: 43 Prozent berichten von einer **starken Belastung** (Ö \varnothing 30 %), 42 % von einer **gewissen Belastung** (Ö \varnothing 52 %) und 15 Prozent von **keiner Belastung** (Ö \varnothing 18 %). In Kärnten ist die subjektive – also gefühlte – Wohnkostenbelastung niedrig, was angesichts des niedrigen Niveaus der objektiven Wohnkosten nur folgerichtig ist: 33 Prozent fühlen **gar keine Belastung**, 51 Prozent eine **gewisse** und nur 16 Prozent eine **starke Belastung**.⁵⁵ Bedauerlicherweise liegen für die Kärntner Armutsgefährdeten keine aussagefähigen Daten vor.

Zurück zu den Ergebnissen der Kärntner Armutsstudie 2024: 64 Prozent der befragten Sozialexpert:innen berichteten, dass ihre Klient:innen mit der **Mietzahlung (sehr) oft im Rückstand** seien; nur sechs Prozent, dass das *nie* der Fall sei. Hinzu kommt, dass mehr als die Hälfte (51 %) aktuell **öfter** von Mietrückständen hört als vor der Teuerung. Für viele Armutsbetroffene gehört es zum Alltag, kleine und große Schulden zu machen. Sie jonglieren sozusagen mit den Zahlungen, um mit den knappen Budgets auszukommen: Eine längst fällige Rechnung wird zwar beglichen, dafür lässt man aber eine neuere Rechnung unbezahlt liegen; um eine Reparatur durchführen zu lassen oder für außerordentliche Schulkosten der Kinder aufzukommen, werden Energie oder Miete für eine Weile nicht bezahlt. Immer wieder borgt man sich kleine Beträge von Angehörigen, Freund:innen oder Bekannten aus, die dann sehr bald wieder zurückzahlen sind, oder überzieht das Konto (sofern ein Rahmen vorhanden ist).⁵⁶ Laut EU-SILC 2023 sind in Österreich sieben Prozent der Menschen mit

Zahlungen im Rückstand, von den Armutsgefährdeten sind es aber 19 Prozent und von den erheblich sozial sowie materiell Deprivierten sogar 57 Prozent.⁵⁷ Fast drei Viertel der Expert:innen (74 %) haben *(sehr) oft* Klient:innen mit Schulden, nur ein Prozent berät oder betreut *niemals* Verschuldete.⁵ Die Strategie, mit den Zahlungen zu „jonglieren“, birgt die Gefahr, die Kontrolle zu verlieren – und dann zB in Überschuldung, abgedrehter Energieversorgung oder Wohnungsverlust zu enden. Liegt der Gerichtsbeschluss zur Delogierung einmal auf dem Tisch, spricht man von „*ungesichertem Wohnen*“, dann steht die Möglichkeit einer Wohnungs- oder sogar Obdachlosigkeit[†] im Raum.



„Häufig Ratenzahlungen für Kredite bzw. Bürgschaften oder für Dinge, die schon nicht mehr in Verwendung sind. Bestellungen und Ratenkäufe sind relativ schnell getätigt ohne lange Überlegung der Finanzierungsmöglichkeit! Kontoüberziehungen durch Abbuchungen (werden zB abgebucht Tage bevor das Einkommen am Konto ist => jeden Monat fallen dadurch Überziehungszinsen an, oder es kommt zu keiner Abbuchung/Überweisung => Mahngebühren...). Überblick geht bei vielen durch Kartenzahlung verloren.“

„Verschuldung von Familien untereinander.“

„Mietpreise sind zu hoch, Schulden werden daher aufgebaut.“

„Mietrückstände, Betriebskostenrückstände aufgrund der Teuerung und des gleichbleibenden Einkommensbezugs.“

„Drohende Obdachlosigkeit, weil leistbarer Wohnraum fehlt.“


Obdachlosigkeit ist in Österreich und anderen reichen Ländern in Europa wohl die extremste Form von Armut, die noch verschärft wird, weil sie öffentlich sichtbar ist. Wer mit Armutsbetroffenen zu tun hat, kennt die Scham als ihre ständige Begleiterin. Wenn man also ungeschützt den Blicken ausgesetzt ist, erhält Armut noch mehr persönliche Brisanz. **Wohnungslosigkeit** ist so gesehen milder, denn hier haben die Menschen ein Dach über dem Kopf, wenn auch nur vorübergehend und nicht in ihren eigenen vier Wänden, sondern zB in einer sozialen Einrichtung. Das Ausmaß von Obdach- und Wohnungslosigkeit zu messen, ist sehr schwierig, und so wird davon ausgegangen, dass es zusätzlich zu den registrierten Obdach- und Wohnungslosen^u eine hohe Dunkelziffer gibt. 2022 wurden in Österreich 19.667 registrierte Obdach- und Wohnungslose gezählt, in Kärnten waren es 356 Personen; der Schwerpunkt lag deutlich in Wien (11.275).⁵⁸ Einen Hinweis auf eine hohe Dunkelziffer liefern auch die befragten Sozialexpert:innen. Sie sind nämlich im Vergleich zur geringen Zahl an registrierten Fällen auffallend häufig mit Wohnungslosigkeit konfrontiert: **44 Prozent haben *(sehr) oft* mit Wohnungslosen zu tun, 27 Prozent *manchmal*, 13 Prozent *selten* und nur sieben Prozent *nie***. Auch hier hat die Teuerung zu einer Verschärfung des Problems geführt: 36 Prozent der Befragten sind nun *öfter* mit Wohnungslosigkeit konfrontiert als in Vor-Inflationszeiten (*gleich oft*: 32 %, *seltener*: 4 %). Andere Problemlagen mögen zwar mehr zugenommen haben, aber angesichts dessen, dass es sich bei Obdach- bzw. Wohnungslosigkeit um eine so extreme Form von Armut handelt, gibt auch dieser

⁵ 49 % der befragten Expert:innen gaben an, dass sie seit der Teuerung öfter Klient:innen mit Schulden haben.

[†] Als obdachlos gelten Menschen, die auf der Straße leben, oder in Notunterkünften oder ähnlichen Einrichtungen übernachten. Als wohnungslos gelten Menschen, die in Einrichtungen wohnen, in denen die Aufenthaltsdauer begrenzt ist und in denen keine Dauerwohnplätze zur Verfügung stehen, zB in Übergangwohnheimen, Asylen, Unterkünften für Migrant:innen und Asylwerber:innen sowie Frauenhäusern. (BAWO – online)

^u Die Zählung der registrierten Wohnungs-/Obdachlosen umfasst obdachlose Menschen, Menschen in Notunterkünften, Wohnungsloseneinrichtungen, Frauenhäusern und Langzeitwohnheimen für ältere Wohnungslose. Gezählt werden jeweils alle Personen, die mindestens einmal in einem bestimmten Jahr eine Hauptwohnsitzbestätigung bzw. Meldung in einer hier beschriebenen Einrichtung hatten. (Statistik Austria 2023, S. 13).

Anstieg Anlass zur Sorge – insbesondere weil die Expert:innen hier von deutlichen Lücken in der Versorgung einzelner Zielgruppen berichten: 70 Prozent kreuzten an, dass die **Unterstützungsleistungen für Menschen, die von Wohnungslosigkeit bedroht sind und Betreuung brauchen, nicht ausreichen**; 62 Prozent, dass dies für **ehemals Wohnungslose, die langfristige Betreuung brauchen**, ebenfalls gelte. Große Versorgungslücken bestehen auch bei wohnungslosen **jungen Erwachsenen der Generation 29^{minus}**: Diese Altersgruppe sticht also auch hier als speziell gefährdet und gleichzeitig nicht ausreichend versorgt heraus (*überhaupt/eher nicht ausreichend*: 66 %). Etwas kleiner, aber noch immer beträchtlich sind die Angebotsdefizite für **wohnungslose Erwachsene 30^{plus}** (*überhaupt/eher nicht ausreichend*: 59 %), **wohnungslosen Jugendlichen bis 18 Jahren** (*überhaupt/eher nicht ausreichend*: 51 %) und **subsidiär Schutzberechtigten** (*überhaupt/eher nicht ausreichend*: 48 %) – einer Gruppe, die es durch ihre rechtliche Sonderstellung, wie die Expert:innen-Interviews im Vorfeld und die offenen Antworten im Fragebogen zeigen, in vielerlei Hinsicht schwer hat, auch auf dem privaten Wohnungsmarkt, auf den sie angewiesen ist, was häufig zu versteckter Wohnungslosigkeit führt.⁵⁹

„Aufenthaltstitel „subsidiär schutzberechtigt“ dem normalen Aufenthaltstitel Asyl anpassen oder abschaffen.“ 

Auf Basis ihrer beruflichen Erfahrung: Sind die Unterstützungsleistungen im Bereich Wohnen für die folgenden Gruppen völlig ausreichend, eher ausreichend, eher nicht ausreichend oder überhaupt nicht ausreichend?

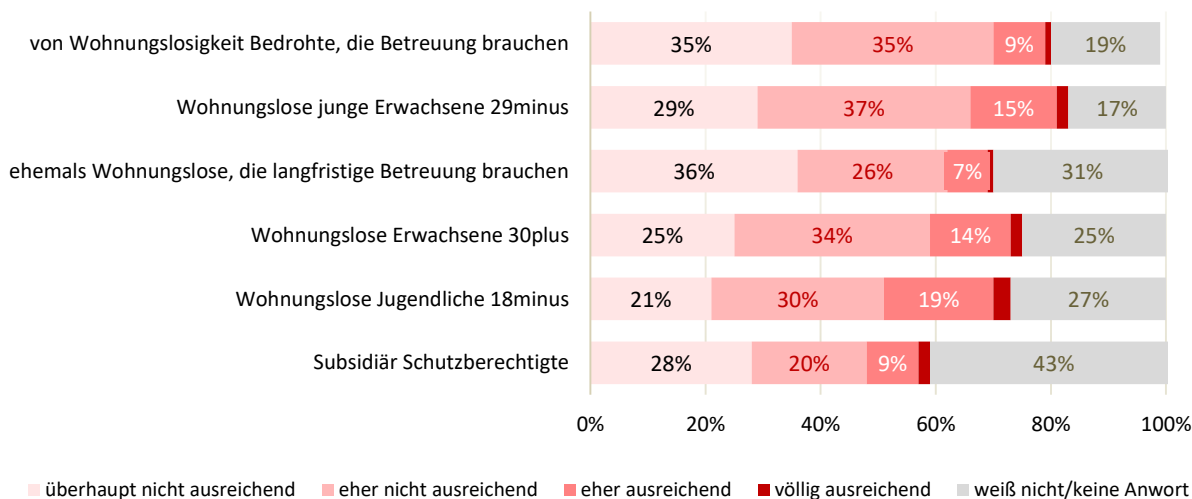
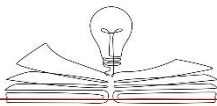


Abbildung 47: Unterstützungsleistungen für Wohnungslose und von Wohnungslosigkeit Bedrohte

Die Zahlen gewinnen noch an Brisanz, wenn man bedenkt, dass nur jene ihre Beobachtungen angegeben haben, die mit diesen speziellen Zielgruppen in Kontakt sind. Es gibt also einen vergleichsweise hohen Anteil von Enthaltungen bzw. Weiß-nicht-Stimmen. Werden diese nicht mitgerechnet, sondern nur die Expert:innen mit Kontakt zu Wohnungslosen, dann liegen die Anteile jener, die Lücken in der Versorgung wahrnehmen, noch höher: für Jugendliche 18^{minus} bei 70 Prozent, für Erwachsene sowie für subsidiär Schutzberechtigte bei rund 80 Prozent und für von Wohnungslosigkeit Bedrohte bzw. ehemals Wohnungslose mit Betreuungsbedarf sogar bei nahezu 90 Prozent.



Lösungen: Bestehendes und Gewünschtes

Die **Delogierungsprävention** war zum Zeitpunkt der Befragung eines der jüngsten Angebote für Menschen, die in Kärnten in (der Nähe von) Armut leben. Deshalb – und weil es sich beim drohenden Wohnungsverlust um ein so sensibles Problemfeld handelt – bildete sie im Fragebogen einen kleinen Schwerpunkt. **Eine Drittel der Expert:innen hatte im Zuge ihrer Arbeit schon Erfahrung mit der Delogierungsprävention gemacht**, die Mitarbeiter:innen von Einrichtungen des öffentlichen Sektors deutlich öfter als jene von Non-Profit-Organisationen (46 versus 35 %), am häufigsten Sozialarbeiter:innen (50 %), gefolgt von Sachbearbeiter:innen in der Gemeindeverwaltung oder anderen öffentlichen Stellen (44 %). Es sind keineswegs nur Einrichtungen, die auf das Thema Wohnen spezialisiert sind, die zu den ersten gehört haben, die mit der Delogierungsprävention professionellen Kontakt hatten, sondern vor allem auch die Suchthilfe (46 %) sowie Unterstützungsangebote bei häuslicher Gewalt (40 %) sowie Flucht, Migration & Integration (36 %). Zusammen mit den Antworten auf die offene Frage nach den Vor- und Nachteilen der Delogierungsprävention liefert das einige Hinweise darauf, welche Problemlagen parallel zu einem Wohnungsverlust auftreten. Dazu passt, dass sich die (von 129 Befragten) insgesamt 224 genannten **Vorteile** auf die Beratung und (sozialarbeiterische) Betreuung konzentrieren, die rund um die Delogierungsprävention angeboten wird (40 % der Nennungen), wobei das von der Weitergabe von hilfreichen Informationen bis zu einem Case-Management reichen kann: Als positiv hervorgehoben werden der niederschwellige und unbürokratische Zugang, die frühzeitige und rasche Intervention, das Sichtbar- und Bewusstmachen von Problemlagen sowie das Aufzeigen von Unterstützungsmöglichkeiten. All das sorgt gemeinsam mit der Übernahme der Mietschulden dafür, dass die Wohnung und die vertraute Wohnumgebung erhalten bleiben: ein Stabilitätsfaktor, der insbesondere bei Familien mit Kindern von Bedeutung sei. Die monetäre und psychische Entlastung sei beträchtlich. Im Idealfall würden sogar neue Zukunftsperspektiven entwickelt.

„Der Wohnraum ist gesichert, und Personen können sich auf die Lösung anderer Probleme konzentrieren (weitere Schulden tilgen, Jobsuche, Krankheit etc.) – große Entlastung für Klient:innen, wenn sie wissen, dass sie sich darum nicht auch noch Gedanken machen müssen.“

„Es wird schnell und relativ unkompliziert geholfen.“

„Es beginnt ein Prozess mit Unterstützung.“

„Mögliche Obdachlosigkeit wird dadurch frühzeitig erkannt, und es können Maßnahmen gesetzt werden, um sie zu verhindern.“

„Wahrnehmung der prekären Situation durch die Betroffenen und Möglichkeit, frühzeitig gegenzusteuern.“

„Stabilisierung von Menschen in prekären Lebenslagen.“

„Begleitung der Betroffenen, damit es nicht noch einmal zu einer Delogierung kommen kann.“

„Außerdem kann man in der gewohnten Umgebung bleiben, das ist vor allem für Kinder sehr wichtig.“

„Nachhaltige Sicherung der Wohnung.“

„Möglichkeit bzw. Chance auf Verbesserung der Lebenslage.“

Die kritischen Stimmen waren in der Minderheit: 118 Befragte nannten **Nachteile** der Delogierungsprävention. Diese scheint nicht überall und nicht immer gleich gut zu funktionieren, möglicherweise abhängig von den jeweiligen individuellen Betreuer:innen oder den Zielgruppen. Jedenfalls wurde besonders häufig kritisiert (24 % der kritischen Nennungen), dass die Delogierungsprävention keine nachhaltigen und umfassenden Lösungen anbiete, sondern nur Hilfe im Augenblick und zum Thema

Wohnen. Viele von den positiven Rückmeldungen beschreiben genau das Gegenteil, was nahelegt, dass man in Zukunft an einheitlichen Qualitätsstandards und deren Überprüfung arbeiten sollte. Beanstandet wurde auch, dass die Delogierungsprävention keine Lösung für die grundlegenden Probleme sei, wie den Mangel an leistbarem Wohnraum oder die Teuerung, sondern nur den Umgang damit erleichtere. Außerdem sei der Zugang nur für jene einfach und schnell, die in der Stadt wohnten, der ländliche Raum sei hingegen nicht ausreichend abgedeckt. Hinzu komme, dass die Delogierungsprävention (noch) nicht ausreichend bekannt sei. Auffallend häufig mit 19 Prozent aller kritischen Nennungen war der Vorwurf, die Delogierungsprävention verführe die Betroffenen zur Passivität – bis hin zu bewusstem Missbrauch, weil im Vertrauen darauf, dass die Zahlungsrückstände übernommen würden, gar nicht erst versucht werde, die Miete zu begleichen.

„Kurzfristige Unterstützung. Keine nachhaltige Beratung, wie in Zukunft Delogierung vermieden werden kann.“

„Kurzfristige Hilfe, daher rufen viele Personen nach einigen Monaten erneut an und bitten um Hilfe. Nicht nachhaltig.“

„Beratung allein ist zu wenig, es bräuchte zumindest mittelfristige Begleitung der Betroffenen, um nachhaltig zu wirken.“

„Behebt nicht die grundsätzlichen Probleme der Betroffenen (geringes Einkommen, ständige Mieterhöhung, allgemein hohe Mieten und Energiekosten, steigende Lebensmittelpreise).“

„Klient:innen verlassen sich zu sehr auf die Hilfe von anderen und kommen nicht ins Handeln.“

„Es gibt zunehmend Menschen, die sich auf die Delogierungsprävention verlassen und absichtlich keine Miete zahlen.“

„Nur an ausgewählten Terminen in Kleinstadt verfügbar.“

„Es könnten mehr Personen beschäftigt sein, dass es auch in den Randgebieten – oberes Mölltal und Drautal – Angebote gibt.“

Rund ein Viertel der **Maßnahmen, die die Expert:innen sofort umsetzen würden, hätten sie in der Sozialpolitik das Sagen**, betrafen Aspekte des Wohnens. Prioritär ist ihnen eine Senkung der Mietkosten, zB indem die Preise gedeckelt werden oder die Miete von der Inflation prinzipiell weitgehend entkoppelt wird (34 % der das Wohnen betreffenden Vorschläge). Deutlich seltener wird eine Senkung der Energiekosten gefordert (19 %), indem zB eine (einkommensabhängige) Preisdeckelung, eine Art Energiebeihilfe (vergleichbar der Mietbeihilfe), die direkt an die Energielieferanten ausbezahlt werden könnte, oder spezielle Sozialtarife für einkommensschwache Haushalte eingeführt werden. 16 Prozent sprachen sich dafür aus, den Wohnungsmarkt zu erweitern, indem zB Leerstand verhindert und vor allem der soziale Wohnbau vorangetrieben wird. Nur zehn Prozent hielten eine Erhöhung oder Umgestaltung der finanziellen Hilfen für dringend, wobei immer wieder die Kauttionen angesprochen wurden. Seltener genannt wurde der Wunsch, die Vergabekriterien für gemeinnützige Wohnungen transparenter und fairer zu gestalten und so den Zugang zu erleichtern, Angebote für Obdachlose außerhalb von Klagenfurt einzurichten und die Wohnbetreuung auszuweiten.

„Mietpreise für sämtliche Wohnungen deckeln.“ 🔔

„Tatsächlich ‚gemeinnützige‘ Wohnungen mit einer dauerhaften Mietpreisbremse (maximale jährliche Preisanpassung von zwei Prozent!).“ 🔔

„Flächendeckend günstige Wohnungen, die unkompliziert vergeben werden können.“ 🔔

„Schnellere Wohnungsvergabe in Krisenfällen (zB Trennung mit Kindern, Gewalt in der Partnerschaft usw.).“ 🔔

„Energie muss runter. Die Erhöhungen betreffen nicht mehr nur die sozial Schwachen, sondern auch Familien mit mittleren Einkommen.“ ❗

„Einen günstigeren dauerhaften „Sozialtarif“ bei Strom und Gas für alle armutsbedrohten und -gefährdeten Haushalte (Stützung ähnlich der Stromkostenbremse durch den Bund).“ ❗

„Sozialen Wohnungsbau in Oberkärnten kräftig ausbauen! 30 bis 50 neue Wohnungen pro Gemeinde!“ ❗

„Verpflichtende Bereitstellung von sozialen Wohneinheiten, da speziell in Klagenfurt ein großer Leerstand an verfügbaren Wohneinheiten besteht – und dieser Leerstand müsste sozial genützt oder sonst zumindest besteuert werden, sodass ein Leerstand verhindert werden kann.“ ❗

Wer eine Wohnung sucht und in Villach wohnen will, soll auch Sozialwohnungen angeboten bekommen. Auch wenn er/sie noch nicht zwei Jahre in Villach gemeldet ist. Die Prüfung A1/A2 soll nicht notwendig für das Bekommen einer Sozialwohnung sein.“ ❗

„Unbürokratische, schnelle Einmalunterstützung für Kautions- und Erstmiete oder angepasst an die aktuelle Bearbeitungszeit: Fristerstreckung der Kautionszahlungen bei Wohnungen, um Personen, die Einmalunterstützung benötigen, mehr Zeit einzuräumen – aktuell funktioniert das sehr mäßig, da die Ansuchenbearbeitung viel zu lange dauert, die Kautionszahlung sofort einzuzahlen ist und somit die Wohnung dann doch nicht übergeben wird. Bei allen Wohnungen muss im Vorhinein im Zeitraum weniger Tage die Kautionszahlung eingezahlt werden – das ist ein Problem für viele!“ ❗

„Anlaufstelle/Unterkunft und Sozialberatung für Obdachlose in Villach.“ ❗

„Flächendeckende Wohnungslosenhilfe (nicht „nur“ in Klagenfurt), auch im Sinne einer Prävention.“ ❗

„Housing first – auch im ländlichen Raum.“ ❗

„Teilbetreute Wohneinheiten für Menschen, die den Alltag nicht schaffen, aber Hilfe in Alltagssituationen brauchen, und keine begünstigte Behinderung haben oder irgendeine Diagnose!“ ❗

„Es braucht mehr psychosozial betreute Wohneinrichtungen für Personen mit schweren psychischen Erkrankungen (zB Schizophrenie).“ ❗



Abbildung 48: Worthäufigkeit brennendes Problem: Gesundheit

4.4. Gesundheit

Psychische Beeinträchtigungen und Erkrankungen gehen außerordentlich oft mit Armut einher: **81 Prozent der Kärntner Sozialexpert:innen arbeiten sehr oft mit und für Klient:innen mit psychischen Problemen.** Aber auch **Suchtkrankheiten** (59 %) oder **körperliche Leiden** (56 %) sind weit überdurchschnittlich häufig. Denn der Blick in die Statistiken zeigt: In Kärnten empfinden genau drei Viertel der Erwachsenen im Erwerbsalter ihren Gesundheitszustand als *(sehr) gut*, 19 Prozent als *mittelmäßig* und fünf Prozent⁶⁰ als *(sehr) schlecht*.⁶¹ Bei die Generation 65^{plus} ist der subjektive Gesundheitszustand erwartungsgemäß etwas schlechter^v. Armutsgefährdete nehmen österreichweit ihre Gesundheit zu 15 Prozent als *(sehr) schlecht* wahr, erheblich materiell und sozial Deprivierte sogar zu 31 Prozent (Ö \varnothing 6 %).⁶² Ihr schlechter Gesundheitszustand unterscheidet also Armutsbetroffene und -gefährdete klar von der Mehrheit.

Sind Ihre armutsbetroffenen und -bedrohten Klient:innen von den folgenden Problemen sehr oft, oft, manchmal, selten oder nie betroffen?

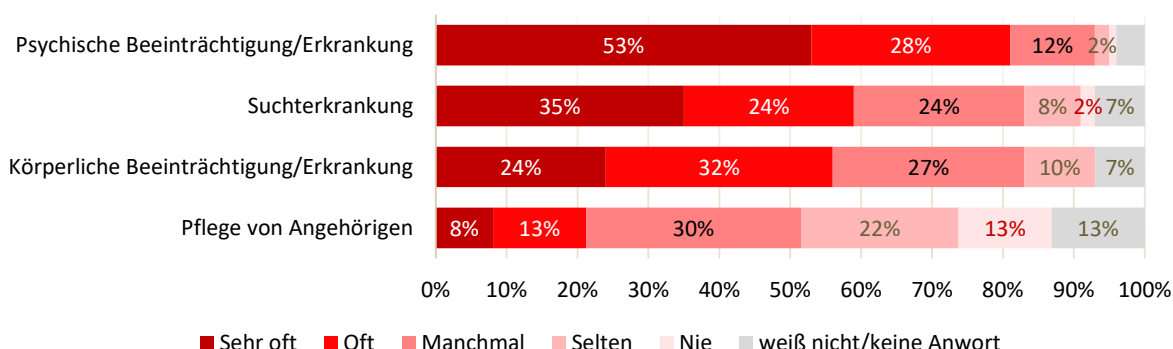


Abbildung 49: Gesundheitliche Problemlagen – Häufigkeit

Die **Pflege von Angehörigen** (d. h. in der Familie gibt es eine schwere Beeinträchtigung durch gesundheitliche Probleme, fortgeschrittenes Alter oder eine Behinderung, oft im selben Haushalt) kann ein

^v sehr gut/gut: 47 %, mittelmäßig: 38 %, sehr schlecht/schlecht: 16 % (EU-SILC 2023, S. 169)

Grund für ein erhöhtes Armutsrisiko sein. Von den befragten Sozialexpert:innen hat jede:r Fünfte (*sehr*) oft professionellen Kontakt mit pflegenden Angehörigen; es fällt auf, dass die Enthaltungsrate mit 13 Prozent höher ist als bei den anderen die Gesundheit betreffenden Fragen, was ein Hinweis darauf sein könnte, dass die Gruppe der pflegenden Angehörigen nicht gut sichtbar bzw. durch die Angebote der befragten Einrichtungen nur lückenhaft erreicht wird.

Die offenen Antworten auf die Frage nach den **aktuell brennendsten Problemen von Armutsbetroffenen und -gefährdeten** in Kärnten bestätigen sowohl die große Bedeutung des Problemfelds Gesundheit als auch, dass vor allem das psychische Wohlbefinden beeinträchtigt ist. Jede:r fünfte Befragte bezog sich bei der Aufzählung der brennenden Probleme auf gesundheitliche Aspekte, davon betrafen zwei Drittel die Psyche, der Rest verteilte sich gleichmäßig auf Suchterkrankungen und körperliche Leiden. Psychische (und auch körperliche) Beeinträchtigungen können in Armut führen, aber umgekehrt kann ein Leben in Armut diese Beeinträchtigungen auch erst hervorrufen bzw. verschlechtern, das machen die Antworten der Expert:innen klar. Und sie zeigen auch, dass es sich um eine Problemlage handelt, die quer durch alle Altersgruppen geht.



„Kein Auskommen mit dem Einkommen führt zu Stress, das führt zu psychischen und physischen Beschwerden.“

„Jugendliche kommen oft schwer zu uns, da sie kein Auto haben, aber auch nicht einmal Geld für ein Bus/ Bahnticket. Haben dadurch große psychische Probleme, können sich keine Psychotherapie leisten, bei uns aber auch zu wenig Kapazität.“

„Ältere Menschen, die psychisch erkranken – ohne Betreuung.“

„Verifizierte Angststörungen aufgrund von Corona, Kriegsgefahr, Katastrophenmeldungen und permanentem negativen Medienkonsum.“

Gesundheitliche Probleme treten bei den Klient:innen nun öfter auf, was in Bezug auf das psychische Wohlbefinden teilweise auf die Krisen der letzten Jahre zurückgeführt wird (s. Folgen der Covid-19-Pandemie, S. 157). **Weit mehr als die Hälfte der Expert:innen kreuzten an, dass psychische Beeinträchtigungen und Erkrankungen im Jahr vor der Erhebung häufiger geworden seien (57 %), 37 Prozent, dass öfter suchtkranke Klient:innen kämen, und knapp ein Viertel, dass körperliche Beeinträchtigungen und Erkrankungen angestiegen seien (23 %).**

Sind diese Probleme im Lauf des letzten Jahres bei Ihren armutsbetroffenen und -bedrohten Klient:innen öfter, gleich oft oder seltener aufgetreten als in der Zeit davor?

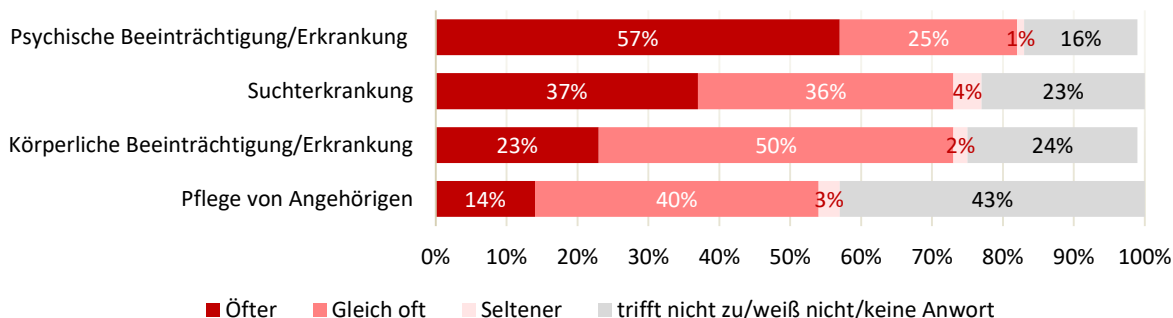


Abbildung 50: gesundheitliche Problemlagen – Entwicklung im letzten Jahr

Was die **psychischen Probleme** anlangt, lassen sich in den offenen Antworten drei Schwerpunkte erkennen: erstens Vereinsamung und Isolation, die mit mangelnder sozialer Teilhabe und immer wieder Ausgrenzung einhergeht; zweitens Existenz- und Zukunftsängste, immer wieder gepaart mit Perspektiven-, Orientierungs- und Motivationslosigkeit bis hin zu Verwahrlosung; und drittens Probleme bei der Alltagsbewältigung, häufig als Folge einer psychischen Beeinträchtigung, aber regelmäßig auch praktische Fertigkeiten betreffend (einige Male erwähnt wurde zB die fehlende Finanzkompetenz und der schlechte Umgang mit Geld).

Die **Schwierigkeiten bei der Organisation des Alltags** (zB das Fehlen einer Tagesstruktur) waren auch im Fragebogen explizit berücksichtigt. Drei Viertel der Expert:innen haben *(sehr) oft* mit Klient:innen zu tun, die an Alltagsbewältigung scheitern (76 %), 15 Prozent *manchmal* und gerade einmal fünf Prozent *selten* oder *nie*. Es handelt sich hier also um ein Problem von Armutsbetroffenen und -bedrohten (auch in Kärnten), das man als typisch bezeichnen muss.

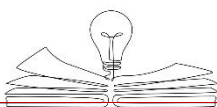
Zu **Suchterkrankungen und körperlichen Beeinträchtigungen** geben die offenen Antworten auf die Frage nach den brennendsten Problemen weniger Details preis. Zwei Probleme wurden jedoch bei allen drei Erkrankungsarten genannt: erstens dass sie Belastbarkeit, Leistungs- und Durchhaltevermögen einschränken und in weiterer Folge die **Arbeitsfähigkeit beeinträchtigen**. Auch dieser Aspekt wurde im Fragebogen gesondert erhoben – und machte ein weiteres „typisches“ Merkmal von Armutsbetroffenen offensichtlich: Denn drei Viertel der Befragten sind *(sehr) oft* in professionellem Kontakt mit Klient:innen, deren Arbeitsfähigkeit eingeschränkt ist, 16 Prozent *manchmal*, vier Prozent *selten* – und es gibt kein einziges Kreuz bei der Antwortmöglichkeit *nie*. Das zweite Problem, das mit allen Erkrankungsarten in Verbindung gebracht wurde: Es gibt nicht genügend (leistbare) medizinische und therapeutische Angebote. Daraus folgen (zu) lange Wartezeiten, vor allem auf einen Termin bei Psychotherapeut:innen, psychiatrischen Fachärzt:innen oder zur Suchtbehandlung.



„Psychische Erkrankungen nehmen immer mehr zu – zu wenig Angebote, zu lange Wartezeiten bei Psychiater und Therapeuten.“

„Fehlende Plätze in Psychiatrie, fehlende Einrichtungen für Menschen in psychischen Ausnahmesituationen, fehlende Therapieangebote bei psychischer Erkrankung, fehlende Plätze in Entgiftungsstationen, Suchteinrichtungen.“

Wie die Wortwolke am Beginn zeigt, steht das Geld, also die knappen finanziellen Ressourcen von Armutsbetroffenen und -gefährdeten einmal mehr im Mittelpunkt. Sie müssen die langen Wartezeiten in Kauf nehmen oder überhaupt auf eine Therapie verzichten, weil sie sich die teureren Alternativen, die nicht von der Krankenkassa bezahlt werden, nicht leisten können. Noch einmal schlimmer trifft es jene, die **keine Krankenversicherung** haben. Dieser Extremfall tritt bei einer relativen Mehrheit der Expert:innen *selten* oder *nie* auf (42 %), aber immerhin bei 20 Prozent *(sehr) oft* und bei 29 Prozent *manchmal*.




Lösungen: Bestehendes und Gewünschtes

Angesichts der vielen Nennungen von aktuell brennenden Problemen im Bereich Gesundheit würde man auch viele Änderungsvorschläge und -wünsche erwarten. Tatsächlich aber gab es kaum gesundheitsbezogene Antworten auf die offene Frage, was man sofort ändern oder einführen würde,


könnte man die Sozialpolitik beeinflussen. Vielleicht weil schon aus den Nennungen der Problemfelder hervorgeht, wie sehr **leistbare und schnell verfügbare Behandlungs- und Therapieangebote fehlen**.


Konkret wurden die Expert:innen bei ihren Forderungen im Bereich **Pflege**, die sich auf eine Verbesserung der Situation von pflegenden Angehörigen (vor allem von Müttern mit behinderten Kindern) konzentrierten:

„Dass Mütter sich bei ihren behinderten Kindern (ähnlich wie in Oberösterreich) mitversichern können bzw. nicht noch zusätzlich Arbeit suchen müssen.“ 

Personen, die Kinder zu Hause betreuen oder Angehörige pflegen, zumindest das monatlich auszuzahlen, was die Kinderbetreuung oder die Pflege außerhalb der Familie kosten würde. Somit würden wieder mehr freie Plätze zur Verfügung stehen, um überlastete Familien zu entlasten und auch das Leben zu Hause mit Behinderung in Anspruch nehmen zu können. Eltern von Kindern und jungen Erwachsenen können oft nicht ausreichend arbeiten, eben wegen der Betreuung und Pflege. Mit diesem finanziellen Ausgleich wären viele Familien entlastet und würde der psychische Druck auch wieder abnehmen, da die fehlenden Arbeitsstunden durch die Betreuung zu Hause entlohnt würden.“ 

Um den **Schwierigkeiten bei der Alltagsbewältigung**, die so viele Armutsbetroffene aufweisen, schon früh entgegenzuwirken, setzen die Expert:innen nicht nur auf therapeutische Angebote, sondern – quasi vorbeugend – auch auf Bildung und praktische Schulung, und zwar möglichst schon bei Kindern und Jugendlichen:

„Verpflichtende Fächer in Mittelschulen und Gymnasien, wo es darum geht, die Kindern zu lehren, mit einem Einkommen auszukommen, Haushaltspläne zu erstellen. Oder welche Folgen haben Online-Einkäufe auf Raten? Die Kinder zu lehren, wie man selbst Essen zubereitet und dass frische Lebensmittel billiger sind als verarbeitete, sehe ich als eine wesentliche Aufgabe des Bildungssystems. Sowohl in Praxis und in der Theorie, das muss wiederholt werden wie das 1x1.“ 

„Selbstbewusstseinsbildung bereits in der Pflichtschule – Anleitung und Förderung der Eigenverantwortlichkeit.“ 

arbeitsverhältnisse
 arbeitsunfähigkeit
arbeitslosigkeit
 job arbeitssuche arbeitsplatz
 erwerbslosigkeit

Abbildung 51: Worthäufigkeit brennendes Problem: Arbeit

4.5. Arbeit und Qualifikation

Armut ist eng mit (dem Fehlen von) Erwerbsarbeit und einer schwierigen Position am Arbeitsmarkt verknüpft – so eng, dass die Erwerbsintensität eines Haushalts als Indikator für die Definition von Armut- und Ausgrenzungsgefährdung dient.^w Dieser Zusammenhang zeigt sich auch im Arbeitsalltag der Kärntner Sozialexpert:innen: Sie haben zu 79 Prozent (*sehr oft*) mit armutsbetroffenen und -gefährdeten Klient:innen zu tun, die **arbeitslos** sind, zu 72 Prozent mit Menschen mit **Qualifikationsdefiziten**, zu 68 Prozent mit **Working Poor**, die trotz Erwerbsarbeit unter der Armutgefährdungsschwelle leben, und zu 51 Prozent mit **prekär Arbeitenden** (zB in Leiharbeit, Scheinselbstständigkeit oder geringfügiger Beschäftigung). Vergleichsweise selten suchen **Ein-Personen-Unternehmer:innen** Hilfe (*sehr oft/oft*: 13 %, *nie*: 21 %), wobei hier viele Expert:innen keine Antwort geben: ein möglicher Hinweis darauf, dass armutsbetroffene Selbstständige weitgehend unsichtbar bleiben.

Sind Ihre armutsbetroffenen und -bedrohten Klient:innen von den folgenden Problemen sehr oft, oft, manchmal, selten oder nie betroffen?

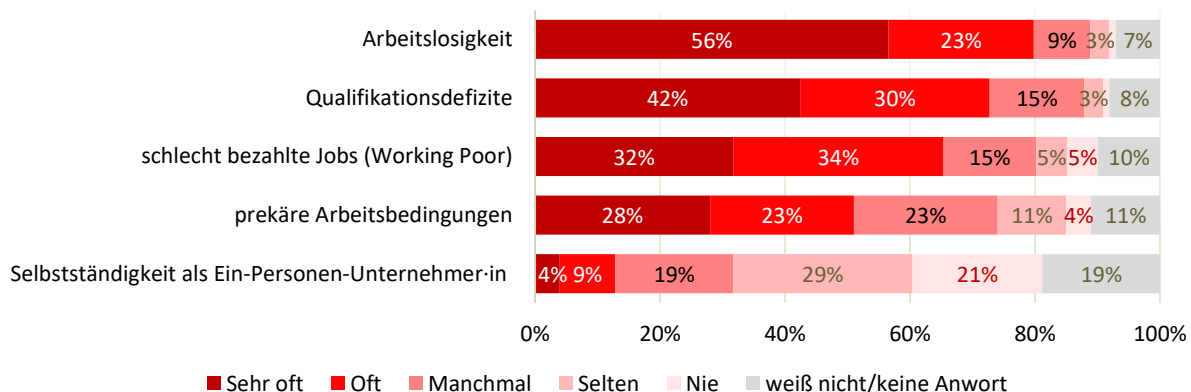


Abbildung 52: Arbeit betreffende Problemlagen – Häufigkeit

^w „Armut- oder ausgrenzungsgefährdet sind Personen, deren äquivalisiertes Haushaltseinkommen unterhalb eines festgelegten Schwellenwertes (Armutgefährdungsschwelle=60 % des Medians) liegt oder die erheblich materiell und sozial depriviert sind oder die in einem Haushalt mit keiner oder sehr niedriger Erwerbsintensität leben.“ (EU-SILC 2023, S. 20)

Die Armutsstatistik weist für all diese Gruppen eine (teils weit) **überdurchschnittliche Armutsgefährdung** aus:

- Menschen, die **nicht mehr als einen Pflichtschulabschluss** haben, tragen laut EU-SILC 2023 in Österreich (für Kärnten liegen keine aussagekräftigen Daten vor) ein Armutsrisiko von 28 Prozent (Ö \varnothing 15 %; *Lehre/mittlere Schule*: 10 %, *Matura*: 12 % und *Universität*: 13 %) **Arbeitslose** von 42 Prozent (*Vollzeit beschäftigt*: 7 %, *Teilzeit*: 10 %) und **Haushalte mit keiner oder sehr geringer Erwerbsintensität** sogar von 67 Prozent (*mittlere E.*: 17 %, *hohe E.*: 5 %).⁶³
- Acht Prozent der 18- bis 64-Jährigen, die im Verlauf des Vorjahres mindestens sechs Monate gearbeitet haben, gelten österreichweit als **Working Poor**, von den Nur-Pflichtschulabsolvent-innen jedoch 21 Prozent.⁶⁴
- Einer **prekären Niedriglohn-Beschäftigung** gehen insgesamt sieben Prozent der in Österreich Lebenden nach, niedrig qualifizierte Pflichtschulabsolvent-innen aber zu 13 Prozent.⁶⁵

Angesichts dessen, wie bedeutsam die Erwerbsarbeit und Qualifikation im Kontext von Armut sind, verwundert es auf den ersten Blick, wie selten die Expert-innen bei der Frage nach den **aktuell brennendsten Problemen** das Thema aufgebracht haben: Lediglich zehn Prozent der insgesamt 913 Nennungen beziehen sich darauf. Und es fällt auf, wie wenig die Wortmeldungen ins Detail gehen: Am häufigsten fielen in Bezug auf Arbeit die Schlagworte Arbeitslosigkeit und Arbeitsmarktintegration, gefolgt von gesundheitsbedingter Arbeitsunfähigkeit und prekärer Arbeit, und in Bezug auf Qualifikation die fehlenden Deutschkenntnisse der zugewanderten Klient-innen sowie der Mangel an niederschwelligen Ausbildungsangeboten und an Lehrstellen.



„Die meisten Menschen sind von Arbeitslosigkeit oder Arbeitsunfähigkeit (häufig mit Suchthintergrund) betroffen.“

„Begrenzte Belastbarkeit und Arbeitsfähigkeit.“

„Angst, den Job zu verlieren (wenn zustehende Ansprüche gegen den Arbeitgeber eingefordert werden).“

„Fehlende Ausbildungen/Qualifizierungen lassen die Kundinnen verzweifeln.“

„Bei ausländischen Personen großer Mangel an Qualifikation bzgl. Sprache und Berufsausbildung bzw. Erfahrung.“

„Mangelnde Deutschkenntnisse und die daraus resultierende Ausnutzung am Arbeitsplatz.“

Eine Erklärung für die geringe Präsenz des Themas Arbeit in den offenen Antworten könnte darin liegen, dass sich die **Schwierigkeiten rund um Arbeitssuche und Arbeitsmarktintegration als Folge der Krisen der letzten Jahre** (Covid-19-Pandemie, Krieg in Europa und steigenden Preisen) **nicht annähernd so verschärft haben wie etwa beim Haushaltsbudget, beim Wohnen und bei der psychischen Gesundheit**, die damit im Wortsinn tatsächlich die aktuell brennendsten Probleme darstellen – auch weil sie in ihrer Dimension neu sind und zudem noch keine für Expert-innen wie auch Klient-innen befriedigenden Lösungen vorliegen. Das Problemfeld Arbeit hingegen ist vergleichsweise (!) konstant akut geblieben. Die Befragten stellen zwar, wie bei allen Klient-innen-Gruppen, einen zahlenmäßigen Anstieg fest, der aber wesentlich niedriger ausfällt: Rund 30 Prozent werden aktuell öfter als noch vor einem Jahr von Klient-innen kontaktiert, die Probleme am Arbeitsmarkt haben. Bezüglich der Teuerung von Lebensmitteln, Miete und Energie liegen die Steigerungsraten aber über 70 Prozent.

Sind diese Probleme im Lauf des letzten Jahres bei Ihren armutsbetroffenen und -bedrohten Klient:innen öfter, gleich oft oder seltener aufgetreten als in der Zeit davor?

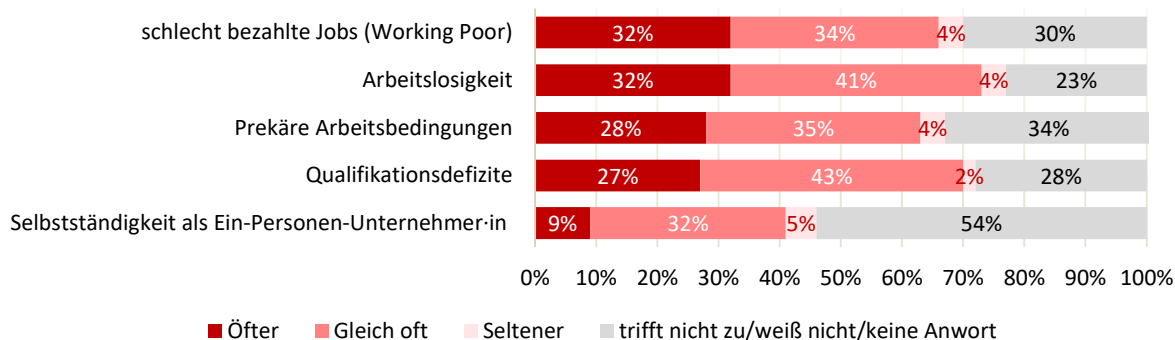
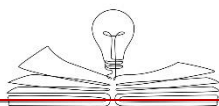


Abbildung 53: Arbeit betreffende Problemlagen – Entwicklung im letzten Jahr



Lösungen: Bestehendes und Gewünschtes

Dass die Kärntner Sozialexpert:innen das Problemfeld Arbeit aber durchaus am Radar haben, sieht man daran, dass sie bei der letzten offenen Antwortmöglichkeit am Ende des Fragebogens („Stellen Sie sich vor, Sie wären Sozialminister:in“) besonders viele Änderungsvorschläge dazu machten und dabei sehr konkret wurden. Im Fokus der Lösungsansätze stand die Frage, **wie man arbeitslose Klient:innen am besten (wieder) in den Arbeitsmarkt integrieren könnte**. Die Zugänge sind verschieden: Sie konzentrieren sich auf das Setzen von positiven Anreizen, aber es gibt auch Stimmen, die sich für mehr Druck aussprechen (und zwar sowohl aus den sozialen Non-Profit-Organisationen als auch aus Ämtern und Behörden). Für den einen wie den anderen Zugang setzen die Expert:innen vor allem bei der Höhe der Bezahlung an: beim Erwerbseinkommen, aber auch bei Arbeitslosengeld, Notstandshilfe und Sozialhilfe. Die Vorschläge reichen von allgemeinen Lohnerhöhungen, über die Einführung eines ausreichend hohen Mindestlohns bis zu einer Reduktion der Lohnnebenkosten, alles unter dem Motto: „damit sich Arbeit wieder auszahlt“. Was die Sozialleistungen anlangt, gab es einerseits die Forderung nach einer generellen Erhöhung und nach einer automatischen Inflationsanpassung der Leistungen des AMS (die von der Valorisierung derzeit ausgenommen sind). Andererseits finden sich auch Wünsche, die darauf bauen, dass ein niedrigerer bzw. ein mit der Dauer der Arbeitslosigkeit sinkender AMS-Bezug die Motivation, einen Job zu suchen und anzunehmen, verbessern würde.

„Wenn Menschen arbeiten, sollten sie so viel verdienen, dass sie ihre Lebenshaltungskosten bestreiten können UND an der Gesellschaft (Kunst, Kultur, Freizeit...) teilhaben können – dies gilt vor allem für Kinder aus armutsgefährdeten Familien.“ 💡

„An die Inflation angepasste Mindestlöhne.“ 💡

„Mindestlohn von 2.000 Euro“. 💡

„Weniger Steuern auf Arbeit => viele Klienten lieber arbeitslos und geringfügige Beschäftigung => für einige zahlt sich die Arbeit gar nicht aus.“ 💡

„Finanzielle Mittel sollten auch gekürzt werden, sodass mehr Anreiz auf Arbeit besteht.“ 💡

„Das Arbeitslosengeld die ersten drei Monate mit 90 Prozent des Nettogehaltes auszahlen, dann monatlich weniger an Arbeitslosengeld, damit die Menschen wieder gerne einer Arbeit nachgehen, somit auch Sozialkontakte haben und mehr sinnvolle Alltagszeit. Gebrauchtwerden reduziert die psychische Belastung!“ ❗

Neben diesen Vorschlägen, die mit der Höhe des Einkommens arbeiten, gab es noch weitere, die auf eine bessere Integration in den Arbeitsmarkt abzielen: **aktive Unterstützungs- und Begleitungsmaßnahmen, die die ersten Schritte erleichtern, Abbau von Hürden, Förderung von Umschulungen sowie attraktivere Jobs bzw. Arbeitsbedingungen.** Auch hier waren wieder Stimmen zu hören, die auf mehr Druck zur Arbeitsaufnahme setzen: auf eine Verpflichtung zu gemeinnützigen Arbeiten für Langzeitarbeitslose und auf die Verpflichtung, zumutbare Jobs auf jeden Fall anzunehmen.

„Ausbildung bzw. Integration ins Arbeitsleben besser fördern; individueller schauen; Motivationsgruppen; einige sind in einem Strudel drin, wollen nicht arbeiten gehen.“ ❗

„Maximale Bewerbungschancen für alle Gruppen, ohne Bild, ohne Zeugnis, ausschließlich Interesse und Motivation als Bewertungskriterium.“ ❗

„Strengere Verpflichtungen zur Aufnahme von Erwerbsarbeit, wenn sie für die Armutsbetroffenen zumutbar ist. Es ist nicht möglich, dass man über viele Jahre hinweg vom AMS bezahlte Fortbildungen und Vorbereitungskurse besucht, um fehlende Qualifizierungen nachzuholen, weil man nicht bereit ist, eine KV-bezahlte Hilfsarbeit anzunehmen. Damit wird mehr Geld für jene geschaffen, die auf Sozialhilfen unbedingt angewiesen sind.“ ❗

„Langzeitarbeitslose Menschen und/oder Notstandsbezieher-innen nicht in sinnlose AMS-Kurse abziehen, sondern ein Arbeitsangebot als Voraussetzung für die Beziehung von AMS-Geld anbieten, auch wenn es nur wenige Stunden sind. Wer lange aus der Arbeitswelt draußen ist, traut sich nur mehr wenig zu.“ ❗

Besonderes Augenmerk wurde zwei Klient-innen-Gruppen geschenkt: **Menschen, die arbeitswillig, aber nur eingeschränkt arbeitsfähig sind, und Asylwerber-innen.** Für Letztere wurde eine völlige Öffnung der Arbeitsmarkts gefordert, für Erstere ein Ausbau der Angebote sowohl am regulären 1. Arbeitsmarkt als auch am geförderten 2. Arbeitsmarkt.

„Lösung für gesundheitlich eingeschränkte Personen am Arbeitsmarkt – weg vom AMS.“ ❗

„Zu wenig niedrigschwellige Projekte oder niedrigschwellige Verdienstmöglichkeiten.“ ❗

„Teilzeit-AMS-Bezug; Teilerwerbsunfähigkeitspension (in Anlehnung an Berentung durch AUVA bei Erwerbsminderung).“ ❗

„Leichter Zugang zu Umschulungen.“ ❗

„Pensionierung von Menschen, die aufgrund ihrer körperlichen und psychischen Situation nicht mehr arbeiten können – mit Pensionszahlungen, die Menschen ein gutes Leben ermöglicht.“ ❗

„Unternehmer müssten einen Anreiz bekommen und noch mehr dabei unterstützt werden, wenn sie Personen einstellen, die sonst nur am 2. Arbeitsmarkt einen Platz finden. (Unternehmer können es sich oft nicht leisten, Menschen mitzuschleppen, die nicht die volle Arbeitsleistung erbringen können – also müsste hier der Staat eindeutig mehr unter die Arme greifen, als es bisher geschieht.)“ ❗

„Alle Asylwerber dürfen arbeiten oder eine Ausbildung machen (kostenlos).“ ❗



Abbildung 54: Worthäufigkeit  brennendes Problem: Familie und Kinder

4.6. Familie und Kinder

Familie und Kinder waren in den offenen Antworten der Kärntner Sozialexpert:innen auf die Frage nach den aktuell brennendsten Problemen nahezu ebenso stark präsent wie das Themenfeld Arbeit und Qualifikation – also nicht so dominant wie die finanziellen Schwierigkeiten, das Wohnen und die Gesundheit, aber für die Haushaltszusammensetzung ist, ebenso wie für Arbeitslosigkeit bzw. Qualifikationsmängel, schon lange empirisch nachgewiesen, dass sie eminenten Einfluss auf die Armutsgefährdung hat.^x In den letzten Jahren ist der Kinderarmut stetig mehr Aufmerksamkeit gewidmet worden. Die Armutsstatistik zeigt weshalb: **Laut EU-SILC 2023 liegt die Armutsgefährdungsquote von Kindern, Jugendlichen und abhängigen jungen Erwachsenen bis zum Alter von 24 Jahren in Österreich mit 20 Prozent klar über dem Durchschnitt von 15 Prozent, in einigen Haushaltsformen aber noch weit darüber:** Kinder alleinerziehender Eltern tragen ein Armutsrisiko von 42 Prozent, Kinder in Großfamilien mit mindestens drei Kindern von 32 Prozent. Ist im Haushalt jemand von den Erwachsenen langzeitarbeitslos, liegt die Armutsgefährdung der Kinder bei 63 Prozent, hat jemand eine ausländische Staatsbürgerschaft, bei 48 Prozent.⁶⁶ **Kinderarmut ist themenübergreifend: Was in den Kapiteln über die Finanzen, das Wohnen und die Gesundheit zu lesen ist, gilt immer auch für die Kinder:** Bleibt am Ende des Monats nicht genügend Geld, um Nahrungsmittel zu kaufen, oder sind die Wohnräume im Winter kaum geheizt oder gibt es Stress wegen einer drohenden Delogierung oder leidet ein Elternteil an gesundheitlichen Beeinträchtigungen, dann spüren das stets auch die Kinder – selbst wenn armutsbetroffene Eltern in aller Regel versuchen, ihre Kinder so gut wie möglich abzuschirmen und besser zu versorgen als sich selbst.⁶⁷ **Zusätzlich aber werden in der Kindheit und Jugend Ressourcen fürs ganze Leben geschaffen: vor allem was Bildung anlangt** – es geht also einmal mehr um das zentrale Thema Qualifikation. Aber auch die psychische Stabilität, um später mit schwierigen Situationen und Belastungen umzugehen und persönliche Bindung zu anderen herzustellen, wird in der Kindheit grundgelegt. Und schließlich werden praktische Fähigkeiten vermittelt, die für die Alltagsbewältigung nötig sind (siehe dazu auch S. 174f.).

^x siehe Haushaltsform: Alleinerzieher:innen und Großfamilien gut beraten
, S. 14

Kinder (bzw. ihre Anzahl in der Familie) sind aber auch deshalb für den Blick auf Armut so relevant, weil sie Armut schaffen können: nicht nur, weil sie Geld kosten, sondern weil schon allein ihre Existenz die Eltern (gewöhnlich die Mütter) de facto immer wieder daran hindert, (vollzeit-)erwerbstätig zu sein: nämlich dann, wenn die **Kinderbetreuungsangebote** nicht ausreichend, zu hochschwellig oder zu kostspielig sind. Und damit wären wir abermals beim zentralen Thema Erwerbstätigkeit. Zur Erinnerung: Die Armutsgefährdung von Vollzeitbeschäftigten liegt bei sieben Prozent, von Teilzeitbeschäftigten bei zehn Prozent sowie von Arbeitslosen bei 42 Prozent.⁶⁸

Die Wortmeldungen der Expert:innen auf die offene Frage nach den aktuell brennendsten Problemen konzentrierten sich beim Themenfeld Familie & Kinder einmal mehr auf finanzielle Aspekte – erstens mit einem Schwerpunkt auf Schul- und Bildungsfragen. Wie in Kapitel *Finanzielle Engpässe* erwähnt, **hört gut die Hälfte der Expert:innen von den Klient:innen (sehr) oft, dass sie die Ausgaben für ihre Kinder nicht aufbringen können (55 %)**, 19 Prozent *manchmal*, sechs Prozent *selten*, neun Prozent *nie* und zwölf Prozent gaben keine Antwort, wissen also nicht, ob dies zutrifft, oder haben keine Klient:innen mit Kindern. 45 Prozent gaben an, dass sie aktuell öfter als früher mit Eltern zu tun haben, die sich die Kosten für die Kinder nicht leisten können. Es geht um Kleidung, Freizeit und Geschenke, vor allem aber um die Kosten für Schulveranstaltungen und Unterrichtsmaterial.



„Auf die Freizeitaktivität der Kinder muss teils verzichtet werden, da sich einige Familien die Kosten nicht leisten können.“

„Besondere Anlässe für Kinder: Geburtstage, Weihnachten, Ostern.“

„Kosten Schulveranstaltungen (geföhlt immer aufwändigere und kostenintensivere Veranstaltungen).“

„Kosten für den Schulbeginn (abgesehen von Besorgungen, werden in der Klasse verschiedenste Beiträge einkassiert – meist nur kleinere Beträge, die aber in Summe vor allem bei mehreren Kindern doch einiges ausmachen) bzw. für Klassenfahrten (teilweise auch die Ausrüstung dafür bzw. vor allem in höheren Klassen teure Auslandsaufenthalte).“

Der zweite Schwerpunkt ist die **Kinderbetreuung** und wurde detailreich geschildert. Es gebe zu wenige Plätze (insbesondere für kleine Kinder im Vorschulalter), diese seien zu teuer oder die günstigen für bestimmte Gruppen verschlossen, zB für arbeitssuchende Mütter, die aber ohne Kindergarten oder Nachmittagsbetreuung keine Chance auf einen Job hätten. Außerdem seien die Öffnungszeiten der Betreuungseinrichtungen mit manchen Berufen nicht vereinbar, wenn man zum Beispiel zu Randzeiten arbeite (wie in der Reinigung). Problematisch seien auch die Ferien, weil es entweder gar keine oder nur kostspielige Betreuung gebe, und zB das AMS dies aber nicht berücksichtige.



„Fehlende Kinderbetreuungsplätze für Unter-Dreijährige, zwingt Frauen in die Armut, weil sie nicht berufstätig oder nur geringfügig arbeiten können.“

„In der aktiven Arbeitssuche/Qualifizierung mit motivierten Kundinnen, ist das PROBLEM der Betreuung ihrer Kinder immens. Die Mütter müssen einen Job vorweisen, um einen Platz zu bekommen oder ihn in Vollzeit zu erhalten. Ohne Kinderbetreuung gibt es keine Chance auf einen Job. Die Eingliederung in den Kindergarten dauert manchmal bis zu 4 Wochen, da macht kein Arbeitgeber mit. Beim kleinsten Schnupfen werden Kinder wieder vor die Türe gestellt. Mütter sind willig und zeigen Bereitschaft eine Arbeit aufzunehmen, aber die schlechte/fehlende Kinderbetreuung in Kärnten ist das Hauptproblem, warum gute Arbeitsplätze nicht von Frauen besetzt werden können und sie dann am AMS bleiben und dort mit dem Druck in eine psychische Ausnahmesituation geraten.“

„Es hilft nicht, wenn zB Behörde A und Behörde B voneinander abhängige Regelungen haben und dadurch keiner der beiden einem helfen kann (Beispiel: Kindergarten nimmt die

Kinder auf, wenn die Eltern arbeiten gehen, aber AMS wird die Person nicht vormerken, solange keine Kinderbetreuung organisiert wurde. Dadurch können alleinerziehende Eltern nicht einer Arbeit nachgehen, bei der sie mehr Geld verdienen und die Familie dann besser versorgen können).“

„Fehlende oder nicht ausreichende Kinderbetreuungsplätze (vor allem nicht passend zu Arbeitszeiten der Klientinnen).“

„Vereinbarkeit von Arbeits- und Kinderbetreuungszeiten ist nach wie vor ein großes Thema vor allem im Vorschulbereich. Bei Schulkindern ist es etwas besser, wobei immer mehr auffällt, dass Aufgaben trotz Betreuung erst zu Hause erledigt werden müssen, was für berufstätige Eltern eine große Herausforderung darstellt (Grund für geringeres Beschäftigungsausmaß bzw. überhaupt Kündigung). Kinderbetreuung in den Ferien muss teuer finanziert und organisiert werden, wenn keine Betreuung organisiert ist, gibt es eine Sperre vom AMS, dann fehlt das Einkommen komplett.“

Trennen sich die Eltern, erschwert dies die Situation von Familien noch einmal. Das beginnt, wie im Kapitel Wohnen erwähnt, mit der (angesichts des teuren und angespannten Wohnungsmarkts) mühsamen Suche nach zwei kleineren, leistbaren Wohnungen und findet sehr häufig eine Fortsetzung in ständigen Problemen rund um die Höhe und das verlässliche Eintreffen von Unterhaltszahlungen. Allein durch die höheren Wohnkosten können Familien, die davor an der Grenze, aber eben nicht in Armut gelebt haben, durch Scheidung oder Trennung unter die Grenze rutschen. Dann geraten die Mütter, bei denen die Kinder in aller Regel hauptsächlich leben, in finanzielle Not, wenn der Ex-Partner nicht regelmäßig und verlässlich zahlt, und viele Väter können den Unterhalt nur mit viel Mühe aufbringen. Je konfliktreicher die Trennung verläuft, desto eher wird der Unterhalt als „Waffe“ eingesetzt – letztendlich stets auf Kosten der Kinder.



„Frauen müssen aufgrund mangelnder Selbsterhaltungsfähigkeit in toxischen Beziehungen verweilen.“

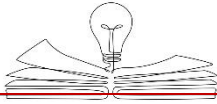
„Exekutionen zu unterhaltspflichtigen Kindern.“

„Geringer Unterhalt auf Grund von getrennt lebenden Elternteilen, die wenig verdienen bzw. arbeitsunfähig/-willig sind bzw. Einkommenssteuerbescheide vorlegen, laut denen nur ein geringer Unterhalt gezahlt werden muss (teilweise trotz Leben in augenscheinlichem Luxus). Dies besonders nach der Trennung, wenn erst eine Festsetzung bzw. vorab noch eine Vaterschaftsfeststellung in die Wege geleitet werden muss.“

Knapp die Hälfte der Sozialexpert-innen hat (*sehr*) oft Klient-innen, die von **häuslicher Gewalt** betroffen sind (47 %), ein weiteres gutes Viertel *manchmal* (27 %), zehn Prozent *selten* und drei Prozent *nie*; 14 Prozent der Befragten enthielten sich der Antwort.[¶] Immer wieder zeigt sich, dass es einen engen Zusammenhang zwischen häuslicher Gewalt und Armut gibt, nicht etwa weil es in armutsbetroffenen Haushalten mehr Gewalt gäbe als anderswo. Ganz im Gegenteil ist sie in allen Bevölkerungsgruppen verbreitet, wie Prävalenzstudien belegen.⁶⁹ Was jedoch sehr wohl eine Rolle spielt: Die Kinder sind gewöhnlich schon in ihren ersten Lebensjahren Zeug-innen oder Opfer von Gewalt und erleiden schwere frühkindliche psychische Beeinträchtigungen, die ein lebenslanges Armutsrisiko darstellen können (siehe dazu ausführlich Teil 1, Kapitel 3.1.1). Auch die (in der Regel weiblichen) Opfer einer intimen Gewaltbeziehung laufen Gefahr, zumindest unmittelbar nach der Trennung in Ar-

[¶] „1.321 Personen waren 2022 im Gewaltschutzzentrum Kärnten in Beratung (+8,4 %). Bei Gewalt in Paarbeziehungen waren 93 % der Opfer Frauen und 7 % Männer. Mehr als die Hälfte der beratenen Personen waren von Gewalt in Partnerschaften betroffen (53,8 %).“ (Land Kärnten 2023, S. 89)

mut zu geraten, denn auch sie tragen psychische Beeinträchtigungen davon, die es ihnen eine Zeitlang schwer machen können, die Anforderungen des Alltags zu meistern – je nach dem, wie das Leben der Opfer vor der Beziehung ausgesehen hat und welche materiellen und sozialen Ressourcen sie haben. Einige Kärntner Sozialexpert:innen nannten Gewalt in der Familie in ihren Antworten auf die Frage nach den aktuell brennendsten Problemen.



Lösungen: Bestehendes und Gewünschtes

Die Sozialexpert:innen äußerten in Bezug auf Kinder- und Familienarmut zahlreiche Änderungswünsche und -vorschläge. Es geht einerseits um die grundsätzliche sozialpolitische Frage, wie man Kinderarmut besser verhindern könnte, andererseits um Detailvorschläge zur Verbesserung der Faktoren, die bereits bei den brennenden Problemen angesprochen wurden.

Um **die finanzielle Situation armutsbetroffener Kindern (und ihrer Familien) prinzipiell zu verbessern**, setzen manche Expert:innen auf eine **Adaption der vorhandenen Instrumente**, zB eine Erhöhung bzw. Reform der Familienbeihilfe oder das Heben der Einkommensgrenzen für den Bezug von Sozialleistungen, andere auf die **Einführung einer speziellen Grundsicherung für Kinder**, wobei auch die Unterhaltsproblematik bei getrennt lebenden Eltern eine Rolle spielt. Die Rückmeldungen verraten, dass sich die Befragten darüber Gedanken gemacht haben, wie sichergestellt werden könnte, dass für die Kinder gedachte Leistungen auch tatsächlich bei ihnen ankommen und nicht im Strudel anderer Probleme der Familie verschwinden. Ein Lösungsansatz, der öfter genannt wurde, besteht darin, vermehrt Sachleistungen anzubieten: zB täglich eine warme Gratis-Mahlzeit in Kindergarten und Schule, kostenlosen Zugang zu Freizeitbeschäftigungen und Sport (zB Vereinsmitgliedschaften), kostenlose Nutzung von öffentlichen Verkehrsmitteln oder zweckgebundene Einkaufsgutscheine.

„Familien mit Kindern müssen höher finanziell unterstützt werden, regelmäßig. Ausgeschlossene Familien können ihre Kinder nicht zu einem Teil der Gesellschaft werden lassen, wenn diese nicht am gesellschaftlichen Leben teilhaben können. Das ist ein Kreis, der sich niemals schließen wird.“ 🔔

„Umstrukturierung der aktuellen familienbezogenen finanziellen Leistungen zugunsten armutsbetroffener Familien.“ 🔔

„Mehr Unterstützung von alleinstehenden Müttern, aber auch von Vätern, die nach der Scheidung sehr oft armutsgefährdet sind.“ 🔔

„Unterstützung von alleinerziehenden Müttern; in finanzieller Hinsicht, aber auch was den Wiedereinstieg in die Arbeitswelt betrifft.“ 🔔

„Grundsicherung für alle Kinder (in Form von Gutscheinen für Lebensmittel, Hygiene, Schule).“ 🔔

„Gezielte Unterstützung für Familien nach erfolgter Einkommensüberprüfung (Windeln, Erstpakete, Kinderwagen etc.).“ 🔔

„Eine Art Basisunterhalt für jene Kinder, deren getrennt lebende Elternteile wenig zahlen können.“ 🔔

„Täglich ein warmes Essen für alle Kinder in Kindergärten und Schulen kostenlos.“ 🔔

„Kostenlose Vereinsmitgliedschaften für Kinder als Sachbezugsleistung (Musik, Kunst, Kultur und Sport) inkl. notwendiger Ausstattung.“ 🔔

Die Detailvorschläge befassten sich erstens damit, wie man bei **der Bildungsbenachteiligung armutsbetroffener Kinder gegensteuern** könnte. Wieder war von Sach- und Dienstleistungen die Rede, die

einkommensabhängig kostenlos bzw. -ermäßigt dort erhältlich sein sollten, wo die Kinder und Jugendlichen ohnehin sind: im Kindergarten und in der Schule. Damit würde den Bildungseinrichtungen in der Armutsbekämpfung und -prävention eine erweiterte Rolle zufallen, für die sie finanzielle und personelle Ressourcen bräuchten: für die schon erwähnte tägliche warme Mahlzeit, die Betreuung am Nachmittag und in den Ferien, die Nachhilfe für Schüler:innen, die Erziehungsberatung für Eltern, die Ausgabe von Schulmaterial oder die sozialarbeiterische Begleitung. Dass auch die Teilnahme an den oft erwähnten teuren Schulveranstaltungen allen Schüler:innen selbstverständlich und unbürokratisch ermöglicht werden sollte, versteht sich da schon fast von selbst.

„Mehr Förderungen für Minderjährige, die aus armutsgefährdeten Haushalten kommen. Auszahlungen auf Konten, die überzogen sind, finde ich überhaupt nicht sinnvoll. Das ist sinnlos!!! Bereitstellung von Arbeitsmaterialien/Hefen von der Schule – Einkaufen in Mengen und diese anteilmäßig dann verkaufen.“ ❗

„Kostenlose Kinderbetreuung und Lernunterstützung bis zur Matura.“ ❗

„Nachhilfe für Schüler durch die Lehrkräfte einführen oder zumindest die enormen Kosten ausreichend bezuschussen (auch private Nachhilfe, viele können sich die Lerninstitute für die Kinder nicht leisten, und durch Corona und die Schulschließungen sind enorme Lücken entstanden).“ ❗

„Kostenübernahme von verpflichtenden Schulausflügen und schulischen Aktivitäten für Kinder aus armutsgefährdeten Familien.“ ❗

Der zweite Schwerpunkt der Detailforderungen lag beim aktuell nicht ausreichenden **Kinderbetreuungsangebot**, was sich teilweise mit der gewünschten neuen Rolle der Kindergärten und Schulen deckt. Gefordert wird ein Rechtsanspruch auf Kinderbetreuung, der Ausbau des Angebots und ein leichter Zugang, vor allem *„für Mütter, die noch keine Arbeit haben“* – immer mit dem Ziel, dass Vätern und Müttern die Möglichkeit eröffnet wird, (vollzeit-)erwerbstätig zu sein.

„Ausbau der Kinderbetreuung und einen Rechtsanspruch darauf.“ ❗

„Gratis-Nachmittagsbetreuung für Kinder von Eltern mit geringem Einkommen.“ ❗

„Flächendeckende Ganztagsbetreuung von 06:30 Uhr morgens bis 17:00 Uhr abends (flexibel an die Bedürfnisse des Kindes und der Eltern angepasst, sprich halbtags oder ganztags, angepasst an die Anforderungen des Dienstverhältnisses und die Arbeitszeiten, aber auch angepasst an das Bedürfnis der Eltern auf kinderbetreuungsfreie Zeit für SICH SELBST), Montag bis Freitag, auch in den ländlichen Gegenden für alle Kinder ab 0 Jahren, unabhängig von der Erwerbstätigkeit der Eltern, als RECHT der Kinder auf Betreuung und soziale Teilhabe, auf Spiel mit Gleichaltrigen und kindgerechter pädagogischer Förderung und als RECHT der (größtenteils) Frauen auf Autonomie, Unabhängigkeit, Erwerbseinkommen und irgendwann auch Einkommen in der Pension!!!!!!!!!!!!“ ❗

„Kinderbetreuung außerhalb der Normalzeiten; wenn Mutter zum Beispiel eine Ausbildung macht.“ ❗

„Ausbau der mobilen Kinderbetreuungsmodelle (s. mobile Tagesmütter) zu leistbaren Preisen.“ ❗

fahrtkosten führerschein auto öffentlich bus verkehrsmittel

Abbildung 55: Worthäufigkeit  brennendes Problem: Mobilität

4.7. Mobilität

Wer einen genaueren Blick auf Armut im ländlichen Raum werfen möchte, stößt sehr bald auf ein Problemfeld, das in den Städten viel weniger Brisanz hat: auf Einschränkungen bei der Mobilität, die es den Armutsbetroffenen schwermachen, zB (kostengünstige) Einkäufe zu erledigen, Bildungsangebote zu nutzen, Behördenwege wahrzunehmen oder Hilfe bei sozialen Einrichtungen zu suchen. **57 Prozent der Kärntner Sozialexpert:innen betreuen und beraten (sehr) oft armutsbetroffene oder -gefährdete Klient:innen, die Probleme mit der Mobilität haben**, 28 Prozent *manchmal*, sechs Prozent *selten* und drei Prozent *nie*. Dass es sich dabei sehr stark um ein Problem ländlicher Gebiete handelt, sieht man daran, dass die **Befragten, deren Einrichtungen in Wolfsberg (79 %), Spittal an der Drau (67 %) und Völkermarkt (63 %) ihre Dienststellen haben, überdurchschnittlich oft von Klient:innen mit Mobilitätsproblemen konsultiert** werden und auf jeden Fall öfter als jene aus Villach (56 %) und Klagenfurt (53 %), obwohl dort Armutsbetroffene und -gefährdete aus dem Umfeld der Städte und teilweise aus ganz Kärnten betreut werden. Dass Einschränkungen der Mobilität trotzdem im Vergleich zu anderen Problemen weniger dominant sind, zeigt Kapitel 5 über die Hürden und Hindernisse bei der Inanspruchnahme von Unterstützungsleistungen: Nur 17 Prozent der Befragten reihten sie unter die fünf wichtigsten Hinderungsgründe, Informationsmangel, bürokratische Anforderungen und Scham seien wesentlich mehr ausschlaggebend (s. Seite 188).

Im **Detail** besteht die größte Schwierigkeit darin, **kein Auto im Haushalt** zu haben. Für 65 Prozent der Befragten ist das eine der fünf wichtigsten Mobilitätsbremsen ihrer Klient:innen, gefolgt (mit großem Abstand) von Punkten, die mit der Nutzung der **öffentlichen Verkehrsmittel** in Zusammenhang stehen: Vieles sei **nicht erreichbar** (46 %), der **Fahrplan zeitlich nicht dicht genug** (45 %), die **Fahrscheipreise zu hoch** (41 %) und schließlich (deutlich weniger einschränkend) **die Zeiten**, zu denen Züge und Busse unterwegs sind, **ungünstig** (21 %). Dass die **Spritkosten** eher selten genannt wurden (29 %), ist angesichts dessen, dass so viele armutsbetroffene Haushalte kein Auto haben, folgerichtig. Einschränkungen, die mit der Nutzung des Fahrrads verbunden sind, wurden ebenfalls selten angekreuzt: dass die Anfahrt zu weit (29 %), im Winter zu kalt (17 %) oder stets zu steil (2 %) sei.

Welche dieser Gründe schränkt die Mobilität Ihrer armutsbetroffenen und -bedrohten Klient:innen regelmäßig ein (zB bei Behörden- oder Arztterminen, beim Einkaufen usw.)? Bitte beschränken Sie sich bei Ihrer Auswahl auf 5 Bereiche.

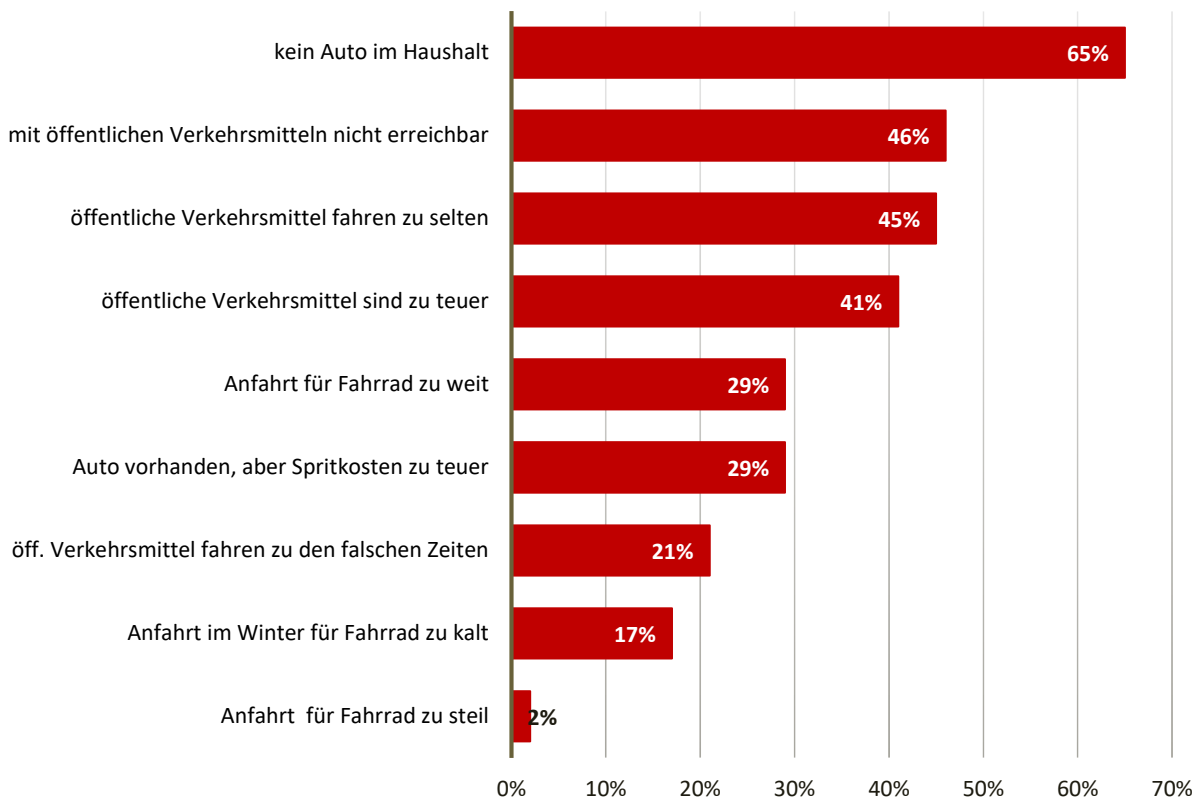


Abbildung 56: Die wichtigsten Probleme Armutsbetroffener und -gefährdeter rund um das Thema Mobilität

Um diese Ergebnisse besser einordnen zu können, einige Zahlen aus der EU-SILC-Erhebung 2023, wieder für ganz Österreich, weil die kleine Stichprobe in Kärnten keine eindeutigen Aussagen zulässt: **86 Prozent der Menschen in Österreich haben einen PKW im Haushalt**, in den kleinen Gemeinden mit weniger als 10.000 Einwohner:innen gilt das sogar für 95 Prozent (was die Bedeutung des eigenen Autos am Land unterstreicht). Armutsgefährdete Haushalte haben zu 61 Prozent einen PKW und erheblich sozial sowie materiell deprivierte nur zu 46 Prozent. Die im Vergleich niedrigen Anteile zeigen sich auch bei den überdurchschnittlich armutsgefährdeten Gruppen, die in den vergangenen Kapiteln vorgestellt wurden: zB bei Haushalten mit keiner oder niedriger Erwerbsintensität (40 %), alleinlebenden Pensionistinnen (63 %), Arbeitslosen (55 %), Alleinerzieher:innen (71 %), Menschen mit Flucht- oder Migrationsgeschichte (72 %), niedrig Qualifizierten, die nicht mehr als einen Pflichtschulabschluss haben (74 %) oder bei in prekärer Niedriglohnarbeit Tätigen (80 %).⁷⁰

Als aktuell **brennendes Problem** wurden die Mobilitätsprobleme nur von wenigen Expert:innen eingeschätzt, wie die sehr seltenen diesbezüglichen Nennungen auf die offene Frage zeigen. Auch hier stand das Finanzielle im Vordergrund. Eine Personengruppe wurde mehrfach als besonders betroffen herausgestrichen: Asylwerber:innen, die abseits der großen Städte untergebracht sind.

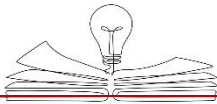


„Geld reicht nicht für Nutzung öffentlicher Verkehrsmittel.“

„Zu wenig Ressourcen für anfallende Fahrtkosten, häufig gekoppelt mit der Ablehnung öffentlicher Verkehrsmittel oder mangelnder Verfügbarkeit.“

„Für Familien ist ein Auskommen ohne Auto bzw. häufig sogar mit nur einem Auto im ländlichen Bereich organisatorisch kaum bzw. teilweise unmöglich schaffbar – die Kosten diesbezüglich sind in den letzten Jahren stark gestiegen (Anschaffung, Reparaturen, Benzin...).“

„Menschen während des Asylverfahrens, die sich in der Grundversorgung befinden, sind nicht mobil, da sie sich keine öffentlichen Verkehrsmittel leisten können, und haben deshalb oft keine Zugang zu Deutschkursen.“



Lösungen: Bestehendes und Gewünschtes

Und auch die Lösungsvorschläge konzentrieren sich auf die bessere Leistbarkeit von Mobilität: Sie reichen von der kostenlosen oder stark verbilligten Nutzung der öffentlichen Verkehrsmittel entweder für bestimmte Personengruppen oder für Fahrten mit einem bestimmten Zweck (zB Bildung, Sport, Kultur) bis zur Senkung der Treibstoffpreise bzw. der flächendeckenden Einrichtung von „Sozialtankstellen“ für Menschen mit niedrigem Einkommen.

5. Hürden und Hindernisse bei der Inanspruchnahme von Unterstützung

Viele armutsbetroffene und -gefährdete Menschen, die Anspruch auf Sozialleistungen haben, nehmen diese nicht Anspruch. 30 Prozent verzichten in Österreich zum Beispiel auf Leistungen der Sozialhilfe, obwohl sie die Voraussetzungen für einen Bezug erfüllen; in Wien liegt diese so genannte **Non-Take-up-Quote** noch um ein paar Prozentpunkte höher.⁷¹ **Wenn derartige Leistungen nicht angenommen werden, dann erfüllen sie ihren Zweck nicht:** Die Politik erreicht die Ziele nicht, die sie mit diesen Maßnahmen verfolgt, und den Betroffenen entgeht eine Verbesserung ihrer Lebenssituation. Hinzu kommt, dass sich aus dem Verzicht negative Folgen ergeben, für die Individuen wie für die Gesellschaft: Fehlt zB das Geld für die Miete, dann kann das zu persönlich leidvoller und für die Volkswirtschaft kostspieliger Wohnungslosigkeit führen; ist das ständige Jonglieren mit dem knappen Haushaltsbudget zu belastend, dann kann die Gesundheit leiden, was die Lebensqualität der Betroffenen beeinträchtigt und die Krankenkassen Geld kostet; wenn man sich Nachhilfe und Lernunterstützung in Betreuungseinrichtungen für die Kinder nicht leisten kann, dann besteht ein Risiko, dass deren Qualifikation niedrig bleibt und sie später überdurchschnittlich oft arbeitslos sind.⁷² Und außerdem ist **eine Sozialleistung, die von einem großen Teil der Anspruchsberechtigten nicht abgeholt wird, ungerecht**, weil davon ausgegangen werden muss, dass es für manche zu schwierig ist, zu der Leistung zu kommen. Das bedeutet, dass diese Menschen vom Bezug de facto ausgeschlossen sind (außer es gelingt ihnen, externe Hilfe zu holen, die ihre Defizite ausgleicht). Andere aber, die zB für die Antragstellung besser geeignete Fähigkeiten mitbringen, werden bevorzugt. Es wird also eine Selektion vorgenommen, die nichts mit Sozialleistungen zu tun hat und diese ungerecht macht.⁷³

Es ist essentiell zu erfahren, warum Sozialleistungen nicht in Anspruch genommen werden, um sie umgestalten und damit wirkungsvoller sowie gerechter machen zu können. Allerdings ist das unheimlich schwierig, weil man Personen befragen müsste, die am Hilfesystem eben gerade nicht angedockt sind. Um Non-Take-up trotzdem besser zu verstehen, kann man jenen Armutsbetroffenen zuhören, die sich auffallend spät – manchmal zu spät – um Unterstützung bemühen. Die befragten Kärntner Sozialexpert:innen gewinnen in ihrem laufenden Kontakt mit den Klient:innen einen guten Eindruck davon, warum mit der Suche nach Hilfe so lange zugewartet wurde. Deshalb enthielt der Fragebogen einige Punkte, die sich diesem Thema widmen.

Nur drei Prozent der Expert:innen beobachten, dass ihre armutsgefährdeten und -betroffenen Klient:innen sofort, nachdem sich ein Problem zeigt, zu ihnen in die Einrichtung kommen. **41 Prozent haben den Eindruck, dass so lange gewartet wird, bis es nicht mehr anders geht.** Und gut die Hälfte kennt beides (53 %). Das lässt auf einen hohen Prozentsatz von Hilfsbedürftigen schließen, die ihre rechtlichen Ansprüche lange nicht einlösen. Und dabei sind Personen nicht erfasst, die niemals kommen und immer allein weiterkämpfen. **Besonders lange herausgezögert** wird die Suche nach Hilfe **bei häuslicher Gewalt (so lange gewartet, bis es nicht mehr anders geht: 53 %), bei körperlichen und psychischen Beeinträchtigungen, Sucht und Problemen in der Familie (knapp 50 %).** Schneller kommen die Klient:innen bei Schwierigkeiten betreffend Flucht, Migration und Integration sowie Aus- und Weiterbildung (je 38 %).

Bei Einrichtungen der öffentlichen Hand, die ja vor allem finanzielle Absicherung bieten, sind die Klient:innen weniger zögerlich (sofort: 8 %, lange herausgezögert: 36 %) als bei sozialen Nicht-Regierungseinrichtungen (2 bzw. 44 %). Das kann als Hinweis darauf gelesen werden, dass Armutsbetroffene eher für ein Einkommen sorgen als für eine nachhaltige Lösung der Probleme, die sie in Armut geführt haben. Aus den Wortmeldungen der Expert:innen zu allen offenen Fragen geht klar hervor, dass finanzielle Leistungen oder auch Sachspenden allein nicht genügen, um Armut langfristig hinter sich zu lassen, sondern dass dafür Beratung und (zB sozialarbeiterische oder therapeutische) Begleitung essentiell sind.² Das gilt auch, wenn Armut kurzfristig abgemildert werden muss, zB wenn die Betroffenen (gerade) nicht in der Lage sind, den Alltag allein zu bewältigen.

„Menschen, die Defizite in der Selbstversorgungsfähigkeit aufweisen, die Stromkosten nicht bezahlen können oder obdachlos sind, nützt auch Lebensmittelausgabe kaum etwas, da sie die Lebensmittel nicht lagern und/oder nicht zubereiten können.“ 🗣️

„Nur Geld aufs Konto zu schicken und zu hoffen, damit sind alle Probleme weg, ist ein Irrtum. Familien mit Suchtthematiken werden ihre Einmalzahlung wohl kaum für was Sinnvolles verwenden.“ 🗣️

„Wenn Sie wieder an Ihre armutsbetroffenen und- bedrohten Klient:innen denken: Welche der folgenden Gründe tragen am meisten dazu bei, dass etliche von Ihnen immer wieder lange warten, bis Sie Unterstützung suchen? Bitte beschränken Sie sich auf fünf Antw

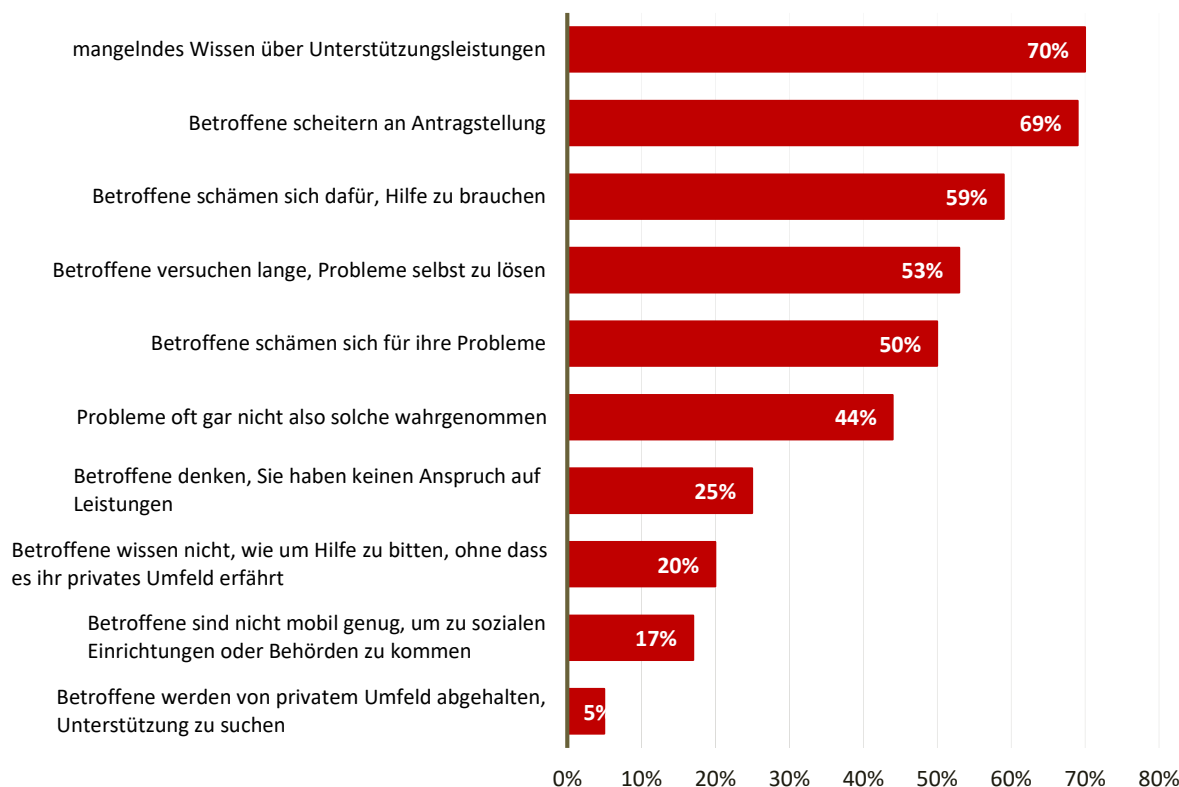


Abbildung 57: Wichtigste Gründe für Non-Take-Up von Unterstützungsleistungen

Die Inanspruchnahme von Hilfe **scheitert vor allem am mangelnden Wissen über die Unterstützungsleistungen und an der Antragstellung**, gaben die Expert:innen an. Jeweils rund 70 Prozent zählen

² Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt eine Studie, die die Wirkungen der Wiener Mindestsicherung auf Bezieher:innen untersucht und auch Wege aus dem Mindestsicherungsbezug vorstellt (Dawid & Heitzmann, 2022, S. 130-139).

diese beiden Faktoren zu den fünf wichtigsten Gründen für einen Non-Take-Up. Eindeutige Hinweise auf Wissenslücken bezüglich der Unterstützungsangebote lassen sich auch aus den offenen Antworten zur Delogierungsprävention ablesen, die immer wieder darauf Bezug nehmen, dass im Zuge der Wohnungssicherung Hilfsangebote kennengelernt werden, die anderweitige Problemlagen lösen können und damit Zukunftsperspektiven eröffnen (s. Seite 169). Informationsdefizite und bürokratische Hürden bei der Antragstellung gehören für einige wenige Expert:innen zu den aktuell brennendsten Problemen ihrer Klient:innen (4 % der Nennungen). Erwähnt wurden zB Schwierigkeiten beim Ausfüllen der Formulare oder beim Einbringen der für die Anträge nötigen Unterlagen, überlange Bearbeitungszeiten von Anträgen, in denen die Menschen aufgeben, aber auch das teilweise als abschreckend empfundene Verhalten von Mitarbeiter:innen in Einrichtungen der öffentlichen Hand. Auch dem sozialen Non-Profit-Sektor wurde vorgeworfen, er werde zunehmend hochschwellig. Eine Zielgruppe mit besonderen Informationsdefiziten wurde hervorgehoben: Asylwerber:innen, die - bis sie in die Betreuung einer sozialen Einrichtung kommen – orientierungslos und uninformiert in ihren Quartieren (meist in ländlichen Gebieten) auf den Bescheid warten.



„Überblick über Beihilfen plus zugehöriges Formularwesen/Anlaufstellen etc., Amtswege, bürokratischer Hürdenlauf bei Ämtern.“

„Aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse sind sie bzgl. Zugang zu Informationen oder mögliche finanzielle Hilfen von Gemeinde oder Staat, adäquate medizinische Versorgung auf die Hilfe von Quartiersbetreuern angewiesen. In den meisten Quartieren in Österreich gibt es aber keine Sozialbetreuung, sondern höchstens Wachpersonal oder Köche. Wenn Geflüchtete aus diesen unbetreuten Einrichtungen zu uns kommen, sind die ersten Schritte immer zB: Beschaffung von Kleidung, Organisieren von Deutschkursen, Organisieren von und Begleiten zu Arzt- und Krankenhausterminen mit Dolmetsch, da ihnen diese Dinge seit der Flucht gefehlt haben.“

„Große Hürden beim Beantragen der Sozialhilfe und häufiges Scheitern aufgrund der hochschwelligsten Anforderungen.“

„Bürokratische Hürden: Anträge zB auf Wohnbeihilfe werden immer wieder zurückgeschickt und damit wieder fallengelassen und müssen neu beantragt werden, weil irgendeine Unterlage/Nachweis fehlt. (Meine KlientInnen haben Schwierigkeiten, da gut strukturiert ihre Unterlagen einzureichen, und nehmen Hilfe nur schleppend an, man muss ihnen hinterherlaufen und sehr beharrlich sein als Betreuerin – da geht sehr viel Zeit und damit Anspruch auf Unterstützung verloren!)“

„Stigmatisierungen durch AMS-Berater und aufgrund dieser eine große Hemmschwelle, das Angebot überhaupt in Anspruch zu nehmen.“

Der dritt wichtigste Grund für einen Non-Take-up ist die **Scham der Armutsbetroffenen**: 59 Prozent der Expert:innen gaben an, dass sich ihre Klient:innen dafür schämen, Hilfe zu brauchen, 50 Prozent, dass sie sich für ihre Probleme schämen. Dazu passt, dass 53 Prozent angaben, die Betroffenen würden lange versuchen, ihre Probleme selbst zu lösen. Eine geringere Rolle spielt, dass die Betroffenen nicht wissen, wie sie um Hilfe bitten sollen, ohne dass es das private Umfeld erfährt (20 %), was ein Hinweis darauf ist, dass die Scham seltener vor den Menschen besteht, die man gut kennt (und die vielleicht ohnehin von der schwierigen Situation wissen) und öfter vor einem breiteren anonymen Personenkreis bzw. dass sie ein allgemeines Gefühl ist, das Armut begleitet.

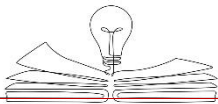


„Die Schwelle, zu kostenfreien Lebensmittelausgaben zu gehen, ist hoch. Sie schämen sich, teilweise sind die Lebensmittel abgelaufen, die Klienten wollen diese nicht essen.“

Oft gibt es laut Expert:innen auch Armutsbetroffene, die **ihre eigene Situation falsch einschätzen**: ihre Probleme gar nicht als solche wahrnehmen (44 %) oder – seltener – denken, dass sie keinen Anspruch auf Unterstützung hätten (25 %).

Eine **Einschränkung der Mobilität** spielt im Vergleich zu den meisten anderen möglichen Gründen für Non-Take-up nur eine geringe Rolle (17 %).

Möchte man wissen, weshalb Anspruchsberechtigte auf die ihnen zustehenden Leistungen verzichten, ist ein qualitativer Forschungsansatz sinnvoll: also persönliche Gespräche mit den Menschen, wie etwa Statistik Austria festhält.⁷⁴ Es zeigt sich, dass vor allem im Zusammenhang mit der Sozialhilfe (s. das nächste Kapitel, S. 194) auch Ängste und der Wunsch, die Privatsphäre zu wahren, eine Rolle spielen. In einer Studie des WIFO wurden unter anderem Bedürftige befragt, die zum Zeitpunkt der Erhebung keine Leistungen aus der Sozialhilfe bezogen. Auf ihre Bedürftigkeit wurde geschlossen, da sie in einem Sozialmarkt, bei einer Essensausgabestelle und einer Sozialberatung angetroffen wurden: Drei Viertel von ihnen hatten noch nie Sozialhilfe bezogen, die Mehrheit plante auch in Zukunft keine Antragstellung und nannte als wichtigsten Grund, ohnehin keinen Anspruch zu haben. Aus der Befragung geht nicht hervor, ob es sich dabei um Wissen oder eine Annahme handelt, sehr wohl aber, dass die Antragstellung mit zahlreichen Ängsten verbunden ist: So fürchten manche zB, ihr Auto verkaufen zu müssen.⁷⁵ In einer Studie der Armutskonferenz, die eigentlich den Zusammenhang von Covid-19-Pandemie und Armut untersuchte, kam zB auch ein Arbeitsloser zu Wort, der auf eine Aufstockung seines geringen AMS-Bezugs durch die Wiener Mindestsicherung (die Wiener Variante der Sozialhilfe) verzichtet und dafür folgende Erklärung liefert: *„Ich hatte nie die Mindestsicherung, wollte ich noch dazu sagen, nie in meinem Leben. Die wollten so viel wissen, was ich nicht preisgeben wollte. Haben Sie einen Perserteppich, Uhren, Bilder, Gemälde, Autos, Grundstücke. (...) Nichts. Bin gar nicht hingegangen.“*⁷⁶



Lösungen: Bestehendes und Gewünschtes

Bei den offenen Antworten auf die Frage, was sie sofort verändern würden, wenn sie die Sozialpolitik gestalten könnten, legten die Expert:innen den Schwerpunkt ihrer zahlreichen Forderungen rund um das Thema Non-Take-up (11 % aller Nennungen) auf die **Verbesserung des Beratungs- und Betreuungsangebots**, wobei innovative Ansätze, um auf die Klient:innen zuzugehen und sie dort zu erreichen, wo sie leben, viel Platz einnahmen. Gefordert wurden übersichtliche Online-Informationen, aber vor allem Angebote vor Ort, die niederschwellig und über Kärnten engmaschig verteilt sind, auch abseits von den Gemeindeämtern auf quasi neutralem Boden und mit erweiterten Öffnungszeiten, auch mobil und aufsuchend; Angebote, die die Probleme der Betroffenen individuell, umfassend und nachhaltig zu lösen versuchen und dabei eine Begleitung anbieten, die auf persönlichen Kontakten und Beziehungen beruht. Die Liste der Vorschläge ist lang und voller Details:

„Eine Übersicht über die Leistungen ähnlich dem Sozialführer – eventuell auch eine Online-Maske zur Suche. Oft wissen betroffene Personen, aber auch Organisationen selbst nicht, was sie wo beantragen können bzw. was ihnen zustehen würde.“ 💡

„Mehr Beratungsangebote – WO kann man Gelder beantragen? WAS steht mir zu?“ 💡

„Niederschwellige Sozialberatung mit Unterstützung bei Antragsstellungen.“ 💡

„Im ländlichen Bereich Anlaufstelle für Informationen über Hilfsmöglichkeiten.“ 💡

„Verstärkt kostenlose Sprechstage in Gemeinden (Hilfestellungen bei Anträgen, rechtliche Informationsausgabe, beratende Tätigkeit = Entlastungsgespräche) und in Städten an mehreren Standorten --> am besten in den Ordinationen von Hausärzten, da die Leute da noch am meisten Vertrauen haben.“ ❗

„Einrichtung von sozialen Beratungsstellen (unabhängig von Wohnsitzgemeindeämtern, weil diese oft zu sehr ausgelastet sind, um umfassende Beratungen durchzuführen!).“ ❗

„Eine Anlaufstelle für Sozialberatung, dezentral und niederschwellig in allen Gemeinden – Beratungstage – umfassend und nicht auf einen Aspekt beschränkt.“ ❗

„umfassende Sozialberatungen für Bürger:innen (mobil) was Leistungen der sozialen Sicherung und länderspezifischen Unterstützungsleistungen betreffen; Armutsbekämpfung ist nur mehrdimensional möglich, übergreifende Netzwerke und flexiblere Hilfeleistungen!“ ❗

„Niederschwellige Beratung und längerfristige Begleitungsmaßnahmen.“ ❗

„Öffnungszeiten von Beratungsstellen auch außerhalb der klassischen Bürozeiten.“ ❗

„Dolmetscher:innenpool (telefonisch, online).“ ❗

„Unterstützung der Klientel durch Coaches.“ ❗

„Mehr Personal, die sich Situationen von Menschen genauer ansehen und individueller unterstützen können, inkl. entsprechendes Budget für Unterstützungsleistungen.“ ❗

„Kontaktpersonen, die Armutsbetroffenen mit Rat und Tat zu Seite stehen und diese in finanziellen Belangen beraten, damit Unterstützungen auch effizient eingesetzt werden können.“ ❗

„Ambulante sozialarbeiterische Betreuung und Begleitung von Menschen ohne Einschränkung (Diagnose oder begünstigte Behinderung), die einfach Probleme im Alltag haben (Anträge usw.).“ ❗

„Sozialarbeiter:innen, welche sich um die Menschen, welche die Sozialhilfe beziehen, kümmern, unterstützen, diese in den Arbeitsmarkt zurückzuführen usw. Viele Menschen sind einfach alleine (Familie hat sich abgewendet, Kinder gibt es keine).“ ❗

„Ausbau von beratenden Stellen mit Hausbesuch.“ ❗

„Proaktive Beratung im Haus über Hilfsangebote, um Schamgefühl zu verhindern. Autos und Kleidung der Berater neutral halten. Geht ja keinen was an, dass jemand Hilfe braucht.“ ❗

„Verstärkte Präventionsarbeit – mehr aufsuchende Sozialarbeit in den einzelnen Gemeinden für alle Altersgruppen!!!“ ❗

Den zweiten Schwerpunkt setzten die Expert:innen bei Wünschen, die auf einen **Abbau bürokratischer Hürden** zielen (wieder Unterlagen, wieder Formulare, zuzüglich aktiver Unterstützung bei der Antragstellung/Einreichung bei den Behörden bzw. Möglichkeit, telefonisch zu beantragen).

„Formulare für Ansuchen um Beihilfen, Sozialleistungen und Soforthilfen niederschwellig anbieten, d. h. dass diese Personen bei der Beantragung dieser Leistungen nicht schon beim Ausfüllen der Anträge mit unüberwindbaren Hürden konfrontiert sind.“ ❗

„Viel zu komplexe Anträge, wo sich selbst das Fachpersonal schwer tut und ständig nachtelefonieren muss.“ ❗

„Senkung der bürokratischen Hürden (leichter lesbare Formulare, Unterstützung bei der Einreichung)“ ❗

„Weniger Bürokratie (Personen sind oft überfordert, kein Zugang zu den Daten/Unterlagen der Eltern möglich, ein Formular fehlt und die Wartezeit vervielfältigt sich).“ ❗

„Herabsetzung des bürokratischen Aufwandes (zB kein Meldezettel für diverse Anträge etc.).“ ❗

„Hilfestellung telefonisch (Beantragung von Hilfeleistungen sollte auch als Auswahlmöglichkeit telefonisch/persönlich erfolgen können, ohne große Anträge --> im Sinne der Barrierefreiheit und Erleichterung für alle.“ ❗

Schließlich forderten die Expert:innen die **schnellere Bearbeitung von Anträgen** und damit raschere Hilfe in Notlagen (zB bei Sozialhilfe, Sozialwohnungen oder diversen Therapieangeboten).

„Schnellere Verfahren bei behördlichen Hilfeleistungen (Sozialhilfe, Wohnungen etc.).“ !

„Mehr Personal in unterschiedlichen Einrichtungen zur schnelleren Bearbeitung von diversen Anträgen.“ !

„Schnellere Hilfe zukommen lassen (sehr lange Wartezeiten; sowohl bei finanziellen als auch psychischen Unterstützungsangeboten).“ !

6. Das letzte soziale Netz: die Sozialhilfe

„Sozialhilfe: Tätigkeit der Länder, die jenen Menschen hilft, die sich in einer Notlage befinden und die der Hilfe der Gemeinschaft bedürfen, bzw. die den notwendigen Lebensbedarf sichert. Die Sozialhilfe hat ihre historische Wurzel in der Armenfürsorge der Gemeinden und zählt zu den ältesten Systemen der sozialen Sicherheit in Österreich.“⁷⁷

„Eine Sozialhilfe bzw. eine Hilfe zum Lebensunterhalt ist als Unterstützung für Personen zu verstehen, die in eine Notlage geraten sind und ihren Lebensunterhalt mit eigenen Mitteln nicht oder nicht ausreichend abdecken können.“⁷⁸

„§ 1. Leistungen der Sozialhilfe aus öffentlichen Mitteln sollen

- 1. zur Unterstützung des allgemeinen Lebensunterhalts und zur Befriedigung des Wohnbedarfs der Bezugsberechtigten beitragen,*
- 2. integrationspolitische und fremdenpolizeiliche Ziele berücksichtigen und*
- 3. insbesondere die (Wieder-)Eingliederung von Bezugsberechtigten in das Erwerbsleben und die optimale Funktionsfähigkeit des Arbeitsmarktes weitest möglich fördern.“⁷⁹*

Die Sozialhilfe^{aa} ist das letzte soziale Netz, das Menschen auffangen soll, die in Not geraten sind und keine anderen Unterstützungsleistungen erhalten. Sie soll verhindern, dass jene in Elend stürzen, die von den anderen Leistungen des Sozialsystems nicht (ausreichend) erfasst werden – eines Sozialsystems, das darauf aufbaut, dass man unselbstständig erwerbstätig ist und zB im Fall eines Jobverlusts Arbeitslosengeld im Verhältnis zur Höhe des Erwerbseinkommens oder im Alter eine einkommensabhängige Pension bezieht. Sozialhilfe erhalten zum Beispiel Menschen, die kein Anrecht auf Arbeitslosengeld bzw. Notstandshilfe erworben haben, oder bei denen die AMS-Bezüge (zB in Folge von prekären Arbeitsverhältnissen) oder auch das Erwerbseinkommen (zB aus Teilzeit- oder geringfügiger Arbeit) so niedrig sind, dass sie zusätzlich Anspruch auf Sozialhilfe haben. Das letzte Sicherungsnetz ist subsidiär: Alle anderen Einkommensquellen – zB auch alle Sozial- und Versicherungsleistungen, auf die man bei Bund, Land oder Gemeinde Anspruch hat – müssen ausgeschöpft sein. Erst dann kann man mit der Sozialhilfe bis zu einem festgelegten Maximalbetrag aufstocken, der von der Haushaltsgröße und -zusammensetzung abhängt und in jedem Bundesland gesondert festgelegt wird.

In Kärnten bezieht knapp ein Prozent der Bevölkerung Leistungen der Sozialhilfe (0,9 %). 2022 waren das 5.155 Personen bzw. 2.038 Bedarfsgemeinschaften, was in etwa der Anzahl der Haushalte entspricht. Das ist im Bundesländervergleich ein sehr niedriger Anteil, der auf einem Niveau mit dem Burgenland und Oberösterreich liegt; den höchsten Wert erreicht Wien.⁸⁰

Auf Datenanalysen und Simulationen beruhende Berechnungen des WIFO aus dem Jahr 2023 haben im Auftrag des Sozialministeriums das letzte soziale Netz durchleuchtet. **Von allen Bundesländern ließ sich nur in Kärnten nicht nachweisen, dass das Wirtschaftswachstum sowie die Bevölkerungs-, Beschäftigungs- und Arbeitslosenzahlen mit der Anzahl der Sozialhilfe-Bezieher-innen zusammenhängen.** Die Zahl der Bezieher-innen stehe in Kärnten in keinem direkten Zusammenhang zu den genannten Faktoren, die daher kaum Erklärungswert hätten, halten die WIFO-Autor-innen fest.⁸¹ Und das ist

^{aa} In den Bundesländern Wien, Burgenland und Tirol wurde auch nach dem Inkrafttreten des Sozialhilfe-Grundsatzgesetzes aus dem Jahr 2019 die davor gültige Bezeichnung „Mindestsicherung“ beibehalten.

nicht der einzige Punkt, in dem Kärnten eine Sonderstellung hat; in anderen Fragen hingegen fügt es sich gut ins österreichische Gesamtbild:

- **40 Prozent der Bezieher:innen in Kärnten sind jünger als 25 Jahre** (2.055 Personen). Wie in ganz Österreich ist auch hier der Anteil der jungen Menschen besonders hoch, was den Blick einmal mehr auf Kinderarmut (0 bis 14 Jahre: 1.135 Personen, 22 % der Bezieher:innen) und die hoch gefährdete Gruppe der jungen Erwachsenen (19 bis 25 Jahre: 621 Personen, 12 %) lenkt.⁸² Die WIFO-Analysen ergaben: Kinder seien in österreichischen Haushalten, die Bedarfsorientierte Mindestsicherung bzw. Sozialhilfe (BMS/SH) beziehen, „*deutlich stärker vertreten als in der Gesamtbevölkerung: Knapp 22 Prozent der BMS-/SH-Bezieher:innen sind jünger als 15 Jahre, wobei der Anteil der Unter-15-Jährigen in der Gesamtbevölkerung 14,4 Prozent beträgt.*“⁸³
- Zehn Prozent der **Bezieher:innen** in Kärnten sind älter als 60 Jahre, das ist deutlich weniger als im österreichischen Schnitt, der genau doppelt so hoch liegt. Wobei sich insgesamt zeigt, dass ältere Menschen – in Österreich und Kärnten – seltener Sozialhilfe beziehen, als es ihrem Anteil an der Bevölkerung entspricht (Kärnten 65^{plus}: 23 % der Bevölkerung; ges. Ö: 60^{plus}: 25 %).⁸⁴ Die WIFO-Autor:innen erklären: „*Das Alterssicherungssystem als tragende Säule des ersten sozialen Netzes dämpft hier die Armutsgefährdung.*“⁸⁵
- Der Anteil der **Frauen** an den Bezieher:innen beläuft sich in Kärnten auf 51 Prozent, in Gesamtösterreich sind 54 Prozent der Personen in Haushalten mit BMS-/Sozialhilfebezug weiblich.⁸⁶
- 63 Prozent der Sozialhilfe-Bezieher:innen im Alter von 15 bis 60 Jahre sind in **Kärnten nicht erwerbstätig**.⁸⁷ Das Zusammenspiel von Arbeitslosigkeit und Armut(sgefährdung) bestätigt sich hier eindrucksvoll. Gleichzeitig werden auch fünf Prozent **Working Poor** sichtbar, die trotz Erwerbstätigkeit auf die Sozialhilfe angewiesen sind, also extrem wenig verdienen.
- Die gute Hälfte der Bedarfsgemeinschaften in Kärnten **stockt auf** (1.030; **Vollbezug**: 1.008).⁸⁸ Für ganz Österreich gilt laut WIFO-Analysen: „*Bei rund der Hälfte der Gruppe der Unterstützten werden Einkunftsarten angerechnet. Am häufigsten ist die Kombination aus AMS-Leistungsbezug und BMS/SH; 2021 traf dies auf 19 Prozent der Leistungsbezieher:innen zu. Aber auch Erwerbseinkommensbezieher:innen mit geringen Einkommen stocken mit der BMS/SH ihr Einkommen auf; 2021 waren es 7,7 Prozent aller BMS-/SH-Bezieher:innen.*“⁸⁹
- 2021 erhielt eine Bedarfsgemeinschaft in Kärnten aus der Sozialhilfe **durchschnittlich knapp 600 Euro monatlich**. Die Höhe ist – genauso wie die gesetzlichen Regelungen und die Anzahl bzw. Art der Bezieher:innen – je nach Bundesland verschieden: im Westen (Vorarlberg, Tirol) mit knapp Euro 800 am höchsten. Kärnten befindet sich mit Salzburg, Oberösterreich und dem Burgenland in der Gruppe mit den geringsten durchschnittlichen Auszahlungsbeträgen.⁹⁰

Die Sozialhilfe steht unter ständiger Beobachtung, inwieweit es ihr gelingt, Armut zu verhindern. 2022 stellte eine (nicht repräsentative) Umfrage der Armutskonferenz in Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg und Vorarlberg (Kärnten wurde nicht erfasst) der Sozialhilfe ein schlechtes Zeugnis aus: 54 Prozent der befragten Sozialexpert:innen hielten die Aussage „*Die Sozialhilfe ist ein geeignetes Mittel, um Armut zu bekämpfen*“ für (*überhaupt*) *nicht zutreffend*, 27 Prozent legten sich nicht fest, nur 18 Prozent äußerten sich (sehr) positiv.⁹¹

Die Studie des WIFO kommt zu einem deutlich besseren, aber nicht durchgehend positiven Ergebnis: In Haushalten, die BMS/SH beziehen, sei der Anteil der Armutsgefährdeten 2020 mit 15,5 Prozent deutlich höher gewesen als in der Gesamtbevölkerung (4,7 %); und knapp die Hälfte der Personen (46 %) in Haushalten, in denen zumindest ein Mitglied BMS/SH erhält, sei armutsgefährdet gewesen

(Gesamtbevölkerung: 13,9 %). Die hohe Armutsgefährdung von Personen in BMS/SH-Haushalten erkläre sich unter anderem dadurch, die BMS/SH unter der Armutsgefährdungsschwelle liege, wobei die Differenz im Zeitverlauf größer geworden sei.⁹² Die BMS/SH könne Armut und Armutsgefährdung nicht immer verhindern; sie reduziere sie aber klar und spiele jedenfalls eine Rolle für das Überleben jener Menschen, die auf erwerbsabhängige Sozialleistungen (wie Arbeitslosengeld bzw. Notstandshilfe und Pension) keinen Anspruch haben und auch nicht von Haushaltsmitgliedern mit höherem Einkommen oder Vermögen unterstützt werden.⁹³

Die Kärntner Armutsstudie fragte die Sozialexpert:innen, ob ihrer Einschätzung nach die Leistungen der Sozialhilfe für einige Zielgruppen ausreichen, um den Lebensunterhalt zu bestreiten. Am besten gelingt das **Paaren im Erwerbsalter ohne Kinder im Haushalt** (*voll und ganz/eher ausreichend: 47 %; eher/überhaupt nicht ausreichend: 32 %*) und **allein lebenden Erwachsenen im Erwerbsalter mit eigener Wohnung** (43 % bzw. 39 %). Einzig bei diesen Gruppen gaben die Befragten mehrheitlich an, dass die Sozialhilfe genüge, um den Alltag zu finanzieren. Bei allen anderen überwiegt der Eindruck, dass das nicht der Fall sei. Bei **Menschen, die in betreuten Wohnformen leben** (*ausreichend: 34 %; nicht ausreichend: 38 %*) und **Menschen mit Behinderung, die bei den Eltern oder anderen Pflegepersonen wohnen** (*ausreichend: 25 %; nicht ausreichend: 43 %*) ist der Unterschied noch vergleichsweise klein. Bei den anderen Gruppen ist eine absolute Mehrheit der Befragten der Ansicht, dass die Leistungen der Sozialhilfe den Lebensunterhalt nicht abdecken: bei **Paaren im Erwerbsalter mit ein bis zwei Kindern** (*ausreichend: 25 %; nicht ausreichend: 51 %*), **Menschen mit Behinderung, die allein in ihrer eigenen Wohnung leben** (*ausreichend: 19 %; nicht ausreichend: 51 %*), **bei Paaren im Erwerbsalter mit mindestens 3 Kindern** (*ausreichend: 17 %; nicht ausreichend: 59 %*) sowie – besonders deutlich – bei **Alleinerzieher:innen im Erwerbsalter** (*ausreichend: 15 %; nicht ausreichend: 65 %*) und **Mindestpensionist:innen mit eigener Wohnung** (*ausreichend: 14 %; nicht ausreichend: 62 %*).

"Ihrer Einschätzung nach: Sind die Leistungen der Sozialhilfe für folgende Personengruppen voll und ganz, eher, eher nicht oder überhaupt nicht ausreichend, um den Lebensunterhalt bestreiten zu können?"

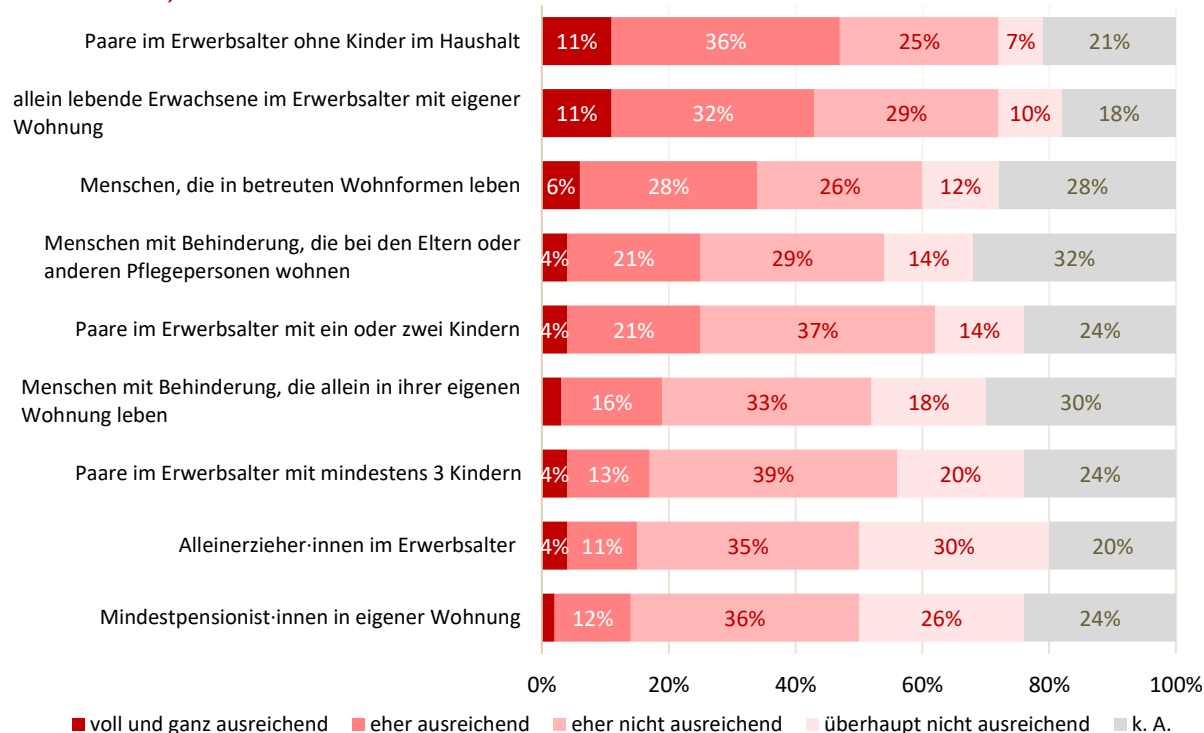
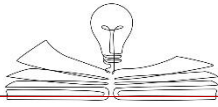



Abbildung 58: Wirkung von Leistungen der Sozialhilfe nach Zielgruppen


Dass gerade große Familien und ältere Alleinlebende so schlecht mit der Sozialhilfe auskommen, erhält angesichts der Datenlage zusätzlichen Brisanz, denn die WIFO-Studie zeigt: „Ein Fünftel der BMS-/SH-Bezieher-innen wohnt in Ein-Personen-Haushalten, ein Fünftel in Haushalten mit zwei Erwachsenen und mindestens drei Kindern. Im Vergleich zur Gesamtbevölkerung wohnt ein überproportionaler Anteil in diesen Haushaltskonstellationen.“⁹⁴



Lösungen: Bestehendes und Gewünschtes


Die Sozialhilfe wurde zwar von den Kärntner Sozialexpert-innen auf die Frage, was sie sofort verändern würden, immer wieder erwähnt, aber sie war kein dominantes Anliegen. Die Wünsche zielen auf eine Erhöhung der Beiträge und noch mehr auf eine Reform, wobei hier sowohl in Richtung von erleichtertem als auch erschwertem Zugang gedacht wird: zB an eine Antragstellung mit weniger Anforderungen oder an strengere Kontrollen. Zu denken gibt, dass mehrfach gefordert wurde, ein eigenes Netz für akute Notlagen einzuführen, das schnell und unbürokratisch hilft: möglicherweise ein Hinweis, dass die Sozialhilfe ihrer Aufgabe als letztes Netz für Menschen in Not regelmäßig nicht erfüllt.

„Anhebung der Sozialhilfe auf die Referenzbudgets der Schuldnerberatung, zumindest jedoch Anhebung der Beträge für Kinder und für Menschen mit Betreuungspflichten für andere, denen daraus Erwerbseinkünfte entstehen.“ 

„Dass Wohnbeihilfe, Familienbonus nicht von der Sozialhilfe abgezogen werden, sondern zusätzlich zur Sozialhilfe ausbezahlt werden.“ 

„Eine Vereinfachung der Sozialhilfe: niederschwellige Antragsstellung mit längeren (oder gar keinen) Fristen.“ 

„Strengeres Ermittlungsverfahren für Sozialhilfeleistungen für in Haushaltsgemeinschaft und in Partnerschaft lebende Personen.“ 

„Einführung eines bundesweiten Sozialfonds für unbürokratische Hilfe für jene Personen, die bei der geltenden Gesetzeslage trotz Notsituation keine finanzielle Hilfe bekommen (zB Energiekosten).“ 

7. Der wechselseitige Reality Check: qualitative und quantitative Ergebnisse

Zum Abschluss mag noch interessieren, wie sich die qualitativ erhobenen Lebensumstände jener 18 Menschen, die für den ersten Teil der Kärntner Armutsstudie interviewt worden sind, ins von der quantitativen Erhebung gezeichnete Bild fügen: ein wechselseitiger Reality Check von konkreten, komplexen Einzelfällen und statistisch aussagekräftigen, allgemeinen Überblicksdaten.

Die 18 Personen mit Armutserfahrung, die für die Kärntner Armutsstudie 2024 ihre Lebensgeschichte erzählt haben, verfügen aktuell über persönliche **Einkommen** zwischen 700 und 1.980 Euro pro Monat beziehungsweise, gemeinsam mit allfälligen Angehörigen, über Haushaltseinkommen zwischen 860 und 3.400 Euro. In allen Fällen ist das Jahreseinkommen durch zwölf geteilt, auch bei jenen, die das Erwerbseinkommen bzw. die Pension in den üblichen 14 Bezügen erhalten. Bricht man die Haushaltseinkommen auf die Zahl der im Haushalt lebenden Personen herunter, steht ein monatliches Pro-Kopf-Einkommen von 400 bis 1.980 Euro zur Verfügung. Die Person, die das Ranking anführt, hat ihre Armutserfahrung bereits hinter sich gelassen; das Höchsteinkommen unter den nach wie vor prekär Lebenden beträgt 1.510 Euro pro Kopf. Von den 18 Befragten leben zwölf alleine, eine in einem Paarhaushalt, je zwei in Drei- und Vier-Personen-Haushalten, eine in einem Sechs-Personen-Haushalt.

Nach Abzug der Fixkosten für Wohnen, Versicherungen, Schuldentrückzahlungen oder Alimente bleiben für die **Bewältigung des Alltags** (Lebensmittel, Mobilität, Kleidung, Gesundheit, Freizeit, Ausbildung der Kinder usw.) monatlich 177 bis 1.250 Euro pro Kopf. Der Höchstwert gilt abermals für jene Person, die aktuell nicht mehr armutsbetroffen ist, unmittelbar dahinter liegt eine alleinlebende Person mit 1.240 Euro, von denen aber ein beträchtlicher Teil für die Unterstützung einer nicht im selben Haushalt wohnhaften Verwandten aufgewendet wird; der somit relevantere dritthöchste Wert, er gilt für zwei der Befragten, liegt bei rund 1.050 Euro pro Kopf. Am unteren Ende der Skala gibt es aber in Wahrheit eine Person, deren monatliches Einkommen noch einmal deutlich unter den genannten 177 Euro liegt, nämlich bei einem monatlichen Pro-Kopf-Minus von 225 Euro – die also permanent aus anderen Quellen Geld zuschießen muss, um ihr Leben zu finanzieren.

Wohnungslos waren zum Zeitpunkt der Interviews vier Befragte, obdachlos niemand.

Im Detail ist einiges konträr zu dem, was auf den ersten Blick zu vermuten wäre: Die niedrigsten Alltagsbudgets pro Kopf sind ausgerechnet in jenen beiden Familien verfügbar, die die höchsten Haushaltseinkommen haben. Die Sexdienstleisterinnen, denen landläufig gute Einkünfte unterstellt werden, rangieren sowohl beim Pro-Kopf-Einkommen als auch beim verfügbaren Alltagsbudget weit unten in der Wertung. Und eines der höchsten Alltagsbudgets bleibt einer der vier wohnungslosen Personen, dank äußerst geringer Wohnkosten in einer Non-Profit-Einrichtung.

Die **Wohnkosten** (Miete, Betriebskosten, Energie, Versicherungen, allfällige Kreditraten für Immobilieneigentum) machen bei den Befragten zwischen (rund) 12 und 100 Prozent des Haushaltseinkommens aus. Dabei gibt es zwei Ausreißer nach oben: 100 bzw. knapp 73 Prozent kostet das Wohnen jene Gesprächspartnerinnen, die noch hohe Kredite für ihr Eigenheim zurückzahlen haben. Und

zwei Ausreißer nach unten: 12 und 16,5 Prozent zahlen Befragte, die in einem Heim für Wohnungslose bzw. einer Übergangswohnung der Volkshilfe leben. Die meisten jedoch wenden für Wohnzwecke zwischen einem knappen Drittel und gut der Hälfte des Haushaltseinkommens auf.

Therapiebedürftige **psychische Probleme** haben elf der 18 Befragten (acht davon sind oder waren zumindest irgendwann einmal tatsächlich in Behandlung), chronische **physische Erkrankungen** sieben (davon sind zwei ausschließlich körperlich krank, die übrigen fünf sowohl körperlich als auch psychisch). Nur fünf können als gesund gelten.

Drei sind mit ihren Ein-Personen-Unternehmen in die Armut gerutscht, fünf als prekär Arbeitende (sehr unterschiedlichen Sozialprestiges, vom Kleinkriminellen bis zum Künstler), vier durch Langzeitarbeitslosigkeit, drei durch Krankheit, eine durch (erzwungene) Migration. Bei immerhin vier Befragten hat ein Arbeitgeber versucht (und zwar bei dreien mit Erfolg), sie im Krankenstand zu kündigen. Qualifikationsdefizite spielen bei genau der Hälfte der Befragten eine Rolle dafür, dass sie in Armut geraten sind und/oder aus ihr nicht herausfinden.

Ebenfalls die Hälfte hat irgendwann im Laufe ihrer Armutsbiographie die **Non-Take-Up-Quote** vermehrt, vor allem weil sie von ihnen zustehenden Leistungen nichts gewusst haben; vier weitere Befragte hätten gerne Leistungen in Anspruch genommen, die aber nicht verfügbar waren (Psychotherapie) oder ihnen nicht gewährt wurden (Arbeitslosengeld bzw. Arbeitsunfähigkeitspension). Sozialhilfe beziehen nur drei von 18, Wohnbeihilfe immerhin sieben.

Lebensmittel werden so günstig wie möglich eingekauft: im Sozialmarkt oder auf der steten Jagd nach aktuellen Sonderangeboten, sprich: in der Regel beim Diskonter und nur in Ausnahmefällen in „normalen“ Supermärkten. Fleisch, Naschereien und Bioprodukte sind seltener Luxus, der oft erst nach Überschreitung des Ablaufdatums (und entsprechender Preisreduktion) im Einkaufswagen landet. Auch Gemüse wird in vielen Fällen als zu teuer empfunden; dementsprechend dominieren Nudeln und Erdäpfel den Speiseplan. Besser dran ist, wer „richtig“ kochen, einkochen, einlegen, Vorratshaltung betreiben kann. Manchmal werden in der Natur Pilze oder Wildkräuter gesammelt.

Freizeitaktivitäten sind selten möglich; gelegentlich einmal im Freundeskreis auf einen Kaffee oder ein Bier (wer das einmal pro Woche tun kann, darf sich für privilegiert halten), alle heiligen Zeiten vielleicht ins Kino. Nur zwei Gesprächspartner tun etwas für ihre Fitness, der eine leistet sich Besuche im Fitness-Studio, der andere trainiert privat bei einem Freund.

Zu **verreisen** ist nur für einen Interviewpartner ernstlich eine Option; ein zweiter, der es sich leisten könnte, hat keine Lust dazu, und allen anderen fehlt das Geld. Das gilt sogar für Heimatbesuche der Migrantinnen – die sind entweder gar nicht oder nur alle Jubeljahre einmal drin – oder private Besuche in anderen Bundesländern. Ein Auto können sich die meisten nicht leisten; zwei Gesprächspartnerinnen leisten es sich trotzdem und nehmen dafür beträchtliche finanzielle Schwierigkeiten in Kauf. Sollten ihre (betagten) PKWs den Geist aufgeben, könnten sie allerdings keine neuen anschaffen.

Neuanschaffungen sind überhaupt ein Problem; einer der Befragten konnte sich nicht einmal ein neues Handy kaufen, als sein altes kaputtging. Kleidung und Schuhe besitzen immerhin drei der 18 Personen noch aus besseren Tagen; wer dieses Glück nicht hat, kauft (abgesehen von zweien, die etwas besser dastehen) beim Diskonter oder im Caritas-Laden. Selbst daran, verunreinigte Kleidung in die Putzerei zu tragen, wird bisweilen gespart.

Im Extremfall müssen sogar Ausgaben für die **Gesundheit** hintanstehen: Eine Gesprächspartnerin würde sich gerne alternativmedizinisch behandeln lassen, was die Krankenkasse ja nicht bezahlt; sie selbst kann es bei weitem nicht so oft, wie es ihr guttäte. Und immerhin zwei (männliche) Befragte waren schon einmal längere Zeit ohne Krankenversicherung, weil sie dafür einfach kein Geld hatten – der eine fünf Monate lang, der andere ein ganzes Jahr.

Woran niemand sparen möchte, sind die eigenen **Kinder**: lieber selber nichts haben, als die Kinder einen Mangel leiden zu lassen, ist die Devise aller, die noch für den Nachwuchs sorgen müssen. Zwei Gesprächspartnerinnen sind trotzdem gezwungen, auch ihren Kindern Wünsche zu verwehren, weil ihre finanzielle Situation es einfach nicht anders zulässt.

Nicht oder kaum gespart wird außerdem bei **Suchtmitteln**, die das Leben leichter erträglich scheinen lassen: Zigaretten, Rauschgift oder Alkohol, je nach dem – bei allen diesbezüglich Betroffenen ist das Bedürfnis, den Daseinsschmerz zu betäuben, stärker als die Zwänge des knappen Haushaltsbudgets.

Literaturverzeichnis

Wissenschaftliche Literatur

- AK Wien (2023). Krank in die Arbeit. AK präsentiert die Ergebnisse einer großen Online-Befragung und fordert Kündigungsschutz für kranke Arbeitnehmer:innen (Unterlagen Pressekonferenz I. Stilling & L. Dvořák) (https://wien.arbeiterkammer.at/interessenvertretung/arbeitsundsoziales/arbeitsundgesundheit/Presseunterlage_20230119.pdf, abgerufen 18.5.2024).
- Brzank, P. (2009). (Häusliche) Gewalt gegen Frauen: sozioökonomische Folgen und gesellschaftliche Kosten. Einführung und Überblick. In: Bundesgesundheitsblatt – Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz, Bd. 52, S. 330-338 (<https://doi.org/10.1007/s00103-009-0795-7>).
- Clarke, C. & Thévenon, O. (2024). Sozioökonomische Benachteiligung in der Kindheit in Österreich. In: Bundesministerium Soziales, Gesundheit, Pflege und Konsumentenschutz (Hg.). Sozialbericht 2024. Wien: BMSGPK, S. 340-423.
- Dawid, E. & Heitzmann, K. (2015). Österreichische Nichtregierungsorganisationen in der Armutsbekämpfung: Entwicklungen, Leistungen, Lücken (im Auftrag des Bundesministeriums für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz), Wien.
- Dawid, E. & Heitzmann, K. (2022). Wirkung der Wiener Mindestsicherung auf Bezieher:innen. Endbericht (im Auftrag der Stadt Wien – Soziales, Sozial- und Gesundheitsrecht), Wien.
- Dawid, E. (2020). Armutsbetroffene und die Corona-Krise. Eine Erhebung zur sozialen Lage aus der Sicht von Betroffenen (im Auftrag des Bundesministeriums für Soziales, Gesundheit, Pflege und Konsumentenschutz). Wien: Armutskonferenz und BMSGPK.
- Dawid, E. (1999). Von der Wahrheit der Geschichte oder den Wahrheiten der Geschichten oder vom richtigen Lesen einer Autobiographie. In: Buber, R. & Ernst, U. M. (Hg.). Frauenwege. An einer Wirtschaftsuniversität zwischen Politik und Wissenschaft. Wien: Peter Lang Europäischer Verlag der Wissenschaften, S. 155-169.
- Dawid, E. (2021). Armutsbetroffene und die Corona-Krise 2.0. Eine zweite Erhebung zur sozialen Lage aus der Sicht von Betroffenen (im Auftrag des Bundesministeriums für Soziales, Gesundheit, Pflege und Konsumentenschutz). Wien: Armutskonferenz und BMSGPK.
- Dawid, E. (2023). Die Teuerung und das untere Einkommensdrittel. Wirkungen und Strategien. Eine Erhebung zur sozialen Lage aus der Sicht von Betroffenen. In: Bundesministeriums für Soziales, Gesundheit, Pflege und Konsumentenschutz (Hg.). Die sozialen Folgen der Inflation. Wien: BMSGPK.
- Die Armutskonferenz (2022). „Die im Dunkeln sieht man nicht...“. Eine Erhebung zur „Sozialhilfe“ aus Sicht von Expert:innen der sozialen Praxis. Wien: Die Armutskonferenz.
- Dimmel, N. & Schweiger, G. (Hg.) (2023). Kinder in pandemischer Gesellschaft. Berlin: Springer.
- Fuchs, M., Gasior, K., Premrov, T., Hollan, K. & Scopetta, A. (2020). Falling through the social safety net? Analysing non-take-up of minimum income benefit and monetary social assistance in Austria. In: Social Policy Administration, Vol. 54, Issue 5, S. 827-843.

- Gasior, K., Avram, S. & Popova, D. (2023). Outside the box – Women’s individual poverty situation in the EU and the role of labour market characteristics and tax-benefit policies, Arbeitspapier (online: <http://www.ecineq.org/wp-content/uploads/2023/06/EcineqAMSE-319.pdf>, abgerufen 4.3.2024).
- Glaser, B. & Strauss, A. (1979). Die Entdeckung gegenstandsbezogener Theorie. Eine Grundstrategie qualitativer Sozialforschung. In: Hopf, C. & Weingarten, E. (Hg.). Qualitative Sozialforschung, Stuttgart.
- Griebler, R., Winkler, P., Delcour, J., Antosik, J., Leuprecht, E., Nowotny, M., Schmutterer, I., Sax, G., Juraszovich, B., Pochobradsky, E. & Kucera, S. (2023). Österreichischer Gesundheitsbericht 2022. Wien: Bundesministerium für Soziales, Gesundheit, Pflege und Konsumentenschutz (BMSGPK).
- Haller, B. & Dawid, E. (2006). Kosten häuslicher Gewalt in Österreich (unter Mitarbeit von G. Biffl). Wien: IKF.
- Heitzmann, K. & Staudinger (2023). Inflation in Österreich – Evidenz zu den Folgen für besonders Betroffene, zur Wirksamkeit von Entlastungsmaßnahmen und zu Lücken im Unterstützungsangebot. In: Bundesministeriums für Soziales, Gesundheit, Pflege und Konsumentenschutz (Hg.). Die sozialen Folgen der Inflation. Wien: BMSGPK.
- Heuberger, R. (2021). Non Take Up der Wiener Mindestsicherung (WMS). Wien: Statistik Austria (online: https://www.statistik.at/fileadmin/pages/338/2021_07_15_WMS_Bericht_nontakeup.pdfm abgerufen 9.1.2024).
- Kapella, O., Baierl, A., Rille-Pfeiffer, C., Geserick, C., Schmidt, E. (2011). Gewalt in der Familie und im nahen sozialen Umfeld. Österreichische Prävalenzstudie zur Gewalt an Frauen und Männern. Wien: ÖIF (online: <https://uscholar.univie.ac.at/detail/o:1162297>, abgerufen 7.1.2024).
- Koch, E., Saringer, M., Schöffmann, R. & Ratković, V. (2013). „Gastarbeiterinnen“ in Kärnten. Arbeitsmigrantinnen in Medien und persönlichen Erinnerungen. Klagenfurt: Drava.
- Lamei, N. & Till-Tentschert, U (2005). Messung von Armutsgefährdung und Deprivation. In: Statistische Nachrichten, 4/2005. Wien: Statistik Austria, S. 349-359 [online: https://www.statistik.at/fileadmin/pages/338/Messung_Armutsgefaehrung_und_Deprivation.pdf, abgerufen 18.1.2024).
- Land Kärnten (2023). Statistisches Handbuch des Landes Kärnten. Daten 2022. Klagenfurt (online: <https://www.ktn.gv.at/Verwaltung/Amt-der-Kaerntner-Landesregierung/Abteilung-1/Organisation/Statistik/Publikationen>, abgerufen 12.1.2024).
- Mayrhuber, C., Angel, S., Fink, M., Rocha-Akis, S., Weber, F., Haindorfer, R. & Iby, A. (2023). Das letzte soziale Netz. Evaluierung des letzten sozialen Sicherungsnetzes und des Zusammenspiels mit dem ersten sozialen Sicherungsnetz unter besonderer Berücksichtigung der aktuellen Covid-19-Krise und der Auswirkungen des Sozialhilfe-Grundsatzgesetzes. Wien: WIFO, Prospect und BM für Soziales, Gesundheit, Pflege und Konsumentenschutz.
- Mosser, A. & Dawid, E. (2001). Endbericht zum Forschungsprojekt "Fremd in Österreich. Biographien von ArbeitsmigrantInnen". Wien: Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, WU Wien.
- Nowotny, M., Kern, D., Breyer, E., Bengough, T., & Griebler, R. (Hg.) (2019). Depressionsbericht Österreich. Eine interdisziplinäre und multiperspektivische Bestandsaufnahme. Wien: Bundesministerium für Arbeit, Soziales, Gesundheit und Konsumentenschutz (BMSGK).

- Rosenthal, G. (2008). Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. Bonn: 2008.
- Sacco, S. (2017). Häusliche Gewalt. Kostenstudie für Deutschland. Gewalt gegen Frauen in (ehemaligen) Partnerschaften. Ahrensburg: Tredition.
- Sardinha, L., Maheu-Giroux, M., Stöckl, H., Meyer, S. R., García-Moreno, C. (2022). Global, regional, and national prevalence estimates of physical or sexual, or both, intimate partner violence against women in 2018. In: Lancet 2022; 399: 803-13 (online: February 16, 2022 ([https://doi.org/10.1016/S0140-6736\(21\)02664-7](https://doi.org/10.1016/S0140-6736(21)02664-7))).
- Schenk, M. (2019). Hintergrund zum Non Take Up. (Materialien zur Stellungnahme der Armutskonferenz zur Studie des Europäischen Zentrums, 9.5.2019) (online: <http://www.armutskonferenz.at/news/news-2019/30-bekommen-nicht-was-ihnen-helfenwuerde-nichtinanspruchnahme-aber-in-der-mindestsicherung-deutlich-gesunken.html>), abgerufen 10.1.2024).
- Siegert, C. (2022). Erwerbsarmut in Österreich aus Geschlechterperspektive. In: Wirtschaft und Gesellschaft 47 (4), S. 511–535.
- Statistik Austria (2024). Tabellenband EU-SILC 2023 und Bundesländertabellen mit Dreijahresdurchschnitt EU-SILC 2021 bis 2023. Einkommen, Armut und Lebensbedingungen. Wien.
- UNHCR (2015). Subsidiär Schutzberechtigte in Österreich. Wien: UNHCR Österreich (online: https://www.unhcr.org/dach/wp-content/uploads/sites/27/2017/03/Bericht_subsidiaerer_Schutz.pdf, abgerufen 13.1.2024).
- Walby, S. (2004) The cost of domestic violence (funded by Department of Trade and Industry, Women and Equality Unit). London.
- Weigl, M. & Gaiswinkler, S. (2019). Blickwechsel – Migration und psychische Gesundheit. Gesundheit Österreich. Wien.

Juristische Quellen

- Bundesgesetz betreffend Grundsätze für die Sozialhilfe (Sozialhilfe-Grundsatzgesetz)
StF: BGBl. I Nr. 41/2019 (NR: GP XXVI RV 514 AB 588 S. 72. BR: 10158 AB 10165 S. 892) (RIS: <https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=20010649>, abgerufen 11.1.2024).

Internetquellen

- BAWO (Bundesarbeitsgemeinschaft für Wohnungslosenhilfe) – online. Wohnungslosigkeit – Definitionen (<https://bawo.at/wohnungslosigkeit>, abgerufen 28.12.2023)
- Land Kärnten – online. Bevölkerung (<https://www.ktn.gv.at/Verwaltung/Amt-der-Kaerntner-Landesregierung/Abteilung-1/Organisation/Statistik/Themenbereiche/Bevoelkerung>, abgerufen 9.12.2023).
- Land Kärnten – online. Soziales: Personen und Bedarfsgemeinschaften in der Mindestsicherung 2022 (<https://www.ktn.gv.at/Verwaltung/Amt-der-Kaerntner-Landesregierung/Abteilung-1/Organisation/Statistik/Themenbereiche/Soziales>, abgerufen 12.1.2024).
- Land Kärnten – online. Sozialhilfe / Hilfe zum Lebensunterhalt (<https://www.ktn.gv.at/Service/Formulare-und-Leistungen/GS-L67>, abgerufen 11.1.2024).

- SDG Watch Austria – online 1. Über die Sustainable Development Goals (SDGs) (<https://www.sdg-watch.at/de/ueber-sdgs/>, abgerufen 20.3.2024).
- SDG Watch Austria – online 2. Einbindung der SDGs in Kärntner Regierungsprogramm, veröffentlicht 6. Juli 2023 (<https://sdgwatch.at/de/was-wir-tun/blog/2023/07/06/einbindung-der-sdgs-in-kt-regierungsprogramm/>, abgerufen 20.3.2024).
- Statistik Austria – online. Armut (<https://www.statistik.at/statistiken/bevoelkerung-und-soziales/einkommen-und-soziale-lage/armut>, abgerufen 30.5.2024).
- Statistik Austria – online. EU-Definition zum Indikator Armuts- oder Ausgrenzungsgefährdung und dessen Teilindikatoren (https://www.statistik.at/fileadmin/pages/338/EU-Definition_Armuts-oder_Ausgrenzungsgefaehrdung.pdf, abgerufen 30.12.2023).
- Statistik Austria – online: Haushaltseinkommen (<https://www.statistik.at/statistiken/bevoelkerung-und-soziales/einkommen-und-soziale-lage/haushaltseinkommen>, abgerufen 30.3.2024).
- Statistik Austria – online: Kennzahlen zu Lebensbedingungen 2022: Indikatorendefinitionen. Indikatoren für soziale Inklusion in Österreich (<https://www.statistik.at/statistiken/bevoelkerung-und-soziales/einkommen-und-soziale-lage/armut>, abgerufen 30.5.2023).
- Statistik Austria – online: Pressemitteilung 13 245-011/24 „Inflation bleibt 2023 mit 7,8 % viermal höher als EZB-Zielwert“ (<https://www.statistik.at/fileadmin/announcement/2024/01/20240117VPI-Jahr2023.pdf>, abgerufen 30.5.2024).
- Statistik Austria – online. Verbraucherpreisindex: Übersichtstabelle Zeitreihen (<https://www.statistik.at/statistiken/volkswirtschaft-und-oeffentliche-finanzen/preise-und-preisindizes/verbraucherpreisindex-vpi/hvpi>, abgerufen 12.1.2024).
- Statistik Austria – online. Wohnkosten: Weiterführende Daten. Ergebnisse im Überblick: Wohnkosten Mikrozensus (<https://www.statistik.at/statistiken/bevoelkerung-und-soziales/wohnen/wohnkosten>, abgerufen 29.5.2024).
- Suizidprävention Austria (SUPRA – online. Trauerphasen nach Suizid (<https://www.gesundheit.gv.at/leben/suizidpraevention/hinterbliebene/trauerphasen.html#trauerphasen-als-orientierung>, abgerufen 28.3.2024).
- United Nations Sustainable Development Group (UNSDG) – online. Universal values – Leave No One Behind (<https://unsdg.un.org/2030-agenda/universal-values/leave-no-one-behind>, abgerufen 20.3.2024).
- Krebshilfe – Facebook. Forderung nach effektivem Kündigungsschutz für Krebspatient:innen, Beitrag im ORF, veröffentlicht 18.5.2024 (<https://www.facebook.com/photo/?fbid=746051551032030&set=a.295753976061792>, abgerufen 18.5.2024).
- WKO – online. Kündigung im Krankenstand. Zulässigkeit – Zugang – Entgeltfortzahlung (<https://www.wko.at/arbeitsrecht/kuendigung-krankenstand>, abgerufen 18.5.2024)
- GÖG – online. Etablierung von Social Prescribing (im Auftrag des BMSGPK) (<https://goeg.at/social-prescribing>, abgerufen 26.5.2024).

Medienberichte

- Altrock, J. (2022). Ist die Psyche belastet, schmerzt der Rücken, veröffentlicht 20.3.2022 (<https://www.derstandard.at/story/2000134080496/ist-die-psyche-belastet-schmerzt-der-ruecken>, abgerufen 11.4.2024).
- APA (2024). 2,1 Millionen Menschen nutzen Tiktok in Österreich monatlich. In: Der Standard online, veröffentlicht 24.10.2023 (<https://www.derstandard.at/story/3000000192458/21-millionen-menschen-nutzen-tiktok-in-oesterreich-monatlich>, abgerufen 11.4.2024).
- ÄrzteZeitung (2019). Stress stört die Knochenheilung, veröffentlicht 17.6.2019 (<https://www.aerztezeitung.de/Medizin/Stress-stoert-die-Knochenheilung-255412.html>, abgerufen 19.5.2024).
- Hautzenberger, K. (2024). Kärntner Ex-Prostituierte erzählt: „Da hört dich keiner, wenn du schreist“. In: Kleine Zeitung online, veröffentlicht 4.3.2024 (<https://www.kleinezeitung.at/kaernten/18188958/kaerntner-ex-prostituierte-erzaehlt-da-hoert-dich-keiner-wenn-du>, abgerufen 18.5.2024).
- Hombach, S. M. (2023). Therapeut: „Kein Mensch erkrankt rein körperlich oder rein seelisch“. In: Der Standard online, veröffentlicht 2.7.2023 (<https://www.derstandard.at/story/3000000176593/therapeut-kein-mensch-erkrankt-rein-koerperlich-oder-rein-seelisch>, abgerufen 11.4.2024).
- Kruckenhauser, P. (2024). Psychotherapeutin: „Therapie zu machen zeigt keine Schwäche, das braucht wirklich viel Mut“. In: Der Standard online, veröffentlicht 7.4.2024 (<https://www.derstandard.at/story/3000000214541/psychotherapeutin-therapie-zu-machen-zeigt-keine-schwaechedas-braucht-wirklich-viel-mut>, abgerufen 11.4.2024).
- Möseneder, M. (2024). Raubprozess gegen drei Teenager um ihre „schwere Zeit“. In: Der Standard online, veröffentlicht 27.3.2024 (<https://www.derstandard.at/story/3000000213486/raubprozess-gegen-drei-teenager-um-ihre-schwere-zeit>, abgerufen 27.3.2024).
- Nimmervoll, L. (2024). Jugendpsychiater Plener: „Sehen Drogenkonsum, wie ich ihn bisher nicht kannte“. In: Der Standard online, veröffentlicht 2.4.2024 (<https://www.derstandard.at/story/3000000214031/jugendpsychiater-plener-sehen-drogenkonsum-wie-ich-ihn-bisher-nicht-kannte>, abgerufen 6.4.2024).
- ORF Topos (2024). „Gastarbeiterinnen“ und ihr vergessenes Verdienst, veröffentlicht 15.5.2024 (<https://topos.orf.at/Gastarbeiterinnen100>, abgerufen 15.5.2024).
- Pötsch, M. (2024). Welche Rolle spielt die Psyche bei körperlichen Beschwerden? In: Der Standard online, veröffentlicht 7.3.2024 (<https://www.derstandard.at/story/3000000210343/welche-rolle-spielt-die-psyche-bei-koerperlichen-beschwerden>, abgerufen 11.4.2024).

Anhang

Forschungsdesign

Übergeordnetes **Ziel** der Kärntner Armutsstudie war es, eine fundierte Basis für die Reflexion von Rahmenbedingungen und Unterstützungsangeboten zur Armutsbekämpfung in Kärnten zu schaffen. Im Sinne einer kooperativen Sozialplanung möchte die Studie einen Diskussionsbeitrag für Politik, Verwaltung, soziale Organisationen und Betroffene leisten.

Die Studie stellte einige aus Forschung und Praxis bekannte **armuts- und ausgrenzungsrelevante Themenfelder** in den Fokus, das offene Methodendesign ließ es aber zu, dass im Forschungsprozess noch weitere Aspekte hinzukommen; dies trat in allen Erhebungsphasen tatsächlich ein. Ausgegangen wurde von den Themen: Wohnen, Energie, Mobilität, Migration, Alter, Bildung, Frauen, Working Poor und Ein-Personen-Unternehmen.

Die Kärntner Armutsstudie bestand aus den **folgenden vier Erhebungsteilen** (Work-Packages), in denen unterschiedliche Zielgruppen mit einem auf sie abgestimmten Methodenset befragt wurden.

Work-Package 1

Expert:innen-Interviews mit sieben Berater:innen und Betreuer:innen, die in Einrichtungen der öffentlichen Hand, des Non-Profit-Sektors oder in Interessenvertretungen direkt mit Klient:innen arbeiten (März 2023)

Ziel: aktuelle Lage in Kärnten so abzustecken, dass der Fragebogen für den zweiten Erhebungsteil praxisnah gestaltet werden konnte; Hintergrund für die Auswertungen in Teil 3 und 4.

Erhebungsinstrument: leitfadengestützte Expert:innen-Interviews (offene Gesprächsführung, um den Befragten die Gelegenheit zu geben, ihre Standpunkte darzulegen und die ihnen wichtigen Aspekte anzusprechen; ergänzend Leitfaden, um alle Forschungsfragen anzusprechen).

Auswertung: *Qualitative Inhaltsanalyse* (nach Mayring^a) der wörtlich transkribierten Interviews, Basis: 6 Interviewstunden, 99 Seiten Transkripte (A4, Calibri 11 Punkt, einzeilig)

Work-Package 2

Online Befragung von 315 Kärntner Sozialexpert:innen mit direktem Klient:innen-Kontakt (September 2023)

Ziel: Problemlagen von Armutsbetroffenen und -gefährdeten aus professioneller Perspektive zu erfassen und Einschätzung von der Verbreitung der Problemlagen zu gewinnen. Berater:innen und Betreuer:innen mit direktem Klient:innen-Kontakt haben einen Überblick über eine Vielzahl von Betroffenen und die nötige Distanz, um prinzipielle Problemlagen und Trends zu erkennen.

Erhebungsinstrument: Online-Fragebogen; Ausfülldauer: rund 30 Minuten. Er enthielt Fragen mit vorgegebenen Antworten und einige offenen Fragen; damit wurde ein offenes Element integriert, das Platz für Informationen über weitere Themenfelder bzw. neue Entwicklungen ließ.

Auswertung: *deskriptive Analyse der statistischen Daten, qualitative Inhaltsanalyse* für offene Antworten; Basis: 315 vollständig ausgefüllte Fragebogen.

^a zB: Mayring, P. (2000). Qualitative Inhaltsanalyse. In: Forum Qualitative Sozialforschung 1(2). Art. 20.

Work-Package 3

Narrative Interviews mit 18 Armutsbetroffenen und -gefährdeten, die in Kärnten leben (Oktober 2023)

Ziel: die soziale Wirklichkeit eines Alltags in Armut(sgefährdung) erfassen, indem man die Betroffenen selbst zu Wort kommen zu lässt, um ihre Lebensgeschichten, Erfahrungen und Bedürfnisse darzulegen. Dahinter stehen die Fragen, wie Menschen in Kärnten in Armut geraten, aus welchen Gründen sie in Armut verbleiben, wie ihnen bereits geholfen wird und welche Unterstützungsangebote sie noch zusätzlich bräuchten.

Erhebungsinstrument: narrative, biografische Interviews (nach Schütze^b) mit abschließendem leitfadengestütztem Gesprächsteil

Auswertung: Auswertung der objektiven biografischen Daten im Sinn der *Objektiven Hermeneutik*^c und der wörtlich transkribierten Interviews nach der *Qualitativen Inhaltsanalyse*; Basis: Interviewstunden, 496 Seiten Transkripte (A4, Calibri 11 pt., einzeilig)

Work-Package 4

Zwei Fokusgruppen mit Entscheidungsträger-innen einerseits aus der öffentlichen Verwaltung (acht Teilnehmer-innen), andererseits aus sozialen Non-Profit-Einrichtungen bzw. Interessenvertretungen (elf Teilnehmer-innen) (März 2024)

Ziel: Vorstellung ausgewählter Studien-Ergebnisse anhand von Fallgeschichten aus Work-Package 3; Festmachen der strukturellen Problemlagen rund um die Fallgeschichten; Vorstellung von vorhandenen und gewünschten Lösungsansätzen

Erhebungsinstrument: moderierte Gruppendiskussionen (Fokusgruppen)

Auswertung: Qualitative Inhaltsanalyse (nach Mayring) der wörtlich transkribierten Interviews, Basis: drei Stunden 15 Minuten Diskussionszeit (exklusive Input-Vortrag), 95 Seiten Transkripte (A4, Calibri 11 Punkt, einzeilig)

Genau und verlässliche Transkripte sind die Voraussetzung für die qualitative Interpretationsarbeit. Unser herzlicher Dank geht an Corinna Ivancic, Ute Springer und Jutta Konvicka, die alle Interviews und Fokusgruppen in hoher Qualität transkribiert haben.

^b siehe zB: Schütze, F. (1983). Biographieforschung und narratives Interview, in: Neue Praxis 3, 1983; Rosenthal, G. (2008). Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung, Bonn, S. 137-160.

^c Diese Methode der Auswertung orientiert sich an der „Objektiven Hermeneutik“ von Ulrich Oevermann und folgt den Vorschlägen von Gabriele Rosenthal, siehe zB: Oevermann, U./Allert, T./Konau, E./Krambeck, J. (1979). Die Methodologie einer „objektiven Hermeneutik“ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften, in: Soeffner, H. G. (Hg.). Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften, Stuttgart; Rosenthal, G. (1995). Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen, Frankfurt/Main; Rosenthal, G. (2008). Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung, Bonn, S. 161-198.

Literaturverweise – Endnoten:

¹ EU-SILC 2023, S. 159.

² Statistik Austria – online: Armut.

³ Vgl. Lamei & Till-Tenschert, 2005.

⁴ Vgl. SDG Watch 1

⁵ Vgl. SDG Watch 2

⁶ Vgl. zB Dawid (2023), S. 77-97.

⁷ Vgl. Dawid & Heitzmann, 2022, insbesondere S. 7-23.

⁸ Ebd., S. 9.

⁹ Siehe dazu auch: Nowotny et al., 2019, vor allem S. 127-145.

¹⁰ Vgl. Kruckenhauser, 2024.

¹¹ Vgl. Dawid & Heitzmann, 2022, S. 13.

¹² Vgl. zB Hombach, 2023.

¹³ Vgl. Dawid & Heitzmann, 2022, S. 108.

¹⁴ Vgl. zB Pötsch, 2024.

¹⁵ Vgl. zB Dawid & Heitzmann 2022, S. 124.

¹⁶ Siehe S. 160

¹⁷ Vgl. zB Nimmervoll, 2024.

¹⁸ Vgl. zB Dawid & Heitzmann, 2022, S. 41-61.

¹⁹ Vgl. ebd., S. 101-114.

²⁰ Vgl. ORF Topos, 2024.

²¹ Vgl. Koch et al., 2013.

²² Vgl. zB Mosser & Dawid, 2001.

²³ Vgl. Hautzenberger, 2024.

²⁴ Vgl. ÄrzteZeitung, 2019.

²⁵ Weigl & Gaiswinkler, 2019, S. III.

²⁶ Gut ablesbar sind die individuellen und auch gesellschaftlichen Folgen häuslicher Gewalt gegen Frauen in den (viele Lebensbereiche berücksichtigenden) Arbeiten, die die Folgekosten zu erfassen suchen: für Deutschland Sacco, 2017 und Brzank, 2009, für Österreich und für Großbritannien die Pionierarbeit von Walby, 2004.

²⁷ Vgl. Dawid & Heitzmann, 2022, S. 102-115.

²⁸ Vgl. ebd., S. 86ff.

²⁹ Clarke & Thévenon, 2024, S. 356.

³⁰ Ebd., S. 356.

³¹ Ebd., S. 372.

³² Siehe Frühe Hilfen – online (<https://fruehehilfen.at/>, abgerufen 29.5.2024).

³³ Dawid & Heitzmann 2015, S. 24.

³⁴ Vgl. Land Kärnten – online: Bevölkerung.

³⁵ Vgl. EU-SILC 2023, S. 160.

³⁶ Vgl. EU-SILC 2023, S. 74.

³⁷ Vgl. Siegert 2022 und Gasior et al. 2023.

³⁸ Vgl. zB Dawid & Heitzmann 2022, S. 7-23.

³⁹ EU-SILC 2023, S. 72.

⁴⁰ Ebd.

⁴¹ Ebd.

⁴² Vgl. zB Dawid & Heitzmann 2022.

- ⁴³ Vgl. für die Wirkung der Corona-Krise auf Armutsbetroffene: Dawid 2020 und 2021.
- ⁴⁴ Inflationsrate 2022: 8,6 %, 2023: 7,8 % (Statistik Austria – online: Pressemitteilung 13 245-011/24).
- ⁴⁵ Heitzmann & Staudinger 2023.
- ⁴⁶ Dawid 2023.
- ⁴⁷ Vgl. Dawid 2023. Siehe auch die EU-SILC-Erhebungen, die die „Indikatoren materieller und sozialer Deprivation auf Haushaltsebene“ ausweisen, zB ob es möglich ist, „die Wohnung angemessen warm zu halten“. Statistik Austria, 2023, S. 45.
- ⁴⁸ Vgl. zusammenfassend Heitzmann & Staudinger 2023.
- ⁴⁹ Vgl. Dawid 2023, S. 136ff. Dort finden sich auch Erklärungsansätze, weshalb statistisch verlässliche und repräsentative Daten und die Wahrnehmung der Betroffenen so weit auseinander liegen.
- ⁵⁰ Statistik Austria – online: Wohnkosten.
- ⁵¹ EU-SILC 2023, S. 156.
- ⁵² Statistik Austria – online: Wohnkosten, Tabellenband 2023, Tab. 2.2.
- ⁵³ Ebd., Tab. 2.6.
- ⁵⁴ Ebd., Tab. 2.4 und 2.8.
- ⁵⁵ EU-SILC 2023, S. 56 & 157.
- ⁵⁶ Vgl. zB Dawid 2023, S. 88ff. und für die Bezieher-innen der Wiener Mindestsicherung: Dawid & Heitzmann 2022, S. 139ff.
- ⁵⁷ Vgl. EU-SILC 2023, S. 45.
- ⁵⁸ Vgl. Statistik Austria – online 2023. Kennzahlen zu Lebensbedingungen 2022, Tab. 7.2.
- ⁵⁹ Siehe auch: UNHCR 2015, S. 28-33; Dawid & Heitzmann 2015, S. 170ff.
- ⁶⁰ Aufgrund niedriger Fallzahlen sehr hohe Schwankungsbreite und daher nur schwer interpretierbar.
- ⁶¹ Vgl. EU-SILC 2023, S. 168.
- ⁶² Ebd., S. 63.
- ⁶³ Ebd., S. 72f.
- ⁶⁴ Ebd., S. 124.
- ⁶⁵ Ebd., S. 120.
- ⁶⁶ Ebd., S. 100.
- ⁶⁷ Siehe auch Dawid & Heitzmann 2022, S. 141 zusammenfassend und in allen Lebensgeschichten der befragten Mütter und Väter; Dawid 2023, S. 117-122.
- ⁶⁸ EU-SILC 2023, S. 73.
- ⁶⁹ Vgl. zB Sardinha et al. 2022; für Österreich, aber älter: zB Kapella et al. 2011.
- ⁷⁰ EU-SILC 2023, S. 40 f.
- ⁷¹ Vgl. zB für die Wiener Mindestsicherung: Heuberger 2021; für Österreich: Fuchs et al. 2020.
- ⁷² Vgl. Schenk 2019, S. 4f.
- ⁷³ Vgl. Heuberger, S. 5f.
- ⁷⁴ Ebd., Fußnote S. 5.
- ⁷⁵ Vgl. Mayrhuber et al. 2023, S. 11.
- ⁷⁶ Vgl. Dawid 2021: Das Zitat wurde im Bericht zur Studie nicht veröffentlicht, es stammt aus einer Fokusgruppe mit arbeitslosen Personen in Wien.
- ⁷⁷ Land Kärnten 2023, S. 90.
- ⁷⁸ Land Kärnten – online. Sozialhilfe & Hilfe zum Lebensunterhalt.
- ⁷⁹ Sozialhilfe-Grundsatzgesetz, Ziele.
- ⁸⁰ Vgl. Mayrhuber et al. 2023, S.
- ⁸¹ Mayrhuber et al. 2023, S. 43.
- ⁸² Vgl. Land Kärnten – online. Soziales.
- ⁸³ Mayrhuber et al. 2023, S. 9.

⁸⁴ Vgl. Land Kärnten – online. Soziales; Land Kärnten 2023, S. 34.

⁸⁵ Mayrhuber et al. 2023, S. 10.

⁸⁶ Vgl. Land Kärnten – online. Soziales; Mayrhuber et al. 2023, S. 80.

⁸⁷ Vgl. Land Kärnten – online. Soziales.

⁸⁸ Vgl. Land Kärnten – online. Soziales.

⁸⁹ Mayrhuber et al. 2023, S. 45.

⁹⁰ Vgl. Mayrhuber et al. 2023, S. 50.

⁹¹ Vgl. Die Armutskonferenz 2022, S. 20.

⁹² Ebd., S. 8.

⁹³ Mayrhuber et al. 2023, S. 7.

⁹⁴ Ebd., S. 9.